

Evangelische Fachhochschule Freiburg

Hochschule für Soziale Arbeit, Diakonie und Religionspädagogik

Diplomarbeit:

„Also, dieses System, was da aufgebaut wurde, aus dem rauszukommen. Wirklich rauszukommen!“

Eine qualitative Interviewstudie mit erwachsenen Töchtern von
suchtkranken Müttern

vorgelegt von:

Svenja Matzer

Fachbereich Sozialpädagogik

Betreut von:

Professor Dr. Joachim Walter
(Erstprüfer)

Helga Dilger
(Zweitprüferin)

Abgabetermin: Sommersemester 1999

Freiburg, den 15. September 1999

Inhaltsverzeichnis:

| | |
|---|-----------|
| Vorwort..... | 5 |
| 1. Einleitung..... | 6 |
| 2. Kurzvorstellung der interviewten Frauen..... | 8 |
| 3. Methode der qualitativen Forschung..... | 12 |
| 3.1. Entwicklung eines Leitfadens und Abgrenzung zu anderen Befragungstypen..... | 12 |
| 3.2. Arbeitsschritte im qualitativen Forschungsprozeß..... | 14 |
| 4. Vorbereitung und Durchführung der Interviews..... | 17 |
| 4.1. Entwurf des Leitfadens..... | 17 |
| 4.2. Kontaktaufnahme mit den Frauen..... | 19 |
| 4.3. Durchführung der Interviews..... | 20 |
| 4.4. Auswertung der Interviews..... | 21 |
| 5. Theorieteil..... | 23 |
| 5.1. Sozialisation von Mädchen..... | 23 |
| 5.1.1. Definition von Sozialisation..... | 23 |
| 5.1.2. Phasen der Sozialisation..... | 24 |
| 5.1.2.1. Imitation..... | 24 |
| 5.1.2.2. Identifikation..... | 25 |
| 5.1.3. Sozialisationsinstanzen und ihr Einfluß auf die Geschlechtsidentität..... | 25 |
| 5.1.3.1. Sozialisationsinstanz Familie..... | 26 |
| 5.1.3.2. Sozialisationsinstanz Mutter..... | 27 |
| 5.1.3.3. Bedeutung der Peer-Gruppe für Mädchen..... | 28 |
| 5.1.3.4. Sozialisationsinstanz Gesellschaft..... | 29 |
| 5.1.4. Eigene Zuordnung der Kinder in die Geschlechtskategorien männlich/weiblich..... | 30 |
| 5.2. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter..... | 31 |
| 5.2.1. Gleichheit des Geschlechts..... | 31 |
| 5.2.2. Separation und Individuation in der Mutter-Tochter-Beziehung..... | 32 |
| 5.3. Sucht aus systemischer Sicht..... | 34 |
| 5.3.1. Das Familienkonstrukt und seine Regeln..... | 34 |
| 5.4. Kinder von Suchtkranken..... | 37 |
| 5.4.1. Zahlen und Fakten zum Thema..... | 37 |
| 5.4.2. Psychische Merkmale der Töchter aus Suchtfamilien..... | 38 |

| | |
|--|------------|
| 5.4.3. Mögliche Auswirkungen auf Kinder von Suchtkranken..... | 41 |
| 5.4.4. Rollen, Persönlichkeitsmerkmale, charakteristische Gefühle, Verhaltensweisen von Kindern aus einer suchtkranken Familie..... | 42 |
| 5.4.5. Peer-Gruppe..... | 45 |
| 5.4.6. Resümee..... | 46 |
| 6. Interviewteil..... | 47 |
| 6.1. Einzelauswertung der Interviews..... | 47 |
| 6.1.1. Marion..... | 47 |
| 6.1.2. Susanne..... | 54 |
| 6.1.3. Sarah..... | 61 |
| 6.1.4. Frau Metzger..... | 68 |
| 6.1.5. Frau Hartmann..... | 79 |
| 6.1.6. Frau Hübner..... | 88 |
| 6.2. Die süchtige Familiensituation der Töchter..... | 94 |
| 6.2.1. Streit zwischen den Eltern..... | 94 |
| 6.2.2. Keine Nähe innerhalb der Familie..... | 95 |
| 6.2.3. Emotionale und körperliche Abwesenheit der Eltern..... | 95 |
| 6.2.4. Keine Erziehung durch die Eltern..... | 96 |
| 6.2.5. Tabuisierung von Sexualität..... | 97 |
| 6.2.6. Droge nicht Ursache für die Probleme in der Familie..... | 98 |
| 6.2.7. Kein Austausch innerhalb und außerhalb der Familie über die Sucht..... | 98 |
| 6.2.8. Physischer und emotionaler Mißbrauch..... | 99 |
| 6.2.9. Vater schafft keinen Ausgleich..... | 100 |
| 6.2.10. Geschwister geben sich keine Unterstützung..... | 102 |
| 6.2.11. Wichtige Bezugspersonen..... | 103 |
| 6.2.12. Auflösung der Familie..... | 105 |
| 6.2.13. Zusammenfassung der Auffälligkeiten..... | 106 |
| 6.3. Beziehung zwischen der Tochter und der suchtkranken Mutter..... | 109 |
| 6.3.1. Verhalten der Mutter und das Erleben durch die Tochter..... | 109 |
| 6.3.2. Wahrnehmung der Sucht der Mutter..... | 111 |
| 6.3.3. Konsummenge und Trinkverhalten der Mutter..... | 113 |
| 6.3.4. Umgang mit der Sucht der Mutter..... | 114 |
| 6.3.5. Gefühle der Tochter..... | 116 |
| 6.3.6. Mutter als Vorbild bzw. Gegenvorbild..... | 117 |

| | |
|--|------------|
| 6.3.7. Eigener Umgang mit der Droge der Mutter..... | 117 |
| 6.3.8. Töchter von süchtigen Müttern..... | 120 |
| 6.3.8.1. Exkurs: Schneewittchen und die Abwertungsdynamik..... | 121 |
| 6.4. Bewältigungsstrategien der Töchter..... | 124 |
| 6.4.1. Begriffsdefinition und Ziel von Bewältigung..... | 124 |
| 6.4.2. Formen der Bewältigung der Töchter..... | 125 |
| 6.4.2.1. Aktives, problemlöseorientiertes Handeln..... | 125 |
| 6.4.2.2. Belastungsschwächende, akzeptierende Distanzierung..... | 126 |
| 6.4.2.3. Expressive Reaktionen..... | 127 |
| 6.4.2.4. Evasive Formen..... | 127 |
| 6.4.2.5. Passiv-resignatives Verhalten..... | 128 |
| 6.4.2.6. Selbstschädigendes Verhalten..... | 129 |
| 6.4.3. Exemplarisch: 3-Phasenmodell nach Koch und Ritter..... | 131 |
| 6.4.3.1. Abwehrmechanismen als Überlebens- und Bewältigungsstrategie..... | 132 |
| 7. Erwachsene Töchter von suchtkranken Müttern..... | 133 |
| 7.1. Grundgefühle der erwachsenen Töchter..... | 134 |
| 7.1.1. Verantwortungsgefühl..... | 134 |
| 7.1.2. Verlassen und unerwünscht sein..... | 134 |
| 7.1.3. Schuld- und Schamgefühle..... | 136 |
| 7.1.4. Angst vor Selbstverlust..... | 136 |
| 7.1.5. Emotionale Verletzlichkeit..... | 137 |
| 7.1.6. Vertrauen und Erwartungen..... | 138 |
| 7.1.7. Kontrolle..... | 138 |
| 7.1.8. Grenzen..... | 139 |
| 7.1.9. Bindung..... | 139 |
| 7.2. Stärken der erwachsenen Töchter..... | 143 |
| 7.3. Der Schritt vom erwachsenen Kind zum erwachsenen Menschen..... | 145 |
| 8. Schlußwort..... | 146 |
| 9. Bücher für Betroffene..... | 149 |
| 10. Literaturverzeichnis..... | 152 |
| 11. Anhang | 160 |

Vorwort

Die Durchführung dieser Arbeit hat sich als wesentlich schwieriger herausgestellt, als ich dies im Vorfeld angenommen habe. Alleine schon Frauen zu finden, die bereit gewesen sind, die Interviews mit mir durchzuführen, war die bedeutendste Hürde. Aus diesem Grund hatte ich erst sehr spät genügend Interviewmaterial zusammen, um sie als Grundbaustein meiner Arbeit zu benutzen. Zusätzlich mußte ich im Laufe meiner Literaturrecherchen feststellen, daß es faktisch nichts zu dem Thema „Töchter von suchtkranken Müttern“ gibt. Aufgrund dessen habe ich verschiedene Einrichtungen, Landesstellen und AutorInnen angeschrieben, die vielleicht etwas über suchtkranke Menschen und/oder deren Kindern veröffentlicht haben. Doch auch dies brachte nicht den gewünschten Erfolg, da dieses Thema in der sozialen Forschung anscheinend noch keinen Platz gefunden hat.

Trotz des ‚Mißerfolgs‘ meines ursprünglichen Anliegens wurde ich darin bestärkt, daß es wichtig ist, dieses Thema genauer zu untersuchen. Hinzu kam, daß die Antworten der von mir angeschriebenen Personen mir signalisierten, daß sie es selbst für wichtig halten, mehr über Töchter von suchtkranken Müttern zu erfahren und sie Interesse an den Ergebnissen meiner Arbeit besitzen. Dies brachte mir eine zusätzliche Motivation, da ich wußte, dass durch eine Weitergabe der Ergebnisse dieser Arbeit an interessierte Einrichtungen und Personen diese Diplomarbeit vielleicht den einen oder anderen Weg in die Öffentlichkeit findet.

An dieser Stelle möchte ich jedoch betonen, daß diese Arbeit nur ein Anfang sein kann, sich darüber Gedanken zu machen, welche speziellen Auswirkungen die Suchterkrankung der Mutter oder des Vaters auf die Söhne und Töchter hat.

Meine persönliche Motivation, über dieses Thema zu schreiben, hat ihren Ausgang in den unterschiedlichen sozialen Einrichtungen, in denen ich mit suchtkranken Frauen und Kindern von suchtkranken Eltern in Berührung gekommen bin. Diese sind zum einen mein studienbegleitendes Praktikum, das ich während des dritten und vierten Semesters meines Sozialpädagogikstudiums bei MAKS (Modellprojekt Arbeit mit Kindern von Suchtkranken) absolviert habe und dort zum ersten Mal mit dem Thema Sucht zu tun hatte. Weiterer Berührungspunkte waren meine beiden Praktika in der Jugendberatung e.V. in Freiburg, sowie in der Suchtklinik für Frauen ‚Lindenhof‘ in Schallstadt. Die dort gesammelten Erfahrungen haben mein Interesse an der Arbeit mit Frauen in Verbindung mit Sucht geweckt. Daher war es für mich naheliegend, ein Diplomarbeitsthema zu wählen, das mit eben dieser Thematik zu tun hat.

Vorab möchte ich mich besonders bei den interviewten Frauen bedanken, die mir so bereitwillig Einblicke in ihr Leben ermöglicht haben und dadurch diese Arbeit überhaupt erst zu realisieren war. Darüber hinaus möchte ich mich all denen bedanken, die mir bei der inhaltlichen und praktischen Ausarbeitung dieser Arbeit geholfen haben.

1. Einleitung

Das Thema Kinder von Suchtkranken ist in den Sozialwissenschaften und der Medizin bereits sehr genau untersucht worden. Es gibt eine Vielzahl an Literatur zu diesem Thema und es entstehen immer mehr Einrichtungen, die sich speziell mit solchen Kindern beschäftigen. Ebenso wurden die Folgen des Drogenkonsums für das spätere Leben der Kinder untersucht. In diesem Zusammenhang spricht man von Erwachsenen Kindern von Suchtkranken.

Doch wenn man näher hinschaut, wird man seltener die Begriffe *suchtkranke Mütter und ihre Töchter*, *suchtkranke Väter und ihre Söhne* finden, sondern eben nur *suchtkranke Eltern und ihre Kinder*.

Bei dieser Arbeit geht es darum, genauer hinzuschauen und zu untersuchen, was es denn nun ganz konkret für erwachsene Töchter bedeutet, eine suchtkranke Mutter zu haben.

Zu diesem Zweck habe ich sechs Interviews mit Frauen geführt, deren Mütter von Alkohol und/oder Tabletten abhängig gewesen sind. Darüber hinaus versucht diese Arbeit, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie die Töchter sich von dem suchtkranken Familiensystem, in dem sie groß geworden sind, lösen können. Dies hat sich nach der Auswertung der Interviews als ein zentraler Aspekt für die Frauen herausgestellt und hat gleichzeitig eine Bedeutung für die soziale Arbeit mit Kindern von Suchtkranken.

Die vorliegende Arbeit basiert nicht ausschließlich auf theoretischen Kenntnissen, sondern legt ihren Schwerpunkt vielmehr auf die individuellen und authentischen Erfahrungen der interviewten Frauen. Sie erfüllt nicht den Maßstab einer repräsentativen Studie, sondern diese Arbeit gibt unterschiedliche Einblicke in die Lebenswelt und die Sozialisation von Töchtern von suchtkranken Müttern.

Die Arbeit ist in drei Teile aufgegliedert:

- ✗ Der erste Teil stellt zur besseren Übersichtlichkeit die von mir befragten Frauen vor. Darüber hinaus wird die Methode der qualitativen Forschung in der Theorie dargestellt und es wird die Vorbereitung und Durchführung der Interviews erklärt, die im Zusammenhang mit dieser Arbeit geführt worden sind.
- ✗ Im Anschluß daran kommt eine Darstellung der relevanten Theorie, die Voraussetzung ist für das tiefere Verständnis der Ergebnisse der Interviews. Die theoretischen Themen sind die „Sozialisation von Mädchen“ sowie die „Beziehung zwischen Mutter und Tochter“. Diese behandeln die Geschlechtsspezifik, die dem Thema der Arbeit zugrunde liegt. Des weiteren werden die Themen „Sucht aus systemischer Sicht“ und „Kinder von Suchtkranken“ dargestellt.

- ✕ Der dritte Teil basiert auf den geführten Interviews. Die Sozialisation und die Biographie der Töchter werden anhand von Einzelauswertungen veranschaulicht. Diese Arbeit enthält nicht die Interviews in ihrer gesamten Länge. Daher bedarf es der individuellen Auswertung, um die Bedingungen und Erfahrungen, die in dem Lebenslauf der Frau eine bedeutsame und prägende Rolle gespielt haben, verstehen zu können.

Nach den Einzelauswertungen sind die einzelnen Themen und Bereiche aus den Interviews zu einer Querauswertung zusammengefaßt. Bei dieser Analyse wird besonders auf das Aufwachsen der Töchter im suchtkranke Familiensystem geblickt, sowie auf die besonderen Umstände der Beziehung zur suchtkranken Mutter. Anschließend werden die unterschiedlichen Bewältigungsstrategien der Töchter herausgearbeitet. Am Ende dieses Kapitels wird die heutige Lebenssituation der Töchter beleuchtet. Es wird herausgearbeitet, was es konkret bedeutet, Tochter einer suchtkranken Mutter zu sein.

2. Kurzvorstellung der interviewten Frauen¹

Zur Darstellung der Interviews habe ich mich dagegen entschieden, in meiner Arbeit die Frauen mit Nummern oder Buchstabenkürzel zu bezeichnen. Daher habe ich für die Frauen Namen ‚erfunden‘. Es ist mir ein Anliegen, respektvoll mit dem Material umzugehen, daß die Frauen mit mir geteilt haben. Zur Erklärung muß an dieser Stelle gesagt werden, daß ich mich mit drei Frauen von Beginn an geduzt habe. Dies war ein Wunsch von Seiten der Frauen.

Marion

Marion ist 22 Jahre alt und Studentin der Pädagogik an der Pädagogischen Hochschule.

Sie meldete sich bei mir aufgrund eines Aushangs an der PH und war damit auch die einzige Frau, die sich “von sich aus” gemeldet hat.

Die Eltern von Marion sind seit ihrem zehnten Lebensjahr geschieden, der Vater wohnte jedoch weiterhin in dem gleichen Haus wie die Mutter mit den Kindern. Marion hat einen zwei Jahre jüngeren Bruder.

Die Mutter von Marion konsumiert seit 1993/1994 Alkohol (Bier), Marion selbst ist die Sucht allerdings erst seit etwa 2-3 Jahren bewußt. Da sie zu ihrer Mutter nach eigenen Aussagen schon immer ein sehr konfliktreiches Verhältnis besessen hat, besuchte Marion eine psychosoziale Beratungsstelle, um herauszufinden, was in der Beziehung zur Mutter nicht in Ordnung ist. In diesen Beratungsgesprächen fand sie dann heraus, daß ihre Mutter Alkoholikerin ist.

Zum Vater hat sie eine ausreichende Beziehung; es gibt keinen Streit, aber sie sind emotional nicht stark verbunden.

Zu Beginn ihres Studiums wohnte Marion noch zu Hause, bis sie vor ein paar Monaten nach Freiburg gezogen ist.

Susanne

Susanne ist 26 Jahre alt und studiert Germanistik und Politik an der Universität Freiburg.

Der Kontakt zu ihr kam über eine Beratungsstelle zustande, die sie wegen der Sucht ihrer Mutter besucht.

Als Kind hatte Susanne ein sehr intensives Verhältnis zum Vater; zur Mutter hat sie, seit sie sich erinnern kann, ein konfliktreiches Verhältnis.

¹Am Ende der Arbeit befindet sich eine Kurzübersicht der Frauen zum Aufklappen, um während des Lesens ein unnötiges Hin- und Herblättern zu vermeiden.

Ihre Mutter trinkt Alkohol („harte Sachen“), was sie aber erst im Alter von 14, 15 Jahren erfahren hat, als sie zufällig leere Alkoholflaschen gefunden hat. Vom Vater erfährt sie, daß die Mutter bereits Alkohol konsumierte, als die Eltern sich kennengelernt haben, jedoch noch nicht in einem auffälligen Maße.

Mit 18 ist Susanne von zu Hause ausgezogen, erst zu einer Freundin und deren Mutter, anschließend nach Freiburg, um ihr Studium zu beginnen.

Die Eltern leben noch zusammen, obwohl es in der Beziehung der Eltern sehr viel Streit gibt.

Vor ca. einem Jahr hat sie von sich aus den Vater das erste Mal auf die Sucht der Mutter angesprochen.

Sarah

Sarah ist 19 Jahre alt und hat gerade ihre Fachhochschulreife bestanden.

Der Kontakt kam über eine soziale Einrichtung zustande, die sie seit längerem als Kind von suchtkranken Eltern besucht.

Die Mutter von Sarah konsumierte Alkohol und Tabletten und verstarb an den Folgen ihrer Sucht, als Sarah sechs Jahre alt war.

Sarah hat die Vermutung, daß die Mutter auch während der Schwangerschaft tabletten- und alkohol-süchtig war, da Sarah mit einer organischen Fehlbildung auf die Welt gekommen ist.

Der Vater ist ebenfalls Alkoholiker, hat nach dem Tod der Mutter exzessiv zu trinken begonnen und sich kaum noch um Sarah gekümmert. Als Sarah ungefähr 10 Jahre alt war, hat ihr Vater eine Therapie begonnen und ist seitdem trocken. Zu dem selben Zeitpunkt ist sie nach Freiburg in ein Heim gekommen, indem sie insgesamt 5 Jahre verbracht hat. Heute lebt sie mit ihrem Vater zusammen, der demnächst wieder heiraten möchte.

Frau Metzger

Frau Metzger ist 44 Jahre alt und arbeitet als Ärztin. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Sie besucht zur Zeit ebenfalls eine Beratungsstelle, da ihr Mann Alkoholiker ist. Über diese kam auch der Kontakt zustande.

Die Eltern leben noch zusammen, Frau Metzger hat zwei jüngere Brüder.

Die Mutter ist ebenfalls Alkoholikerin und hat mit dem Trinken begonnen, seit Frau Metzger etwa 17 Jahre alt war.

Solange sie sich erinnern kann, war das Verhältnis zur Mutter durch Konfrontation geprägt und es gab sehr viel Streit zwischen den beiden.

Mit 18 ist sie von daheim ausgezogen, um ein Studium der Medizin zu beginnen.

Mit 21 hat sie ihren jetzigen Mann geheiratet.

Das Verhältnis zu ihren Eltern ist in Ordnung, wenn auch keine emotionale Ebene zwischen ihnen besteht. Aufgrund einer großen räumliche Distanz sieht sie ihre Eltern eher selten, was ihr aber auch recht ist.

Durch die Alkoholsucht ihres Mannes ist dieses Thema sehr aktuell für Frau Metzger.

Frau Hartmann

Frau Hartmann ist 22 Jahre alt und hat eine Tochter im Alter von 15 Monaten. Sie lebt zur Zeit in einer Suchtklinik, da sie selbst suchtkrank ist. Über diese Klinik wurde auch der Kontakt hergestellt.

In der Beziehung der Eltern kam es oft zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, die sie und ihr ein Jahr älterer Bruder auch direkt miterlebten. Ihre Eltern trennten sich, als Frau Hartmann 13 Jahre alt war.

Die Mutter konsumierte in den ersten paar Monaten nach der Geburt von Frau Hartmann Schlaf-tabletten, anschließend Alkohol. Sie vermutet, daß ihre Mutter während der Schwangerschaft nicht konsumierte, da sie auch mit dem Rauchen aufgehört hatte. Das Verhältnis zwischen Frau Hartmann und ihrer Mutter ist insgesamt schwierig.

Der Vater ist ebenfalls Alkoholiker. Dieser war gegenüber ihrem älteren Bruder und ihr sehr gewalttätig.

Nach der Trennung der Eltern wohnte Frau Hartmann ein paar Monate mit ihrer Mutter zusammen, bis ein Freund der Mutter in die Wohnung gezogen ist. Ab dem Zeitpunkt wohnte Frau Hartmann zeitweise mit einer gleichaltrigen Freundin in einer Wohnung, da sie es bei ihrer Mutter nicht mehr aushalten hat.

Etwa zur selben Zeit kam sie mit Drogen in Berührung. Zu Beginn konsumierte sie Anti-Depressiva, die sie vom Arzt verschrieben bekommen hat, sowie Haschisch. Bis sie 21 Jahre alt ist, konsumierte sie mit Ausnahme von kürzeren Clean-Phasen Haschisch, Heroin, Speed und Kokain.

Vor ca. einem Jahr hat Frau Hartmann eine Auflage vom Gericht bekommen, entweder eine Haftstrafe zu bekommen oder eine Therapie zu machen.

Die Tochter Marie von Frau Hartmann lebt bei Pflegeeltern, da sie aufgrund ihrer Sucht wohl nicht in der Lage gewesen ist, ausreichend für sie zu sorgen. Sie hält den Kontakt zu der Tochter und sie möchte nach Beendigung der Therapie gemeinsam mit Marie leben.

Über den Vater des Kindes hat Frau Hartmann keine Angaben gemacht.

Frau Hübner

Frau Hübner ist 45 Jahre alt, verheiratet und hat drei Kinder.

Aufgrund einer eigenen Suchtmittelabhängigkeit besucht sie regelmäßig eine Beratungsstelle, über die auch der Kontakt hergestellt wurde.

Der Vater war eine sehr dominante Person, die Mutter hat sie als ‚Kind‘ und sehr passiv erlebt. Frau Hübner hat einen ein Jahr jüngeren Bruder.

Die Mutter von Frau Hübner konsumierte bis zu 20 Schmerztabletten am Tag. Sie weiß noch, daß es ihr im Alter von 10 Jahren zum ersten Mal aufgefallen ist, daß die Mutter Medikamente konsumiert. Im Alter von 15, 16 Jahren wurde ihr die Abhängigkeit jedoch richtig bewußt. Der Einstieg in eine Alkoholsucht kam bei der Mutter vor ca. 8 Jahren.

Der Vater hat Frau Hübner als Mädchen jahrelang mißbraucht und war insgesamt sehr jähzornig und gewalttätig. Sie hatte ihr Leben lang Angst vor ihrem Vater, bis dieser vor etwa 12 Jahren gestorben ist. In der Kindheit war die Mutter die meiste Zeit aufgrund ihrer Berufstätigkeit nicht zu Hause, der Vater war für den häuslichen Bereich in dieser Zeit zuständig.

Im Alter von 17, 18 Jahren hat Frau Hübner begonnen, selbst Alkohol zu konsumieren, zuerst noch sehr unregelmäßig, dann im Lauf von 1½ Jahren sehr massiv. Mit 18 Jahren hat sie geheiratet. 1984 hat Frau Hübner eine Therapie gemacht und ist seitdem trocken. Im Anschluß an die Therapie hat Frau Hübner ihre Kinder bekommen.

Expertin Frau Wachter

Frau Wachter ist Diplom-Sozialpädagogin und Mitarbeiterin in der Psychosozialen Beratungsstelle für Alkohol- und Drogenprobleme des Badischen Landesverbandes gegen die Suchtgefahren e.V. in der Uhlandstraße in Freiburg. Im Rahmen ihrer Arbeit hat sie mit Frauen zu tun, die von Suchtmittelmißbrauch betroffen sind.²

Dieses Interview habe ich ebenfalls mit Tonband aufgenommen, jedoch nicht transkribiert. Leider war es mir aus Zeitgründen nicht möglich, mehrere Interviews mit ExpertInnen durchzuführen, wie es ursprünglich geplant gewesen ist, um somit eine größere Bandbreite von Meinungen für die Arbeit zu gewinnen.

² Ursprünglich war geplant, mehrere Interviews mit ExpertInnen zu führen, um somit eine größere Bandbreite von Erfahrungen, die ExpertInnen in ihrer Arbeit mit Töchtern von suchtkranken Müttern gemacht haben, zu bekommen. Leider war dies aus Zeitgründen nicht mehr möglich; aus den selben Gründen hat das Interview mit Frau Wachter wenig Raum in der Arbeit gefunden.

3. Methode der qualitativen Forschung¹

In der qualitativen Forschung geht es um das ‚Verstehen wollen‘ fremder Lebenswelten und Deutungssysteme. Je weniger innerhalb der zu untersuchenden Thematik bekannt ist, desto mehr empfiehlt sich eine Herangehensweise mit einer qualitativ-explorativen Methode: die Beschreibung soll ein Informationsbedürfnis decken und aufklären.

⇨ Grenzen der Interviewtechnik²

Beachtet werden müssen jedoch auch die Grenzen und Gefahren dieser Interviewtechniken, wie der Einfluß der/des Interviewenden durch non-verbale und verbale Reaktionen auf Äußerungen der/des Befragten, Mißverständnisse, die unter anderem auch durch die Frageformulierungen auftreten können sowie der Einfluß der sozialen Erwünschtheit auf die Antworten.

3.1. Entwicklung des Leitfadens und Abgrenzung zu anderen Befragungstypen

In der empirischen Sozialforschung gibt es ganz allgemein „stark strukturierte“ und „wenig strukturierte“ Befragungstypen.

Bei stark strukturierten Befragungstypen sind die Fragen in der Reihenfolge genau festgelegt; diese Befragungsart ist besser geeignet für quantitative Befragungen.

Bei wenig strukturierten Befragungstypen ergeben sich die weiteren Fragen aus den Antworten der befragten Person. Der Sinn liegt darin, Meinungsbilder zu erfassen, neue Aspekte und Ansichten zu einem neuen Thema zu gewinnen.

Nach Atteslander (1995)³ gibt es Übergangsformen der Befragungstypen, die „teilstrukturierte Befragung“. Die Fragen sind vorformuliert, jedoch in der Reihenfolge variabel. Man spricht dabei von einem Gesprächsleitfaden und nicht von einem Fragebogen.

Die Befragung wird mündlich durchgeführt und auf Band aufgenommen. Diese Vorgehensweise ist zwar aufwendiger als eine schriftliche Befragung, hat aber den Vorteil, daß die/der InterviewerIn Einfluß auf das Gespräch nehmen kann. Dies kann zwar einen Art von „Verzerrungsfaktor“ bedeuten, indem die/der InterviewerIn von vornherein bestimmte Fragen stellt und anschließend auch das

¹ vgl. Oswald in Friebertshäuser/Prengel 1997, S.79ff.

² Friebertshäuser/Prengel 1997 S.371ff

³ S.162f

Interview ausgewertet, andererseits kann regelnd und unterstützend auf den Verlauf eingewirkt werden. Da der Fragetyp offen ist, eröffnet er der befragten Person die Möglichkeit, die Antwort völlig selbstständig zu formulieren und für sich zu entscheiden, welchen Erzählinhalt sie transportieren möchte.

Die vorformulierten Fragen grenzen die Interviewthematik ein und es werden einzelne Themenkomplexe vorgegeben, um themenrelevante Fragen stellen zu können. Der Leitfaden ermöglicht zusätzlich eine gewisse Vergleichbarkeit mehrerer Interviews, die mit dem gleichen Leitfaden geführt wurden.

Um den Erzählfluß der/des Befragten nicht zu unterbrechen, bietet es sich an, sich nicht rigide an den erarbeiteten Leitfaden zu halten, sondern der/dem Befragten den Freiraum zu lassen, Themen nach eigener Gewichtung anzusprechen, einem Thema mehr oder weniger Bedeutung zu geben.

Dies erfordert von dem/der InterviewerIn zwar mehr Aufmerksamkeit, kann aber eine Bereicherung der Interviewdynamik darstellen. Durch ein bloßes Abfragen des Leitfadens kann bei der befragten Person durchaus das Gefühl entstehen, daß die/der InterviewerIn kein persönliches Interesse an ihrer/seiner Person hat, was sich wiederum negativ auf die Erzählbereitschaft auswirken kann.

Der Leitfaden dient mehr als Gerüst; die einzelnen Themenkomplexe enthalten offen gehaltene Erzählaufforderungen, mit denen die Befragten dazu aufgefordert werden, ihre subjektiven Einschätzungen und Erfahrungen anhand konkreter Schilderungen von Erlebnissen und Beispielen darzustellen. Darüber hinaus beinhaltet der Leitfaden Steuerungsfragen, die einen bereits genannten Aspekt nochmals zur Vertiefung aufgreifen, sowie Aufrechterhaltungsfragen, die die befragte Person in ihrem Erzählfluß motivieren soll (z.B. Wie ging das weiter?, Was war dann? Wie haben Sie das erlebt? etc.).

3.2. Arbeitsschritte im qualitativen Forschungsprozeß⁴

1.Schritt: Entwicklung einer präzisen Fragestellung

Vorab muß festgelegt werden, mit welcher konkreten Fragestellung an die eigene Arbeit herangegangen werden soll. Es hilft der Nachvollziehbarkeit, wenn die Fragestellung zu Beginn der Arbeit in Frageform festgehalten wird. Am Ende der Arbeit sollte der Bogen geschlagen werden, indem die leitende Fragestellung in Antwortform das Fazit der Arbeit bildet.

2.Schritt: Übersicht über den Forschungsstand

Zur theoretischen Bearbeitung des Themas sollte vorab ein kurzer Überblick über den aktuellen Forschungsstand gegeben werden, damit eine bessere Orientierung im jeweiligen Forschungsfeld möglich ist.

3.Schritt: Festlegung der Forschungsmethodik und Durchführung der Untersuchung

Die wissenschaftliche Herangehensweise an ein Thema sollte abgestimmt werden auf die konkrete Fragestellung sowie auf die Personen, die dazu interviewt werden.

Das Untersuchungsdesign richtet sich nach den folgenden Fragestellungen, die auch eine bessere Nachvollziehbarkeit ermöglichen:

- ◆ Wie lautet das genaue Interviewziel?
- ◆ Wie lauten die einzelnen Leitfragen?
- ◆ Wie lassen sich die Leitfragen begründen?

⁴ vgl. König/Bendler in Friebertshäuser/Prengel 1997, S.90ff

4.Schritt: Darstellung und Interpretation der Ergebnisse

Im Anschluß an die Untersuchung kommt die Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der eigenen Arbeit sowie deren Interpretation. Es empfiehlt sich eine Einzeldarstellung der Interviews (wichtige biographische Punkte; prägende Erlebnisse, die sich möglicherweise durch das ganze Interview ziehen und nicht nur einmal punktuell aufgetaucht sind). Im Anschluß daran werden die persönlichen Deutungsmuster der einzelnen Personen herausgearbeitet, um das Folgende im Kontext dazu verstehen zu können. Dann schließt sich eine Querauswertung aller Interviews an, um Gesamtergebnisse herausarbeiten zu können. Der Grad der Repräsentativität der Ergebnisse hängt maßgeblich davon ab, wie viele Personen interviewt worden sind. Bei einer geringen Menge können höchstens gemeinsame oder zueinander konträre Auffälligkeiten festgestellt werden, die bei mehreren InterviewpartnerInnen aufgetaucht sind; diese werden im Anschluß daran durch den Bezug auf und die Verknüpfung mit Theorie untermauert.

⇨ Regeln der Interpretation⁵

Eine Interpretation versucht hinter die ‚erzählte Oberfläche eines Textes‘ zu schauen und die tieferen Bedeutungsstrukturen frei zu legen.

1. Grobgliederung des Textes in Themen, Probleme oder auch bestimmte Lebensphasen; beim erstmaligen Lesen sollen spontane Ideen und Anmerkungen in den Interviewtext eingefügt werden. Im Anschluß daran erfolgt eine Erstellung einer Kurzbiographie.
2. Szenische Rekonstruktion des Interviews: Interviewsituation und -atmosphäre, sowie Teilnahmemotivation der befragten Person. Dies kann Aufschluß darüber geben, was vielleicht ihr Grundanliegen bezüglich des Interviewthemas ist (z.B. Aufarbeitung des Themas für die eigene Person).
3. Sequentielle Analyse (Zeile für Zeile, Satz für Satz entlang dem Interviewtext) in Bezug auf semantische Einheiten, grammatikalische Besonderheiten und der interaktionellen Ebene.

⁵ vgl. Schulze in Friebertshäuser/Prengel 1997, S.323ff

4. Thematische Schwerpunkte (Themen, Probleme, Personen etc., die in dem Text wiederholt angesprochen werden, oder an einer Stelle ausführlich behandelt werden) und Schlüsselstellen (kritische Ereignisse und Wendepunkte; verdichtete Stellen im Text, an denen sich verschiedene Einzelstränge verknoten oder der Erzählfluß stockt oder auch sehr detailliert und konkret wird; wiederkehrende Wendungen, die wie ein Motto die Erzählung begleiten).
5. Erstellung eines Skripts für die einzelnen Interviews, welches Bedeutsames im Lebenslauf sowie Deutungs- und Handlungsmuster der einzelnen Person beinhaltet.
6. Querauswertung aller Interviews. Auf der Grundlage der Interviewaussagen wird Theorie mit eingeflochten, die sich aus den angesprochenen Themen ergibt.

4. Vorbereitung und Durchführung der Interviews

4.1. Entwurf des Leitfadens¹

Bevor ein Leitfaden entworfen werden konnte, mußte ich mir im Klaren sein, welche Themen für diese Arbeit relevant sind. Nach Klärung dieser Frage habe ich mich mit der relevanten Theorie beschäftigt und in Verbindung damit einen Leitfaden entworfen. Im Folgenden erläutere ich die einzelnen Leitfragen bezüglich ihrer Themenrelevanz.

Die erste Leitfrage bezieht sich auf die Familiengeschichte der einzelnen Frau:

Wenn Sie an Ihre Kindheit zurückdenken, wie sind Sie aufgewachsen?

Diese Frage soll ermöglichen, die Frau in ihrem Geworden werden verstehen zu können. Weiß man, wie und unter welchen Rahmenbedingungen ein Mensch aufgewachsen ist, dann kann ich ihn besser in seinem heutigen Sein verstehen. Konkrete Nachfragen zu der Leitfrage waren, wie die einzelnen Beziehungen innerhalb der Familie gewesen sind; ob es andere wichtige Bezugspersonen in der Kindheit gegeben hat und ob es in der Familie sogenannte Familienrituale gegeben hat.

Der zweite Block beinhaltet das Thema der geschlechtsspezifischen Sozialisation der Frau:

Wie wurden Sie erzogen?

Das Thema dieser Arbeit beinhaltet eine Geschlechtsspezifik: wie gehen speziell *Töchter* mit einer Suchterkrankung der *Mutter* um. Daher ist es unerlässlich, geschlechtsspezifische Besonderheiten zu untersuchen, die möglicherweise einen maßgeblichen Einfluß auf die Beziehung zwischen Tochter und Mutter haben sowie auf den Umgang der Tochter mit der Mutter und deren Sucht. Dabei ging es mir nicht darum, Unterschiede im Verhalten zwischen Frauen und Männern herauszufinden, denn zu diesem Zweck hätten auch Männer untersucht werden müssen. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf Töchtern und alles weitere hätte den Rahmen und meine Kapazitäten gesprengt.

Konkrete Nachfragen zu dieser Leitfrage waren, wer die Tochter erzogen hat, wer der Versorger der Familie gewesen ist; ob die Frau ihrer Meinung nach geschlechtsspezifisch erzogen worden ist; welche Beziehung sie zu Gleichaltrigen hatte und wie in der Familie mit dem Thema Sexualität umgegangen worden ist.

¹Anhang 1

Der dritte Bereich stellt Fragen über die suchtkranke Mutter und die süchtige Familiensituation an sich, in der die Frau aufgewachsen ist:

Um jetzt auf das Thema dieses Interviews zu kommen. Wenn Sie nochmal zurückschauen, wie war das so mit der Sucht Ihrer Mutter?

Diese Frage soll den Fokus auf die Suchterkrankung der Familie richten und die Familiengeschichte und Sozialisation unter diesem Blickwinkel verstanden werden. Natürlich hat die Frau in den vorangegangenen Fragen bereits die Verbindung zu der Suchterkrankung hergestellt, da sie bereits im Vorfeld von dem Thema des Interviews wußte.

Um die süchtige Familiensituation besser nachvollziehen zu können, wurden Nachfragen gestellt, warum und wann die Tochter die Suchterkrankung der Mutter wahrgenommen hat; wie innerhalb und außerhalb der Familie damit umgegangen worden ist; ob die Erkrankung benennbare Auswirkungen auf die Familie hatte; welche Einstellung die Frau zu der Zeit zu Sucht ganz allgemein hatte und wie sie die Mutter -bezogen auf ihre eigene Person- als positiv oder negativ wahrgenommen hat.

Die vierte Leitfrage beschäftigt sich mit den Bewältigungsstrategien und Schutzmechanismen der Frau:

Was haben Sie getan, um schwierige Situationen zu Hause auszuhalten?

Diese Frage zielt darauf ab, ob die Frau in ihrer Wahrnehmung damals und heute für sich gesehen hat, ob es Möglichkeiten des Umgangs mit schwierigen Situation gegeben hat. Meiner Meinung nach hilft diese Wahrnehmung dazu, eine Einstellung zu erlangen, daß prinzipiell Belastungen zu bewältigen sind und daraus für das spätere Leben Stärke und Selbstvertrauen resultieren können. Die Beantwortung dieser Frage war für alle Frauen nicht einfach, da sie sich wahrscheinlich darüber noch keine Gedanken gemacht haben. Um über die Bewältigungsmechanismen mehr in Erfahrung zu bringen, wurden zusätzlich die Fragen gestellt, welche Gefühle die Frau in einer schwierigen Situation hatte und wie sie damit umgegangen sind und ob sie die Mutter „bestraft“ hat. Falls Geschwister vorhanden waren, stellte ich die Fragen, ob die Frauen sich erinnern können, was die Geschwister in schwierigen Situationen getan haben.

Die fünfte Leitfrage soll den Bogen bis zur Gegenwart spannen und ob die Frau für sich die Wahrnehmung hat, daß es Veränderungen in ihrem Leben gegeben hat:

Gab es Phasen/Momente in Ihrem Leben, wo Sie heute sagen, da hat sich was geändert oder ich hab mich geändert?

Damit soll geklärt werden, ob es Auswirkungen ihres Aufwachsen in einer süchtigen Familienatmosphäre auf ihr jetziges Leben gibt und in welchem Maße sie sich damit heute noch verstrickt und verbunden

fühlt. Die Nachfragen sollen Aufschluß darüber geben, wann und warum sie es Veränderungen in ihrem Leben gegeben hat; ob sie heute noch eindruckliche Erinnerungen an ihr Aufwachsen hat; ob vielleicht Gefühle, die sie in Bezug auf ihre Mutter hatte, heute noch auftreten und ob sie sich jemals in irgendeiner Art und Weise mit ihrer eigenen Person auseinandergesetzt hat.

Die letzte Leitfrage beschäftigt sich ausschließlich mit der Gegenwart der Frau:

Wie leben Sie heute?

Mit dieser Frage wird an die vorige angeknüpft. Auch hier geht es um mögliche Auswirkungen auf ihr heutiges Leben. Da dies jedoch die letzte Frage ist, soll sie die Frau vollständig in die Gegenwart zurückgeführt werden. Konkrete Nachfragen dazu sind, in welchen Beziehungsformen sie heute lebt; welches Verhältnis sie als erwachsene Frau zu ihren Eltern hat; ob sie die Wahrnehmung hat, daß es Auswirkungen der Sucht der Mutter auf ihr jetziges Leben gibt oder gegeben hat; welche Einstellung sie heute zu Sucht hat und ob sie Schwächen und/oder Stärken an sich wahrnimmt, die sie wegen der Suchterkrankung der Mutter hat. Am Ende wird die Frage gestellt, welche Wünsche die Frau für ihre Zukunft hat.

4.2. Kontaktaufnahme mit den Frauen

Um mit Töchtern von suchtkranken Müttern in Kontakt zu kommen, habe ich Aushänge entworfen und sie an geeigneten Orten aufgehängt (Fachhochschulen, Pädagogische Hochschule, Universität, Frauenzimmer etc.). Gleichzeitig dazu habe ich mit Suchtberatungsstellen und einer Suchtklinik Kontakt aufgenommen. Ich habe die jeweiligen MitarbeiterInnen über mein Vorhaben informiert und sie gebeten, daß sie Frauen ansprechen, die Töchter von suchtkranken Müttern sind und mit denen sie in der Beratungsstelle Kontakt haben. Ich habe mit den MitarbeiterInnen vereinbart, daß sie die Frauen über mein Interview informieren und ihnen, wenn sie Interesse daran hatten, meine Telefonnummer zu geben, damit sie sich bei mir melden können.

Das Interesse und die Mitarbeitsbereitschaft von seiten der Beratungsstellen war groß, doch einige Stellen konnten mir diesbezüglich nicht helfen, da sie keine Töchter von suchtkranken Müttern in Beratung hatten. Trotzdem ist es mir gelungen, zu guter letzt fünf Frauen zu finden, die bereit gewesen sind, die Interviews mit mir durchzuführen. Nur eine einzige Frau hat sich aufgrund eines Aushangs bei mir gemeldet.

Bei dem ersten telefonischen Kontakt mit den Frauen habe ich sie ausführlich über mein Vorhaben informiert, sowie über die Maßnahmen zur Wahrung ihrer Identität. Waren die Frauen danach weiterhin

bereit, das Interview durchzuführen, habe ich mit ihnen einen Termin ausgemacht und geklärt, an welchem Ort das Interview stattfinden sollte. Die Frauen hatten die Möglichkeit, das Interview bei sich zu Hause, bei mir zu Hause, an der Evangelischen Fachhochschule oder an einem anderen Ort durchzuführen.

4.3. Durchführung der Interviews

Die Interviews wurden mit einem Tonbandgerät auf Kassetten aufgenommen und mit einem Zahlencode (Durchnummerierung von 01-06 in der Reihenfolge, in der ich die Interviews geführt habe) versehen, um die Identität der betreffenden Frau für mich kenntlich zu machen.

Mit Marion und Sarah habe ich das Interview an der Evangelischen Fachhochschule geführt, die Interviews mit Susanne und Frau Metzger habe ich bei ihnen zu Hause gemacht. Frau Hübner habe ich in der Beratungsstelle, die sie besucht, getroffen. Bei dem Interview selbst war auch die Mitarbeiterin der Beratungsstelle anwesend. Das Interview mit Frau Hartmann habe ich in der Suchtklinik durchgeführt, in der sie zur Zeit lebt.

Vor Beginn des Interviews habe ich die Frauen darüber unterrichtet, wofür ich das Interview verwenden würde und welche Maßnahmen ich zur Sicherung ihrer Identität vorbereitet habe. Diese Informationen habe ich in einer verschriftlichten und von mir unterschriebenen Form der jeweiligen Frau ausgehändigt². Um sicher zu stellen, daß die Frauen vollständig informiert sind und als Sicherheit für mich, daß ich nachweisen kann, daß die Frauen von mir informiert worden sind, haben die Frauen ihrerseits ein Blatt unterschrieben, in dem sie mir bestätigten, daß sie das Informationsblatt gelesen haben und damit einverstanden sind.

Anschließend habe ich den Frauen erklärt, daß sie im Interview jegliche Freiheit besitzen würden. Sie konnten das Interview jederzeit abbrechen oder Fragen ohne Erklärung nicht beantworten. Auch wenn dies im Grunde eine Selbstverständlichkeit ist, habe ich es in aller Deutlichkeit gesagt, so daß sich die Frauen nicht unter Druck gesetzt fühlten.

Dann habe ich ein Deckblatt ausgefüllt, in dem ich die Motivation der Frau für die Teilnahme am Interview aufgeschrieben habe sowie genaue Angaben über das Interview an sich und über persönliche Daten der Frau³. Somit konnte ich beim Transkribieren auftauchende Aussagen, die Person betreffend, leichter anonymisieren. Die einzelnen Deckblätter wurden mit dem oben erklärten Zahlencode versehen,

² Anhang 3

³ Anhang 2

so daß ich im Nachhinein keine Schwierigkeiten hatte, die Deckblätter der jeweiligen Interviewkassette zuzuordnen.

Ich fragte die Frauen, ob sie eine anonymisierte Abschrift des Interviews und /oder die Interviewkassette haben wollten. Wenn sie die Kassette ablehnten, habe ich sie darüber informiert, daß ich sie löschen würde, sobald die Interviews transkribiert seien.

Nachdem ich die Frauen über alles aufgeklärt hatte und die Frauen von ihrer Seite keine Fragen mehr hatten und bereit waren, mit dem Interview zu beginnen, habe ich das Aufnahmegerät eingeschaltet. Am Ende des Interviews habe ich die Kassetten mit dem jeweiligen Zahlencode für die Identität der Frau beschriftet.

4.4. Auswertung der Interviews

Um die Interviews auswerten zu können, habe ich sie transkribiert und nach Beendigung nochmals Korrektur gelesen. Parallel dazu habe ich persönliche Angaben der Frau (Namen, Orte, etc.) herausgehoben, um die Stellen im Anschluß daran gleich anonymisieren zu können.

Die Einzel- und Querauswertung habe ich zusammen mit verschiedenen Frauen aus meinem näheren Bekanntenkreis durchgeführt.

Für die Einzelauswertung habe ich eine sequentielle Analyse der Interviews durchgeführt, um Bedeutsames im Lebenslauf der Frau und sprachliche Besonderheiten herauszufiltern und zu untersuchen. Die im Interview dafür relevanten Sätze und Passagen wurden extrahiert und in einer stimmigen Reihenfolge angeordnet. Nach Auswertung dieses Materials habe ich nach den jeweiligen Deutungs- und Handlungsmuster der Frau gesucht.

Ich habe für die Querauswertung verschiedene Kategorien (in Anlehnung an die Themenblöcke im Leitfaden und der Theorie) gebildet, alle Interviews bezüglich dieser Kategorien untersucht und Passagen nach ihrem Inhalt in die jeweiligen Bereiche unterteilt. Dabei bin ich so vorgegangen, daß ich bei der ersten Zuteilung zu einer bestimmten Kategorie den Inhalt der jeweiligen Textpassage mit einer ausführlichen Inhaltswiedergabe von meiner Seite versehen habe. Nachdem ich die relevanten Textpassagen aller Interviews mit meinen Beschreibungen den Bereichen zugeordnet hatte, habe ich dem Material Oberbegriffe bzw. Kodes zugeordnet, die im Laufe der Arbeit immer abstrakter geworden sind⁴. Dies diente dem Zweck einer offenen Kodierung, durch die die Interviewauszüge in Sinneinheiten gegliedert geworden sind. Die offene Kodierung dient dem Zweck, „einen Text aufzubrechen und zu

⁴ Vgl. Flick 1998, S.197ff

verstehen und dabei Kategorien zu vergeben, zu entwickeln und im Lauf der Zeit in eine Ordnung zu bringen.“⁵

Anschließend wurde aus den jeweiligen Kategorien und den vorkommenden Themen die dazugehörige Theorie abgeleitet.

⁵ Flick 1998, S.200

5. Theorieteil

Der Theorieteil soll eine Kenntnisgrundlage bilden, auf dessen Hintergrund das eigentliche Thema dieser Arbeit -Töchter von suchtkranken Mütter- in seiner Komplexität verstanden werden kann.

Er soll zu einem besseren Verständnis des Aufwachsens von Mädchen im Allgemeinen führen, sowie die Besonderheiten der Mutter-Tochter-Beziehung beleuchten. Den Übergang zum Interviewteil bildet die Analyse einer süchtigen Familiensituation aus einem systemischen Blickwinkel.

5.1. Sozialisation von Mädchen

Um eine Vorstellung davon bekommen zu können, wie die Töchter der suchtkranken Mütter ihr Aufwachsen in einer süchtigen Familiensituation erfahren haben, bedarf es einer grundlegenden Theoriekenntnis darüber, wie Mädchen ganz allgemein aufwachsen. An dieser Stelle geht es nicht um die Suchtproblematik im Besonderen, sondern der Fokus wird auf allgemeine Theorien der Sozialisation gerichtet.

5.1.1. Definition von Sozialisation

Sozialisation bezeichnet den „Prozeß der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt. Vorrangig thematisiert ist dabei, wie sich der Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt bildet.“⁶

In der heutigen Definition von Sozialisation wird miteinbezogen und berücksichtigt, daß das Individuum nicht mehr passiv sozialisiert wird, sondern auch Wahlmöglichkeiten und Freiräume besitzt, um zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit heranzureifen. Ebenso hat sich die Sichtweise geändert, daß die Sozialisation mit dem Erreichen des Erwachsenenalters abgeschlossen ist, sondern sie wird vielmehr als lebenslanger Prozeß angesehen.⁷

⁶ Tillmann in Kühne-Vieser 1993, S.70

⁷ vgl. Kühne-Vieser 1993, S.16

5.1.2. Phasen der Sozialisation

5.1.2.1. Imitation

„Bei der Imitation aller (...) Verhaltensweisen folgt das Kind dem selben Mechanismus, d. h., es imitiert immer zuerst die Person, mit der es den engsten und intimsten Kontakt hat, und dann nach und nach andere Modelle, ohne jedoch jemals aufzuhören, die engste Bezugsperson zu imitieren und in dieses Verhalten persönliche Variationen einzuflechten, die seiner Eigenheit als Individuum entsprechen.“⁸

Die Sprache wird zum Beispiel durch Imitation erlernt. Das Kind beobachtet die Eltern beim Sprechen, imitiert die Mundbewegungen und versucht, die gleichen Laute zu produzieren. Ebenso imitiert das Kind den eigenen Dialekt der Eltern, unabhängig davon, ob in der Wohnumgebung ein anderer Dialekt gesprochen wird. Wenn das Kind alt genug ist, um mit seiner weiteren sozialen Umwelt zu kommunizieren, kann es durchaus den Dialekt übernehmen, der vorherrschend ist. Es ist jedoch zu beobachten, daß das Kind, sobald es mit den Eltern spricht, diesen ursprünglichen Dialekt benutzt, den es auch nie vollständig ablegen kann⁹.

Die imitierten Anteile bei Jungen und Mädchen sind in der ersten Zeit gleich stark, der Junge wendet sich jedoch mit der Zeit dem Vater als Vorbild zu. In unserer Gesellschaft gibt es eine Rollentrennung, welche die Geschlechter stark voneinander unterscheidet, und in dieser Differenz beginnt die Problematik. Differenz bedeutet, daß sich ein Mensch in der Gesellschaft deutlich einem Geschlecht zuzuordnen hat, sowohl vom Äußeren als auch von den Verhaltensweisen, und dies hat wiederum zur Folge, daß man sich vom anderen Geschlecht abgrenzt.

Für die Kinder bedeutet dies, daß sie sich in ihren Verhaltensweisen einengen und nicht die Potentiale ausleben können, die sie möglicherweise haben. (Der Mann unterdrückt tendenziell seine emotionale Seite, um nicht als „weibisch“ bezeichnet zu werden; die Frau unterdrückt ihre rationale Seite, um nicht als unweiblich angesehen zu werden.)

Wenn diese Erwartungen an die Geschlechter nicht vorhanden wären, „(...) würde es dann nicht vorkommen, daß eine Angewohnheit, eine Verhaltensweise, eine lebhafte Fantasie, eine bestimmte Denkart übersehen werden [würde] oder verlorengehen [würde], aus dem einzigen Grund, weil das entsprechende Kind dem passenden Geschlecht nicht angehört. Man würde nicht ständig die Kinder nach dem jeweiligen Geschlecht modellieren, und sie auf Verhaltensformen festlegen, sondern es gäbe eine Vielzahl von Modellen in einer Welt, die endlich jedem Individuum zugestehen, den seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Weg einzuschlagen.“¹⁰

⁸ Belotti 1991, S.51

⁹ vgl. Belotti 1991

¹⁰ Mead in Belotti 1991, S.53

5.1.2.2. Identifikation

Bei dem Wunsch nach Identifikation bedarf es eines emotional starken Bandes zwischen dem Kind und dem jeweiligen Elternteil; das Kind hat den Wunsch, so zu sein wie der geliebte Elternteil. Die Identifikation prägt das Kind ganz wesentlich nach dem Bild des Elternteils. „Alles hängt davon ab, wie der andere ist, denn dieses komplexe Phänomen kann für das Kind auf schreckliche Weise reduzierend wirken.“¹¹

Die Tochter identifiziert sich mit der Mutter, da sie ihr im Geschlecht gleich ist. „Das kleine Mädchen wird durch die tiefe gefühlsmäßige Bindung an die Mutter, durch seine Identifikation mit ihr als ein ihr ähnliches Wesen dazu angehalten, sich selbst getreu dem Bild der Mutter zu formen. Das Verhalten der Mutter, ihre Reaktion, ihre Beziehung zu den einzelnen Mitgliedern der Familie, ihre Beziehungen zum kleinen Mädchen selbst sind ein Hinweis darauf, auf welche Werte die Mutter anspricht.“¹²

Hinzu kommt, daß die Mutter nahezu den ganzen Tag präsent ist und somit der Tochter viel stärker als Orientierung dient als der Vater dem Sohn. Dies eröffnet dem Sohn ein breiteres Verhaltensspektrum und mehr Möglichkeiten, Verhaltensweisen für sich auszusuchen oder abzulehnen, da er sich nicht hauptsächlich am Vater orientiert, da dieser meist seltener anwesend ist, sondern auch an anderen Männern und Jungs, mit denen er in seinem sozialen Umfeld zu tun hat.

5.1.3. Sozialisationsinstanzen und ihr Einfluß auf die Geschlechtsidentität

Als die drei wesentlichen Sozialisationsinstanzen werden die Familie, die Schule und die Peer-Gruppe gesehen; besonders innerhalb der Familie und der Schule wird auf die Kinder bewußt erzieherisch eingewirkt. Doch auch die Gruppe von gleichaltrigen FreundInnen übt einen starken Einfluß auf die Persönlichkeit aus. Im Folgenden wird aufgrund der Fülle des Materials auf den Lebensraum der Familie und im besonderen auf die Bedeutung der Mutter sowie der Peer-Gruppe eingegangen, die Schule wird nicht behandelt. Die Gesellschaft wird ebenfalls als Sozialisationsinstanz bearbeitet, da diese ausschlaggebend ist, welche Normen und Werte in der Familie, der Schule und der Peer-Gruppe vorherrschen.

¹¹Mead in Belotti 1991, S.53

¹² Belotti 1991, S.54f

5.1.3.1. Sozialisationsinstanz Familie

„Familie –soziologisch als die kleinste (Verwandtschafts-) Einheit einer gegebenen Gemeinschaft bezeichnet-, ist der Ort, in dem nahezu alle Menschen ihre ersten sozialen Erfahrungen machen. Die Familie gilt somit als eine der wesentlichsten Instanzen der Sozialisation.“¹³

Dabei ist zu beachten, daß nicht jede erzieherische Maßnahme der Eltern automatisch zu dem gewünschten Ziel führt, d.h. die Kinder ab einem gewissen Alter nur noch bedingt zu beeinflussen sind in bezug auf Verhaltensnormen und moralischen Vorstellungen. Aufgrund vielfältiger Einflüsse, denen sie in der heutigen Zeit ausgesetzt sind (Freunde, Medien, etc.), bilden sie sich eine eigene Meinung und eigene Vorstellungen von Werten und Normen. Die Familie ist kein hermetisch abgeschlossener Raum, sondern offen für Einflüsse der Umwelt jeglicher Art.

Gewollt oder ungewollt senden die Eltern bestimmte Signale an die Kinder bezüglich geschlechtsspezifischem Verhalten, an dem die Kinder erkennen, ob die jeweilige Verhaltensweise in Ordnung ist oder nicht¹⁴. Spielt ein kleines Mädchen zum Beispiel mit einer Puppe und umsorgt sie diese wie ein kleines Kind, so wird dies von der Umwelt positiv bewertet, da es ja eine typisch weibliche Verhaltensnorm ist, zu umsorgen und sich zu kümmern, auch in Hinsicht auf eine spätere eigene Mutterschaft des Kindes.

Spielt jedoch ein Junge in der gleichen Art und Weise wie das Mädchen mit einer Puppe, bekommt er als Reaktion auf das „mütterliche“ Spielen einen Teddybär in die Hand gedrückt, da dies unverfänglicher zu sein scheint. Schmusen und Spielen mit einem nicht Menschen ähnlichen Spielzeug kann eher als Ausdruck von Zärtlichkeit und Gefühlen ganz allgemein gesehen werden, und hat nicht diese Merkmale einer ‚Puppenmutter‘.

Dies ist nur ein Beispiel von unzähligen, wie Eltern oder auch das sonstige soziale Umfeld auf geschlechtsspezifisch konformes oder non-konformes Verhalten reagieren. Dieser Reaktion kann das Kind sich nicht entziehen, denn es imitiert und identifiziert sich mit den Vorbildern seines Geschlechtes (Mutter oder Vater), die selbst in einer festgelegten oder zumindest eingeschränkten Geschlechtsrolle leben.

¹³ Thuma-Lobenstein in Kühne-Vieser 1993, S.33

¹⁴ vgl. Belotti 1991, S.51ff

5.1.3.2. Sozialisationsinstanz Mutter

Nach Hammer (1979) ist die Identität eines Menschen in drei Bereiche zu unterteilen:

1. Persönliche Identität

Sie entsteht als erstes und die Kinder werden sich eher ihrer individuellen Persönlichkeit bewußt noch bevor sie wissen, ob sie männlich oder weiblich sind.¹⁵

2. Sexuelle Identität

Die sexuelle Identität umfaßt die Bewußtheit darüber, ob ein Mensch rein biologisch männlich oder weiblich ist.

3. Geschlechtsidentität

Hier werden die Wertvorstellungen und Normen der sozialen Umgebung (Gesellschaft, Familie) in die Wahrnehmung der eigenen Identität miteinbezogen. Der Mensch eignet sich unbewußt die Verhaltensnormen an, die für männlich und weiblich vorgegeben sind. „Geschlechtsidentität -und damit verbunden das Rollenverhalten oder besser gesagt die Rollenerwartungen- ist nicht angeboren, sondern wird erworben. Der Erwerb der Geschlechtsidentität beginnt gleich nach der Geburt. Jungen und Mädchen machen unterschiedliche Erfahrungen in bezug auf die Reaktionen der Umwelt auf ihre Geburt.“¹⁶

Die Mutter ist die erste und vielleicht auch wichtigste Person im Leben eines Kindes. In der ersten Zeit ist das Kind von ihr abhängig, physisch wie auch psychisch. Die Mutter schafft emotionale und körperliche Befriedigung und sie ermöglicht es dem Kind, mit seiner Außenwelt in Kontakt zu treten. Erst durch das Wahrnehmen der Mutter als ein von ihm getrenntes Wesen kann das Kind beginnen, sein Gegenüber als ‚Du‘ zu erkennen. Dies ist Voraussetzung dafür, sich selbst als ‚Ich‘ wahrzunehmen. Die Mutter glaubt, die Tochter besser zu verstehen, da sie ihr im Geschlecht gleich ist. Dies kann zur Folge haben, daß die Tochter schneller in ihre Grenzen verwiesen wird, sich nicht so schnell und uneingeschränkt von der Mutter entfernen darf und kann; dieses Entfernen erstreckt sich sowohl auf körperliche wie auch auf psychische Bereiche des Mädchens. Das Mädchen empfindet sich weniger als ein separates Wesen und bleibt daher länger in einer Symbiose mit der Mutter. Die Ich-Grenzen des Mädchens sind eher verschwommen und unklar in der Abgrenzung zur Mutter.

All dies trägt dazu bei, daß es die Tochter schwerer als ein Junge hat, sich von der Mutter zu lösen und sich abzugrenzen. „Das Mädchen setzt sich am heftigsten mit einer Abgrenzung von der Mutter auseinander: sie kämpft um die Autonomie. Dabei erringt sie oft ein stolzes Gefühl eher durch die Verinnerlichung von Verboten, indem sie schon von alleine weiß, aufpaßt, andere Kinder zurechtweist,

¹⁵ White in Hammer 1979, S.33

¹⁶ Moeller-Gambaroff in Beyer/Lamott/Meyer 1983, S.195

verständlich ist(...)”.¹⁷

Die Mutter vermittelt dem Kind schon früh ein Bild davon, wie Mann oder Frau zu sein hat. Auch wenn sie dieses Wissen nicht direkt dem Kind vermittelt, so lernt das Kind aus dem unbewußten Verhalten und daraus, wie die Mutter ihr eigenes Geschlecht lebt und wie sie das andere sieht. “Eine Mutter lächelt ihren Sohn weder mehr noch weniger an als ihre Tochter, sondern anders: Ihr Lächeln trägt einen andern Sinn und andere Gefühle. Der Sinn und die Gefühle erwachsen aus der gesellschaftlichen Bedeutung, die es hat, ein zukünftiger Mann oder eine zukünftige Frau zu sein.”¹⁸

5.1.3.3. Bedeutung der Peer-Gruppe für Mädchen

Die Bedeutung der Peer-Gruppe stellt einen gravierenden Unterschied dar zwischen Mädchen und Jungs im Grundschulalter¹⁹. Jungs nutzen die Gruppe, um sich in Mutproben zu beweisen und durch eine höhere Bereitschaft zu Risikoerfahrungen den Körper für sich erfahrbar und spürbar zu machen. Mädchen haben diesbezüglich eine höhere Hemmschwelle, daher fehlt ihnen diese Erfahrung. Zum anderen fehlt ihnen die für Jungs typische Bandenbildung, die ihnen den Raum gibt, ihre Geschlechtsidentität zu erproben.

Mädchen brauchen die gleichgeschlechtliche Peer-Gruppe nicht, um sich eine Geschlechtsidentität zu erwerben, da sie diese bereits durch ihre Mutter erworben haben.

Auch bietet die Mädchengruppe nicht diesen Freiraum für Experimente und Erfahrungen wie für Jungs. Selbst Mädchen in einer Gruppe bleiben doch ‚nur‘ Mädchen und sie bekommen nicht zugesprochen, in der Gemeinschaft stark zu sein. Dies verhindert die Entstehung eines intensiven Gruppenerlebens bei Mädchen, und aus diesem Grund hat eine Mädchengruppe keinen emotionalen Wert und keinen praktischen Nutzen, der den Mädchen irgendwelche Vorteile verschaffen könnte. „Zudem wird ihnen auch vieles mit dem Argument der Gefährdung nicht erlaubt. Ihr Bewegungs- und Aktionsradius ist dadurch erheblich eingeschränkt. Die Tendenz zur Kontrolle verstärkt sich mit zunehmendem Alter, so daß Mädchen insgesamt wesentlich weniger Möglichkeiten zu raumgreifendem Spiel, zur Außenorientierung, zur Selbständigkeit und letztlich auch zum Erwerb von Handlungskompetenzen haben.”²⁰ Wenn Mädchen sich zu einer Gruppe zusammenschließen, dann meist nur aus dem Grund, weil die einzelnen Menschen der Gruppe für sie von Bedeutung sind, und nicht die Gruppe an sich ihnen wichtig ist.

In der Pubertät hingegen gewinnt die gleichgeschlechtliche Gruppe für Mädchen eine ähnliche Bedeutung wie für Jungs in der Grundschulzeit. Sie nutzen die Gruppe, um sich als Frau zu erfahren, sie testen

¹⁷ Hagemann-White in Hagemann-White 1984, S.88

¹⁸ Hagemann-White 1984, S. 74

¹⁹ vgl. Hagemann-White 1984, S.97ff

²⁰ Wilser in Landtag von Baden-Württemberg 1999, S. 60

ihre Attraktivität für Männer. Zur gleichen Zeit wächst in der Mutter die Angst vor der erwachenden Sexualität der Tochter, welche sie ihr auch signalisiert. In dieser Phase spürt die Tochter sehr stark, daß die Sexualität ihr die Möglichkeit verschafft, sich von der Mutter zu lösen und lebt diese daher - zunächst in der Gruppe - aus.

Doch was als Vorbereitung auf eine erwachsene Sexualität in der gleichgeschlechtlichen Gruppe beginnt, endet unweigerlich in der Erfüllung des sexuellen Wunsches und damit einhergehend die Loslösung von der Mutter: das Mädchen hat einen Freund. Dies bedeutet sehr häufig das Ausscheiden dieses Mädchens aus dem Gruppenverbund, da die nächste angestrebte Stufe erreicht ist, nämlich der Schritt zum vollständigen Frauenwesen durch die Zugehörigkeit zu einem Mann. „Mit der Pubertät beginnt eine Neudefinition der Mädchen unter starken Einflüssen der Gleichaltrigen; Autonomie gegenüber den Eltern, deren Kontrolle zunehmend als beengend empfunden wird, und Ablösung von der Mutter, aber auch die Perspektive eines lebenswerten eigenen Lebens scheinen gekoppelt an der Erreichung einer Liebesbeziehung zum ‚richtigen‘ Mann. Die Mädchengruppe bildete nur eine vorübergehende Ausweichmöglichkeit vor diesem Ziel.“²¹

5.1.3.4. Sozialisationsinstanz Gesellschaft

In der vorliegenden Arbeit ist ein Schwerpunktthema die Beziehung zwischen Mutter und Tochter. In diesem Zusammenhang muß besonders auf die Rolle der Gesellschaft eingegangen werden und welchen Einfluß die Gesellschaft mit ihren Normen und Wertvorstellungen auf die Herausbildung der Geschlechtsidentität hat. Welches Bild die Mutter als Frau von ihrer Person hat, welche Wertigkeit sie ihrem (weiblichen) Geschlecht zuordnet, wirkt sich auch auf die Tochter und deren Wahrnehmung der eigenen Person in ihrer sozialen Umwelt aus.

Constantinople äußerte die Überlegung, „(...) ob wir nicht ‚Geschlechtsrollen‘ als ‚Regeln‘ betrachten sollten. (...). Mit dem Verständnis des Geschlechts lernt das Kind zugleich, wann, wo, auf welche Weise, und gegenüber welchen Personen Bedürfnisse geäußert (d.h. auch oft: empfunden) werden können/dürfen. (...). Diese Gedanken können wir so formulieren, daß das kulturelle System, das uns die Unterscheidung von Frauen und Männern kognitiv ermöglicht (und abverlangt), zugleich auch nicht nur relative Bewertungen, sondern auch Erlaubnisse und Verbote für unsere Bedürfnisse und deren Äußerungen beinhaltet.“²²

Geschlechtsunterschiede müssen demnach als Produkt geschlechtsspezifischer Sozialisationsverläufe interpretiert werden, wobei die Erziehung einen wichtigen Faktor darstellt.

²¹ Hagemann-White 1984, S.100

²² Constantinople in Hagemann-White 1984, S.80

5.1.4. Eigene Zuordnung der Kinder in die Geschlechtskategorien weiblich/männlich

Sind Kinder ab einem bestimmten Alter in der Lage, sich selbst als weiblich oder männlich zu erkennen, muß beachtet werden, „(...) daß das Ausführen von als ‚richtig‘ (geschlechtsadäquat) eingeschätzten Handlungen in sich selbst verstärkenden Charakter besitzt und nicht unbedingt mehr äußerer Verstärkung bedarf. Eltern und Erwachsene brauchen also gar nicht mehr in starkem Maße regelnd einzugreifen, sondern das Kind hat durch seine kognitive Selbstkategorisierung als ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ nicht nur die Möglichkeit, sondern auch das Bedürfnis, sich mit den in seiner Umwelt wahrgenommenen Kategorien in Einklang zu bringen.“²³

Dies bedeutet, daß die Kinder selbständig ab einem gewissen Alter geschlechtserwünschte Normen und Regeln von ihrer Umwelt wahrnehmen und dementsprechend reagieren. Als Konsequenz entsteht geschlechtstypisches Verhalten.

²³ Schmerl in Böger 1995, S.98

5.2. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter

Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter ist per se ein wichtiger Punkt, wenn es darum geht, die Persönlichkeit, die Handlungs- und Verhaltensmotivationen von Frauen verstehen zu wollen. Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter übt auf Frauen in allen Phasen ihres Lebens tiefen Einfluß aus. Zwar werden nicht alle Töchter Mütter, doch jede Frau ist Tochter. Die Qualität der Beziehung hat Auswirkungen auf die Beziehung zur (möglichen) eigenen Tochter.

Inwieweit die Mutter bei der Entwicklung der Psyche der Tochter dominierend ist, wurde erst in jüngster Zeit deutlich. Erst mit der Analyse der Beziehung der Mutter zum weiblichen Kind, zum Mädchen und zur heranwachsenden Tochter konnte dies festgestellt werden. „Die psychische Entwicklung der Frau wird also in der Mutter-Tochter-Beziehung gestaltet; diese ist die entscheidende Beziehung für die Ausbildung der weiblichen Psyche.“²⁴

Die Mutter spielt nicht nur für die psychische Entwicklung der Tochter eine Rolle, sondern auch bei der Entwicklung und Prägung der weiblichen Identität.

5.2.1. Gleichheit des Geschlechts

Die Gleichheit des Geschlechts stellt eine Besonderheit des Mutter–Tochter–Verhältnisses dar. Sie ist von Beginn an durch die Gleichheit des Geschlechts geprägt und dies bringt einen hohen Grad der Identifizierung mit sich. Der Tochter fällt die Abgrenzung zur Mutter schwer, denn das erste Erleben ist -anders als beim Sohn- das der Gleichheit. „In der Gleichheit die Andersartigkeit zu gewinnen sowie zuzugestehen, scheint die fundamentale Aufgabe von Töchtern wie Müttern.“²⁵

Diese Identifizierung ist nicht als positiv oder negativ zu bewerten. Welche Art von Verhältnis die Mutter zur Tochter hat, hängt primär davon ab, welches Selbstwertbewußtsein die Mutter als Frau hat. „Das negative Selbstbild der Mutter ist ein ebenso wichtiger Faktor in der Gestaltung der Interaktion zwischen Mutter und Tochter wie ihre positive Selbsterfahrung.“²⁶

Die Mutter–Tochter-Beziehung ist ein Balanceakt zwischen Abgrenzung und Identifikation, zwischen widersprüchlichen Bedürfnissen nach Nähe und Distanz.

²⁴ Eichenbaum/Orbach 1985, S.35

²⁵ Moeller-Gambaroff in Beyer/Lamott/Meyer 1983, S.195

²⁶ Eichenbaum/Orbach 1985, S.39

Dieser Prozeß ist ein lebenslanger Prozeß, der in Phasen abläuft und vom jeweiligen Entwicklungsstand der Mutter und der Tochter abhängig ist. „Ich meine eben, daß die Mutterbeziehung generell die bizarrste Beziehung überhaupt ist, weil es ist eigentlich die größte Nähe, meistens der erste Bezugsmensch, bleibt's auch, ist vom eigenen Geschlecht, also es ist soviel Nähe und gleichzeitig auch Abgrenzungsversuch in einem, daß ich mich sehr lange damit befassen muß.“²⁷

5.2.2. Separation und Individuation in der Mutter-Tochter-Beziehung

De Kanter²⁸ geht in ihrem Aufsatz darauf ein, wie es der Tochter gelingen kann, sich psychisch zufriedenstellend von der Mutter zu lösen. Sie arbeitete heraus, daß die Tochter eine Entwicklung auf drei Ebenen durchlaufen muß, die mit dem Moment der Geburt beginnt und ihr ganzes Leben lang andauert. Diese drei Ebenen sind:

- a) Trennung von der realen Mutter
- b) Trennung von ihren Repräsentationen
- c) Trennung von der Mutter als Symbol

Zu a) Die erste Ebene –die Trennung von der Mutter als Person- bedeutet eine vollständige Ablösung und Trennung von der Mutter, die es der Tochter gestattet, eine eigenständige „Frauenperson“ zu werden. Manchen Frauen gelingt diese Abtrennung nicht ausreichend, was für ihr Leben bedeutet, daß sie keine eigene Identität entwickeln können und somit nicht in der Lage sind, zwischen den eigenen Gefühlen und denen der Mutter zu unterscheiden.

Zu b) Die zweite Ebene –die Trennung von ihren Repräsentationen- meint eine Loslösung von den Einstellungen und Haltungen der Mutter bezüglich den äußeren Realitäten, der Gesellschaft und ihrer Rolleneinnahme als Frau. De Kanter unterscheidet folgende Einstellungen und Haltungen zu Realitäten²⁹:

- Wirtschaftlicher Kontext –erwerbstätig oder nicht.
- Ethnischer Kontext –der eigenen ethnischen Zugehörigkeit mehr oder weniger bewußt und mehr oder weniger mit ihr identifiziert.
- Sexueller Kontext –in hetero- und/oder homosexuelle Beziehungen eingebunden.

²⁷ Frau Wachter, Interviewkassette

²⁸ In Mens-Verhulst 1996, S.47ff

²⁹ In Mens-Verhulst 1996, S.53ff

- Emotionaler Kontext –mehr oder weniger un-/abhängig von oder verbunden mit anderen.
- Kognitiver Kontext –mehr oder weniger in der Lage, ihren eigenen Standpunkt zu vertreten oder sich eigene Gedanken zu machen.
- Im Verhaltenskontext –mehr oder weniger selbstbestimmt.

Durch die Loslösung der Tochter von diesen Einstellungen der Mutter ist es ihr möglich, eine eigene soziale Identität zu gewinnen, die sich von der der Mutter unterscheidet.

Zu c) Die dritte Ebene –die Trennung von der Mutter als Symbol- meint die Distanzierung vom Symbol der Liebe und der Macht. Die Tochter muß erkennen, daß sie nicht ihr Leben lang automatisch in der Rolle des hilflosen Kindes verweilen muß, die Mutter nicht immer die Rolle der allmächtigen Mutter inne hat. Dazu muß sie begreifen, daß die Mutter vorrangig eine Frau ist und nicht Mutter. Dadurch wird das gesellschaftliche Rollenmuster Frau = Mutter hin zu der Sichtweise Mutter = Frau aufgelöst.

5.3. Sucht aus systemischer Sicht

Definition von Familie: „Die Familie ist in der Tat ein System, genauso wie eine Maschine oder der menschliche Körper. Um überleben zu können, entwickeln die Mitglieder einer Familie Verhaltensweisen, die zum Gleichgewicht innerhalb des Systems beitragen. Ein gestörtes Gleichgewicht –das zum Beispiel dann eintritt, wenn ein Familienmitglied süchtig wird - verursacht psychologische und/oder biologische Symptome auch bei den anderen Familienmitgliedern.“¹

Um Verhaltensweisen einzelner Mitglieder einer Familie verstehen zu können, darf nicht nur das Individuum betrachtet werden, sondern eben auch der Kontext, in dem es lebt, der es prägt und beeinflusst.

Die Suchterkrankung eines Familienmitgliedes muß als Erkrankung der gesamten Familie betrachtet werden, unter der die einzelnen Mitglieder leiden und der sie sich nicht ohne weiteres entziehen können. Die Familienmitglieder tragen zur Entstehung einer Suchterkrankung bei, genauso wie sie später ein wichtiger Bestandteil bei der Heilung sind. „Als Familienkrankheit ist der Alkoholismus sowohl eine individuelle als auch eine systemische Krankheit; er beeinflusst das einzelne Familienmitglied und das Familiensystem als Ganzes.“²

5.3.1. Das Familienkonstrukt und seine Regeln

Alle Mitglieder unterstehen bestimmten Familienregeln. Diese legen fest, was jeder zu tun hat, sie regeln die Beziehungen und setzen die Ziele fest, die anzustreben sind; sie bestimmen, wie man dort hingelangt und was auf dem Weg gestattet bzw. verboten ist.

Wegscheider vergleicht das Familienkonstrukt mitsamt seinen Mitgliedern und seinen Regeln mit einem Mobile. Die Gebilde sind die Menschen, die Fäden und Schnüre die Regeln. Kommt ein Luftzug von außen, so gerät das gesamte Mobile in Bewegung, doch am Ende findet es wieder das Gleichgewicht und kommt zur Ruhe.

In einer Familie bewirkt jede Veränderung eine Störung des Gleichgewichts. Wenn der suchtkranke Mensch nun „geheilt“ ist, ist dies eine frappierende Änderung des –wenn auch labilen- Gleichgewichts des Familiensystems. Auch wenn dieses Gleichgewicht eher trügerischer Natur ist, so hat es doch den Sinn erfüllt, nämlich die weitere Existenz der Familie und jedes einzelnen Mitglieds zu sichern. Auf-

¹ Wegscheider 1988, S. 33

² Wegscheider 1988, S.86

grund dessen wird das Familiensystem -die Mitglieder und die verinnerlichten Regeln- darauf hin arbeiten, den suchtkranken Menschen wieder in seine abhängige Rolle zu drängen -unbewußt natürlich. *Einmal hatte ich ein Buch "Co-Abhängigkeit", wo ich zuerst dachte, bin ich doch gar nicht, so ein Quatsch. Ich habe es weggelegt, zurückgegeben in die Bücherei, dann habe ich gemerkt, du bist es ganz genau – schauen, wie es ihr gerade geht, sie bei anderen Leuten zu entschuldigen, für sie einkaufen gehen. Das kenne ich schon an mir. (Marion)*

In der süchtigen Familiensituation ist der Ablauf bekannt, die einzelnen Mitglieder haben sich auf ihre Art und Weise arrangiert, um die bestmöglichen Überlebenschancen für ihre Psyche zu gewährleisten. Dauerhafte Heilung kann daher nur geschehen, wenn die gesamte Familie in den Heilungsprozeß miteinbezogen wird, wenn sie andere Modelle lernt, nach denen sie sich ausrichten kann.

Eine Familie mit Suchterkrankung hat überwiegend folgende Regeln³:

Unmenschliche Regeln...

- werden zugunsten von anderen gemacht oder um gewisse abstrakte Prinzipien zu schützen, nicht jedoch für das Wohl des Einzelnen, der sie einhalten soll.
- sind häufig unrealistisch und können unmöglich befolgt werden.
- verleiten dazu, unehrlich zu sein und andere zu manipulieren, aus Furcht vor Strafe und Zurückweisung.
- führen dazu, daß wir mit uns selber nicht ehrlich sind, um Schuldgefühle zu vermeiden.

Starre Regeln...

- berücksichtigen nicht, daß es verschiedene Menschen gibt und daß Umstände sich ändern.
- sperren sich gegen Veränderungen, weil diese den Status quo bedrohen.

³ vgl. Bätz 1997

In geschlossenen Systemen...

- sind bestimmte Themen tabu (Suchterkrankung, schlechte Gefühle etc.). Dies führt zu Unterdrückung von Gefühlen.
- lernt jeder Teil der Familie, nichts von sich preiszugeben, er schottet sich vor den anderen ab und hat keinen wirklichen Kontakt.
- geschieht auch nach außen wenig Austausch. Die Familie sperrt sich gegen Veränderungen, Lernen und Wachstum.

5.4. Kinder von Suchtkranken

5.4.1. Zahlen und Fakten zum Thema

Laut einer Broschüre der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (1995) gibt es in der Bundesrepublik Deutschland

- 2,5 Millionen alkoholranke Menschen,
- 1,2 Millionen medikamentenabhängige Menschen,
- 100.000-120.000 Menschen, die abhängig sind von illegalen Drogen,
- drei bis vier Mitbetroffene auf einen Abhängigen.

Die Baden-Württembergische Landesstelle gegen die Suchtgefahren rechnete im Jahr 1992 mit mehr als zwei Millionen Kindern von Suchtkranken. Der größere Teil davon sollen Kinder von alkoholabhängigen Menschen sein.¹

1990 wurden in der BRD etwa 120.000 Heroinabhängige registriert². Nach vorsichtigen Schätzungen hat ein Viertel von ihnen Kinder.

Berücksichtigt man nun alle stoffgebundenen Suchterkrankungen sowie die Zahl der Kinder, die bereits erwachsen sind, so muß die Zahl der betroffenen Kinder auf sieben bis neun Millionen in Deutschland geschätzt werden.³

Speziell in Freiburg wurden bis 1994 pro Jahr ca. fünf bis zehn Kinder suchtmittelabhängiger Mütter geboren. In Freiburg wird die Zahl auf etwa 80 Kinder geschätzt⁴.

- Zahlen nach geschlechtsspezifischen Merkmalen

Wie viele Töchter und Söhne von der Suchtmittelabhängigkeit eines Elternteils betroffen sind, läßt sich nicht mit letzter Gewißheit sagen. Ebenso wenig läßt sich die exakte Zahl bestimmen, wie hoch der Anteil von den Müttern und Vätern ist, die Suchtmittel konsumieren.

¹ Stuttgarter Zeitung vom 03.04. 1992 in Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg 1992

² Koch in TAZ 1991

³ vgl. Winkelmann 1995

⁴ Stadt Freiburg im Breisgau 1994, S.43

Bei einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe von Lachner & Wittchen⁵ von 3021 Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter zwischen 14 und 24 Jahren wurde herausgefunden, daß bei 84,9% der Eltern kein Substanzmittelmißbrauch vorlag. Bei den 15,1% der Eltern mit einem Suchtproblem waren es in 11,9% der Fälle die Väter, 4,7% die Mütter und bei 1,5% hatten beide Elternteile eine Suchterkrankung.

Bührs⁶ führte 1994 eine Befragung unter 781 primär alkoholkranken Jugendlichen und jungen Erwachsenen bis 31 Jahre (Durchschnittsalter 21,9 Jahre) durch, wobei sich herausstellte, daß 70% einen suchtkranken Elternteil aufwiesen. Bei den weiblichen Probandinnen waren 16,5% der Mütter alkoholabhängig, 14% alkohol- und medikamentenabhängig und 5,9% ausschließlich medikamentenabhängig. Insgesamt hatten diese Töchter in 36,5% der Fälle eine suchtkranke Mutter. Bei den männlichen Probanden traf dies nur in 27,1% der Fälle zu.

5.4.2. Psychische Merkmale der Töchter aus Suchtfamilien

Sher (1991), sowie Nastasi & DeZolt (1994)⁷ haben die folgenden Merkmale von Kindern von Alkoholkranken vorgelegt:

- Selbstwirksamkeit

Kinder von Alkoholkranken weisen ab der Adoleszenz ein negatives Selbstkonzept und Selbstbild, sowie einen negativen Selbstwert auf. (...)und ich konnt mir nirgends irgendwas holen so, irgendwie die Anerkennung, daß du doch irgendwas wert bist(...). Hab mich immer selber nieder gemacht durch des Gefühl.(...). Selbstwertgefühl gleich mal Null. (...)und dann hab ich, ich konnt ja mit, ähm, oder ich kann mit, mit, äh, ja, wenn dir jemand Negatives sagt, damit kann ich umgehen, aber wenn dir jemand was Positives sagt, Anerkennung oder irgendwie was, da hab ich Schwierigkeiten damit umzugehen. Ich hab das halt immer gleich abgewertet irgendwo. (Frau Hartmann)

Darüber hinaus neigen die Kinder dazu, sich selbst sehr kritisch zu betrachten, haben ein stärkeres Bedürfnis nach Kontrolle von externalen und internen Ereignissen, sowie eine niedrige Einschätzung des persönlichen sozialen Einflusses. Ja, er [Bruder] hat es [Sucht der Mutter] auch gemerkt. (...)aber wir zwei konnten eigentlich recht wenig ausrichten, eigentlich gar nichts. Gar nichts. (Frau Hübner)

⁵ Klein in Diözesan-Caritasverband Köln 1998, S.12f

⁶ nach Klein in Diözesan-Caritasverband Köln 1998, S.13

⁷ Klein in Diözesan-Caritasverband 1998, S.22ff

- Soziale Interaktionsfähigkeiten

Kinder von Suchtkranken haben weniger Kompetenzen in sozialem Verhalten und sie selbst stufen diese Fähigkeit bei sich selbst auch eher als gering ein.

Ich konnt mich nie anpassen, äh, zu Freunde, also ich hab immer entweder Verteidigungsart gehabt, also daß ich jemanden verteidigen mußte oder aggressiv geworden bin und geschlagen hab(...). (Frau Hartmann)

Also ich konnte damals nicht irgendwie, ja, ich konnte mich einfach nicht in eine Gruppe einfügen, bzw. ist mir ziemlich schwer gefallen. (...). Also, früher war ich immer die, die geredet hat und geredet und geredet und geredet(...). Wo ich früher immer zwischen reingeredet hab, also, wenn einer erzählt hat, ja, das war bei mir so, und dann hab ich gleich, ja, bei mir war das... (Sarah)

- Verhaltenskontrolle

Bei dieser Verhaltensweise stechen bei Kindern von Suchtkranken insbesondere die Persönlichkeitsmerkmale Aggressivität, Risikofreude und Sensationssuche hervor. Dies zeugt von einer mangelnden Verhaltenskontrolle, die in Kombination mit einem suchtkranken Elternteil eine spätere eigene Suchtmittelabhängigkeit fördern kann⁸.

Aggressionen halt, Aggressionen. Ich wußt halt net, (...)wo ich die hintun sollte und... ja also, ähm, ja, ich bin halt aggressiv geworden. (Frau Hartmann)

Ich hab halt im Heim dann auch Wutausbrüche gekriegt, wenn ich irgendwas nicht geschafft hab oder so, das hat dann schon gezeigt, ich will nicht mehr still sein, schätz ich mal, also.. das ist das, was ich halt denk, daß ich Wutausbrüche, damit ich, ähm, nicht mehr still sein muß, daß ich's aus mir rausbrüllen kann, also wirklich, ich hab um mich geschlagen, ich hab geschrien, ich.. (lacht).(Sarah)

- Kognition, Intelligenz und Schulleistungen

Untersuchungen bezüglich der Intelligenz konnten keinen Unterschied feststellen. Bei sprachlichen Fähigkeiten jedoch zeigten Kinder von Suchtkranken Mängel auf gegenüber einer Vergleichsgruppe. Ebenso ergaben sich Auffälligkeiten im Bereich verschiedener kognitiver Leistungen, insbesondere Problemlösen, logisches und abstraktes Denken, Gedächtnis und Lernen.

Also, weil ich hatte früher ziemlich Probleme, mit der Schule vor allem, mit Mathematik und, ähm, ja ich manchmal für eine Textaufgabe vier bis fünf Stunden gebraucht hab, weil ich es einfach nicht hingekriegt

⁸ Nach Roidl (in Jugendschutz heute 1988, S.8ff) besagen alte und neue Statistiken, daß zwischen 16,5-60% suchtkranker Menschen einen Elternteil hatten, der ebenfalls suchtkrank war. Nach Klein (in Fachtagung der Caritas 1998) haben Kinder ein bis zu sechsfaches höheres Risiko, selber abhängig zu werden

hab, ich hab mich leicht ablenken lassen. Ich war einfach unkonzentriert und hab da auch immer Wutausbrüche gekriegt. (Sarah)

Darüber hinaus wurden noch zwei weitere Merkmale von Kindern aus Suchtfamilien erkannt, die in den Interviews jedoch nicht aufgetreten sind:

- Interpersonelle Problemlösekompetenz

Dieses Verhalten umfaßt besonders die Fähigkeit zu flexiblen und kreativen Problemlösungen in Streß- und Problemsituationen. Es wurde untersucht, daß Kinder von Suchtkranken zwar effektivere, jedoch weniger Problemlösungsstrategien vorweisen können als eine Vergleichsgruppe. Hinzu kommt, daß sie mehr indirekte Strategien anwenden, um einen Konflikt zu lösen, d.h. sie nehmen mehr Rücksicht auf die Gefühle und die Stimmung des Konfliktpartners, anstatt eigene Gefühle und Bedürfnisse anzusprechen. In einem Konfliktfall sind diese Kinder eher emotional orientiert als problemorientiert.

- Emotionalität

Kinder von Suchtkranken haben eine generelle Tendenz, vermehrt negative affektive Zustände zu erleben, d.h. aufgrund ihrer Wahrnehmung manche Situationen emotional eher negativ zu bewerten (z.B. Streßsituationen, Prüfungssituationen).

Abschließend muß gesagt werden, daß nicht alleine die Abhängigkeit von einem Suchtmittel negative Auswirkungen auf das Familiensystem und damit auch auf die Kinder nach sich zieht, sondern vielmehr eine Kombination von Familienstreß, negativer Familienatmosphäre und suchtmittelbedingte Verhaltensveränderungen bei der abhängigen Person. Hat die Familie noch genügend stabile und gesunde Strukturen, so kann dies einige Defizite kompensieren und ausgleichend wirken. Doch auch außerfamiliäre günstige Voraussetzungen können zu einem Ausgleich beitragen. Die interviewten Frauen hatten alle andere Bezugspersonen, die sie positiv geprägt haben und ihnen Stärke für ihr späteres Leben gegeben haben.

5.4.3. Mögliche physische Auswirkungen bei Kindern von Suchtkranken

Bei Alkoholmißbrauch während der Schwangerschaft kann es zu Alkoholembryopathie⁹ kommen; bei Mißbrauch von illegalen Suchtmitteln kann es zu einer Drogenembryopathie kommen, die jedoch noch nicht in dem Maße untersucht worden ist wie die AE. Bei der Drogenembryopathie kann es ebenso zur Schädigung des Embryos und des Neugeborenen kommen, wie z.B. massive körperliche Entzugserscheinungen, Mangelzustände im Bereich Ernährung, Vergiftungen durch Überdosierungen und Beimengungen, Gefahr von HIV- und Hepatitisinfektionen sowie eine erhöhte prä- und perinatale Mortalität¹⁰.

⁹ Nach Schwoon (in Jugendschutz heute 1988, S.4ff) werden jährlich in Deutschland 2000-3000 Kinder geboren, die die typischen Merkmale der Alkoholembryopathie aufweisen.

¹⁰ vgl. Klein in Diözesan-Caritasverband 1998

5.4.4. Rollen, Persönlichkeitsmerkmale, charakteristische Gefühle, Verhaltensweisen von Kindern aus einer suchtkranken Familie

Kinder entwickeln spezifische Rollen, um die Familie zu entlasten und zu stabilisieren. Die im Folgenden erläuterten einzelnen Rollen von Kindern von suchtkranken Eltern treten meistens in Mischformen auf und nicht in dieser klar abgegrenzten Form, wie sie an dieser Stelle beschrieben werden. Obwohl diese Rollen schon sehr häufig beschrieben worden sind, jedoch unerlässlich für das gesamte Thema dieser Arbeit sind, werden sie in Stichworten dargestellt.¹¹

| Rolle bzw. Überlebensstrategie | Heldin, Held; verantwortliche Kind | Sündenbock; ausagierende Kind | Verlorenes Kind; Kind in der Anpasserrolle | Maskottchen; versöhnende, Frieden stiftende Kind |
|--|---|--|---|---|
| Verhalten, Persönlichkeitsmerkmale | “Die kleine Mutter”. Tut immer das Richtige, übermäßig leistungsorientiert, überverantwortlich. Braucht Zustimmung und Anerkennung von anderen. Kann keinen Spaß empfinden. | Feindseligkeit, Abwehr, zurückgezogen, verdrossen. Erhält negative Aufmerksamkeit, macht Ärger, Delinquenz. | Einzelgänger, Tagträumer, einsam, belohnt sich auch allein, z.B. mit Essen, “driftet und schwimmt” durchs Leben, ruhig, scheu, wird übersehen, wird nicht vermisst. | Übermäßig niedlich, süß, nett, unreif, tut alles, um Lachen oder Aufmerksamkeit hervorzurufen. “Baby”, schutzbedürftig, hyperaktiv, kurze Aufmerksamkeitsspanne, Lernprobleme, ängstlich. |
| Gefühlsleben | Schmerz, fühlt sich unzulänglich, Schuldgefühle, Furcht, niedriger Selbstwert, kann niemals genügen. | Schmerz, Gefühl, zurückgewiesen und verlassen zu werden, Wut. Fühlt sich unzulänglich, kein oder niedriger Selbstwert. | Gefühl der Bedeutungslosigkeit, darf keine Gefühle haben/ zeigen. Einsamkeit, Verlassenheit, gibt sich von vornherein geschlagen, Schmerz. | Niedriger Selbstwert, Angst, Gefühl der Einsamkeit, Bedeutungslosigkeit, Unzulänglichkeit. |
| Vorteile | Positive Aufmerksamkeit. | Negative Aufmerksamkeit | Entkommt jeglicher Aufmerksamkeit, hat seine Ruhe. | Erhält Aufmerksamkeit, indem es die anderen amüsiert. |
| Vorteile der Familie | Versorgt die Familie mit Selbstwert, ist das Kind, auf das die Familie stolz sein kann. | Steht im Zentrum der (negativen) Aufmerksamkeit, lenkt ab vom suchtkranken Elternteil. | Erleichterung: “Wenigstens ein Kind, um das man sich nicht zu kümmern braucht.” | Erleichterung und Spannungsabfuhr durch Komik. |
| Häufig beobachtete Entwicklung ohne Problembearbeitung | Workaholic, kann Fehler und Mißerfolge nicht ertragen, starkes Bedürfnis zu kontrollieren und zu manipulieren, zwanghaft, kann nicht „Nein“ sagen. Sucht abhängige/n PartnerIn. | Suchtkrankheit, Delinquenz, Teenager-Schwangerschaft. | Unentschiedenheit, keine Lebensfreude, Beziehungsstörungen: Promiskuität oder Isolation. Kann nicht nein sagen, kann keine Veränderungen eingehen. | Zwanghafte Clownereien, kann Streß nicht ertragen, eng an der Grenze zum Hysterischen. Sucht HeldIn als PartnerIn. |
| Häufig beobachtete Entwicklung nach Problembearbeitung | Kompetent, organisiert, verantwortungsbewußt, gut in Leitungspositionen, zielbewußt, erfolgreich, zuverlässig. | Hat Mut, kann gut unter Belastung arbeiten, kann Realität anerkennen und anderen aufzeigen, kann Risiko eingehen und ertragen. | Unabhängig von der Meinung anderer, kreativ, phantasievoll, erfinderisch, kann sich selbst behaupten. | Charmante/r GesellschafterIn, witzig, geistreich, humorvoll, unabhängig von der Meinung anderer. Einfühlsam und hilfsbereit. |

¹¹ Rennert 1989, S.77/ Rollenbezeichnungen in Anlehnung an Wegscheider (1988) und Black (1988)

In den Interviews tauchen alle Rollen auf¹²; die Rolle der Heldin wurde von allen Frauen eingenommen, die Geschwister haben, da sie für diese in der Kindheit und Jugend eine ‚kleine Mutter‘ waren.

- Heldin: *(...)daß war also schon... in vielen Fällen, daß ich den [jüngeren Bruder] fast wie mein Kind aufgezogen hab(...). (Frau Metzger)*
- Sündenbock: *Ich hatte eine Freundin, die Silvia, also mit der kam ich zusammen in die Schule und wir haben jeden Scheiß miteinander gemacht, also wir sind von der Schule abgehauen und sind nicht in den Hort(...). (Sarah)*
- (...)sobald ich die Haustür aufgeschlossen hab, war's wie so'n „o.k., los jetzt... kämpfen“. Und dann irgendwann kam bei mir nur noch Trotz. Also, wenn sie [Mutter] irgendwas gesagt hat, auf jeden Fall dagegen. (Susanne)*
- Verlorenes Kind: *Vom Grund her war ich schon Einzelgängerin. (Marion)*
- Ich hab dann das Essen gefunden zum Teil auch.. in mich reingefressen halt.(Frau Hartmann)*
- (...)und halt schon ein gewisses Mißtrauen, ich hatte immer Angst, daß sie weggehen. (...)das sie mich allein lassen. (Susanne)*
- Maskottchen: *(...)hab mich nicht wehren können gegen andere. Also, wenn andere mich angegriffen haben, konnte ich mich nicht wehren, dann hab ich gleich angefangen zu weinen oder so was. (Sarah)*

Nach Wegscheider (1988) kommen alle oben genannten Rollen in einer Familie mit einem suchtkranken Elternteil vor. Manchmal sind Rollen doppelt besetzt, manchmal übernimmt eine Person mehrere Rollen. Gibt es nur ein Kind, hat es Anteile an allen Rollen und es ist leicht verständlich, daß dieses Kind besonders belastet ist und sehr verwirrt sein muß.

Die Einnahme von Rollen dienen ganz klar dem Überleben und sind nicht per se gut oder schlecht. Lassen diese Rollen jedoch keinen anderen Verhaltensspielraum zu und erstarren die Menschen in dieser Rolle, wird es problematisch.

Je länger ein Kind in einer Rolle verharrt, desto mehr manifestiert sich diese in seiner Persönlichkeit. Man könnte sagen, es wird abhängig von ihr, da sie ihm Überleben garantiert. Der Mensch wird diese

¹²An dieser Stelle sind die Verknüpfungen mit Interviewauszügen sehr knapp gehalten, da es nicht Absicht dieser Arbeit ist, die Frauen in bestimmte Schemata zu pressen. Wie gesagt verschwimmen die Rollenzuschreibungen ineinander und können nicht immer klar definiert werden.

Rolle solange weiterspielen, bis er Hilfe bekommt und heil werden kann. Auch lange nach Verlassen der Herkunftsfamilie wird diese Rolle ein zentraler Teil seiner Persönlichkeit sein.

Wenn die belastende Situation keine Vielfalt, Andersartigkeit und Individualität mehr zulässt, sondern die Familienmitglieder ihre Rollen einnehmen, die komplementär zueinander sind, dann ist der einzelne Mensch nur noch ein Rad im Getriebe, das Familie heißt. Gefühlsreaktionen sind dann keine spontane, situationsbedingte Ausagierung des inneren Befindens mehr, sondern nur noch die Reaktion auf eine permanente Streßsituation in der Familie.

Nach Lambrou (1990) ist in einer Alkoholfamilie die trinkende Person gleichzeitig die bestimmende Person. Obwohl sie in der Suchtfalle sitzt, ist sie zugleich die Person, die die Regeln bestimmt; alle Familienmitglieder müssen durch ihr Verhalten mithelfen, daß der abhängige Mensch seine Droge bekommt, so daß er seine Sucht fortsetzen kann.

Selten widersteht jemand diesen Regeln, d.h., kann einer sich diesem Druck widersetzen. Es geht schließlich um die/den eigene/n Mutter/Vater, und das Kind hat Angst, sie zu verlieren oder sie zu verletzen. Die Gefahr ist zu groß, daß die/der geliebte Mutter/Vater und auch der Rest der Familie sich abwendet und das Kind alleine dasteht.

In ihrer Not greifen die Familienmitglieder zu den gleichen Verhaltensweisen wie der suchtkranke Mensch und verleugnen und verstecken ihre wahren Gefühle. Sie produzieren künstliche Verhaltensweisen, die im Skript der Alkoholikerfamilie zur Unterstützung der Sucht vorgeschrieben sind. „Mehr und mehr werden die Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder zweitrangig auf Kosten der verzweifelten Ansprüche der Familie.“¹³

Das Kind sucht sich seine Rolle nicht aus, sondern übernimmt sie unbewußt. Diese Rolleneinnahme erfüllt zwei Funktionen: zum einen hilft sie, die schwierige Familiensituation zu entlasten und zum anderen hilft sie dem Kind, diese Situation zu überleben. Natürlich trägt das Kind psychische Schäden davon, doch in der Suchtsituation gewährleistet diese Rolle den geringsten Schaden und den größten Nutzen. „Jede Rolle wächst aus ihrem eigenen Schmerz heraus, hat ihre eigenen Symptome, bietet ihre eigene Entlastung für beide an, für das Individuum und für die Familie, und fordert letztlich ihren eigenen (unterschiedlichen) Preis. (...). Welche Rolle von welcher Person übernommen wird, hängt mehr mit seiner Position in der Familie zusammen als von Persönlichkeitsfaktoren.“¹⁴

¹³ Cermak in Lambrou 1990, S.139

¹⁴ Wegscheider in Lambrou 1990, S.140

5.4.5. Peer – Gruppe

Der Kontakt zu Gleichaltrigen war für die Frauen teilweise schwierig. Entweder haben sie niemanden zu sich mit nach Hause genommen oder sie hatten psychische Probleme, so daß sie schwer in Kontakt gekommen sind.

Marion war nach eigenen Aussagen eher Einzelgängerin. Dies hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß es ihr grundsätzlich schwer gefallen ist, sich anderen Menschen anzuvertrauen. Dieses mangelnde Vertrauen ist möglicherweise mit in der emotional distanzierten Familiensituation entstanden, in der es keine Nähe und Anteilnahme am Anderen gegeben hat.

Vom Grund her war ich schon Einzelgängerin. Wenn ich denke, daß manche mit der selben Freundin jedes Wochenende weggehen oder jeden Abend telefonieren mußten, das hatte ich nie so, die Schulkameraden, die Clique, mit der man mal fort ging oder im Orchester oder mal ein Spieleabend – aber im Grunde war ich Einzelgängerin. (...). Es gibt niemand, den ich mir tagtäglich vorstellen könnte. Es war schon meine Entscheidung auch. Es gab nicht die Clique, mit der ich jeden Tag zusammen war. Ich glaube, ich wollte das auch gar nicht. (Marion)

Sarah hatte in ihrer Kindheit eine Außenseiterposition; sie konnte sich nicht gut in Gruppen einfügen und hat ‚Lügen‘ erzählt, da sie mit der wahren Situation in ihrem Elternhaus nicht umgehen konnte.

Ja, ich hab erzählt, also das war in der 6., 7. Klasse, hab ich irgendwie erzählt, ich hätt ein Freund und, ähm, der würde in Stuttgart wohnen, weil alle hatten schon einen Freund und ich natürlich nicht, ich war wie gesagt, ich muß dazu sagen, ich war bis 7., 8. Klasse war ich immer Außenseiter in der Schule, da hab ich mir dann auch versucht, durch Geschichten und durch irgendwelche Süßigkeiten mir die Freunde zu kaufen, aber was es dann lediglich gebracht hat, war, daß die über mich gelacht haben. Außer wenn ich natürlich Süßigkeiten oder Geld oder so was hatte, dann wurde ganz schnell.., oder so. (...) ich hab mich in die Außenseiterrolle gesteckt, dadurch daß ich eben diese Geschichten erzählt hab, ich will jetzt nicht sagen lügen, weil, äh, das ist zuviel, also, ich hab zwar nicht die Wahrheit gesagt, aber ich hab's halt einfach nicht anders gekonnt. Ich denk mal, dadurch, daß ich Lügengeschichten erzählt hab, hab ich mich, ähm, in die Außenseiterrolle gedrängt, aber andererseits wurde ich auch von den anderen in die Außenseiterrolle gedrängt, dadurch, daß ich einfach anders gekleidet war und solche Sachen eben, und mich anders benommen hab. (Sarah)

Wegen den unterschiedlichsten Gründen konnten die Frauen in einigen Fällen nur schwer soziale Kontakte aufbauen. Die Folge davon kann eine zunehmende soziale Isolation sein.

Kindern, die sich in einer sozialen Isolation befinden, fehlen normale Kompensationsmöglichkeiten für die Belastungen, die sie in einem süchtigen Familienklima erleben. Der Erfahrungsaustausch mit

Gleichaltrigen, der Erwerb sozialer Kompetenzen durch das Miteinander mit anderen Menschen, sowie das Lernen an Modellen, die weniger defizitär sind als die Eltern, gehen den Kindern dadurch verloren.

5.4.6. Resümee

„Kinder von Abhängigen müssen in ihren eigenen Belangen begriffen werden, d.h. in ihren Belastungen und Problemen, ihren Schwierigkeiten und Erschütterungen, in ihren Fähigkeiten und Kompensationsmöglichkeiten, in ihren Stärken und Entwicklungspotentialen.“¹⁵

Demnach kann und darf man nicht davon ausgehen, daß alle Kinder von suchtkranken Eltern selbst abhängig werden oder andere psychische Störungen entwickeln, auch wenn diese Kinder eine höhere Vulnerabilität¹⁶ gegenüber Verhaltens- und Erlebensstörungen aufweisen als Kontrollgruppen mit normalem familiärem Hintergrund¹⁷.

Die Gruppe der Kinder von suchtkranken Eltern läßt sich genauso wenig verallgemeinern wie andere Klientelgruppen in der Sozialforschung.

Allgemein kann jedoch gesagt werden, daß ein Grundmerkmal von Kindern von Suchtkranken ist, daß sie nicht wirklich Kind sein konnten. „Sie sind niemals in der Lage zu entspannen -ein Kind zu sein.“¹⁸

Auf der einen Seite sind alle Beschreibungen von Merkmalen, Verhaltensweisen und Problematiken wichtig, um das Individuum besser verstehen zu können, auf der anderen Seite darf man jedoch nicht in die bequeme Sichtweise der Verallgemeinerung geraten. Genauso wenig, wie es *den* suchtkranken Menschen gibt, gibt es *das* Kind von suchtkranken Eltern. Vor allem besteht bei Pauschalisierungen die Gefahr, das Kind einzig und allein als Opfer anzusehen, und ihm somit jedes Recht auf Eigenverantwortung und Bewältigungspotential abzusprechen. Die Forschung hat erkannt, daß viele abhängige Menschen oder auch Menschen (meist Frauen), die mit einem abhängigen Partner zusammen sind oder auch selber suchtkrank sind, einen abhängigen Elternteil hatten. Doch es gibt auch erwachsene Kinder, die daraus Eigenschaften gewonnen haben, wie Selbstvertrauen, soziale Intelligenz im Sinne von Verstehen von Interaktionen und ein besonderes Einfühlungsvermögen.

¹⁵ Schwoon in Jugendschutz heute 1988, S.4

¹⁶ „Unter Vulnerabilität wird (...) das erhöhte Risiko für die Belastung mit einer psychischen Störung, nicht das reale Vorhandensein einer derartigen Störung verstanden.“ Klein in Fachtagung der Caritas 1998, S.17

¹⁷ vgl. Klein in Diözesan-Caritasverband Köln 1998

¹⁸ Winkelmann in Psychologie heute 1990, S.56

6. Interviewteil

Im Interviewteil dieser Arbeit werden die geführten Interviews als Basis für die Ausarbeitung des Themas ‚Töchter von suchtkranken Müttern‘ benutzt.

Die Vielzahl der Erfahrungen der interviewten Frauen werden in ihren einzelnen Themenbereichen dargestellt, um somit ein Bild davon zu bekommen, unter welchen konkreten Bedingungen die Töchter aufgewachsen sind und welche konkreten Erfahrungen sie im Laufe ihrer Entwicklung gemacht haben.

6.1. Einzelauswertung der Interviews

Die Interviews sind in dieser Arbeit nicht in ihrem ganzen Umfang vorhanden. Daher ist die Einzelauswertung von der grundlegenden Bedeutung, die einzelne Frau in ihrem eigenen und besonderen Geworden werden begreifen zu können. Das Wissen um die individuellen Bedingungen, unter denen sie aufgewachsen ist, soll zu einem besseren Verständnis der Tochter führen.

Dabei sind alle Themen genau betrachtet worden, die eine zentrale und bedeutsame Rolle für ihr heutiges Sein haben.

6.1.1. Marion

Angaben der Frau über ihre Teilnahmemotivation

Als Teilnahmemotivation gab Marion an, mir damit helfen zu wollen. Des weiteren würde es ihr auch selbst helfen, über das Thema zu reden. Sie hat ihr Aufwachsen mit einer suchtkranken Mutter zwar bis zu einem gewissen Grad verarbeitet, doch beschäftigt sie sich immer noch damit und hat es für sich noch nicht abgeschlossen.

Sprachliche Besonderheiten

- ✗ Sie spricht häufig in direkter Gesprächsform, um Gesprächssituationen aus der Familie oder eigene Gedanken zu darzustellen.

Wobei ich immer noch wütend bin, warum trinkt sie?

Ich bin auch diejenige, die der Mutter gleich sagt: Mir stinkt's, so geht das nicht.

Ich habe ihr gesagt, wenn du nicht fragst, sage ich dir auch nicht warum.

Diese Erlebnisse sind ihr wohl noch sehr nachdrücklich im Gedächtnis geblieben und haben heute noch Bedeutung für sie.

- ✗ Sie benutzt häufiger: *glaube ich; ich nehme an; weiß nicht mehr; soviel ich noch weiß; ich denke*. Zu Beginn des Interviews gibt sie an, daß sie sich an viele Dinge nicht mehr erinnern kann. *Mit geht es oft so, daß ich vieles meiner Kindheit nicht mehr weiß. (...)ist bei mir alles weg.*
- ✗ Insgesamt hat Marion einen flüssigen Redefluß und sie kann zu den meisten Fragen ohne große Pausen oder Überlegen etwas erzählen. Eine Ausnahme ist die Frage nach einer besten Freundin: *Habe ich auch, aber...* und die Frage, wie sie erzogen worden ist: *Schwierig.... Wie? Von wem eigentlich?* An diesen Stellen stockt der Redefluß sehr auffällig.
- ✗ Sie benutzt häufig die Begriffe ‚man‘ und ‚du‘, wenn sie von sich redet. Sie verallgemeinert und theoretisiert, wenn sie von der Mutter, den Eltern oder der Sucht der Mutter erzählt:
Das ist der Horror jeder Suchtfamilie.
Aber das kannst du ja nicht bringen.
...wenn man es überhaupt einsehen kann.
...man kriegt halt Kinder, man heiratet, (...)wie man das am besten macht...
Du siehst es wohl, es ist dir aber nicht bewußt. Du willst es ja auch nicht sehen.
 Möglicherweise möchte sie dadurch eine emotionale Distanz schaffen und daher versucht sie, sich die Dinge theoretisch zu erklären. Vom Kopf her ist ihr vieles klar, doch es besteht eine Lücke zwischen dem, wie sie fühlt und wie sie es sich vom Kopf her erklärt.
- ✗ Sie benutzt beim Ausdrücken von Gefühlen und wie sie damit umgeht Begriffe wie *auskotzen, reinfressen, geschluckt*.
- ✗ Insgesamt gibt es extreme oder unklare Gefühlsäußerungen, die nicht deutlich machen, wie ihre Gefühle in bezug auf die Beziehung zu ihrer Mutter und über die Sucht der Mutter waren: *gräßlich und unerträglich, geschockt, wütend*. Diese Wendungen kommen sehr häufig, wenn es um die Sucht der Mutter geht.
- ✗ Wenn es um die Mutter geht, sagt sie oft zuerst etwas negatives, relativiert es jedoch anschließend wieder. *Desinteresse. (...). Ich denke von ihr ist es gar nicht böse gemeint.*
 Sie sagt in einem Absatz oder kurz hintereinander Dinge, die das Gegenteil voneinander sind:
„Ich kann verstehen, warum sie trinkt“. Diesen Satz habe ich noch nicht so ganz geschluckt.
Sie ist schon argen Belastungen ausgesetzt. Irgendwo kann ich es nicht verstehen.
Wenn es ihr schlecht geht, geht es mir auch schlecht. (...). Wenn sie schlecht drauf ist, bin ich nicht schlecht drauf.
Ich denke schon, ihn [Vater] interessiert das, was ich mache. Ich wünsche mir mehr Interesse von ihm aus.
- ✗ Bei Situationen, an denen sie sich unsicher über ihr eigenes Verhalten oder ihre Motive ist, schließt sie ihre Antwort mit einem bestätigenden Satz. Dies macht den Eindruck, als ob sie es für sich

selbst klar ausdrücken muß, in der Hoffnung, daß es auch wirklich stimmt, was sie glaubt. *Sie würde noch verzweifelter werden. Das fällt auf mich wieder zurück. Wenn es ihr schlecht geht, geht es mir auch schlecht.(...). Wenn sie schlecht drauf ist, bin ich nicht schlecht drauf.*

Ähnlich ist es bei der Einstellung gegenüber der Sucht der Mutter. *Ich glaube schon, ich kann die Sucht als Krankheit sehen. Wobei ich immer noch am Grübeln bin, warum trinkt sie? Wobei ich immer noch wütend bin, warum trinkt sie? Ich sehe es als Krankheit.*

Bedeutsames im Lebenslauf

Sie nennt die Scheidung der Eltern gleich in der Eingangspassage, quasi als Beschreibung für ihre Familie. Sie sagt, daß es *einfach toll* für sie war, daß beide Eltern in direkter Umgebung gelebt haben. Sie sagt aber auch, daß es *für uns Kinder eine kritische Situation war*. Sie konkretisiert die Gefühle diesbezüglich jedoch nie, da sie scheinbar -wie sie selbst sagt- kaum noch Erinnerungen daran hat.

Mir geht es oft so, daß ich vieles meiner Kindheit nicht mehr weiß. (...)ist bei mir alles weg. (...)gerade bei Gefühlen tue ich mich schwer, mich daran zu erinnern.

Die Beziehung zum Bruder beschreibt sie als gespannt und mit viel Streit verbunden. *Wir haben uns als Kinder viel gestritten, mehr als normale Kinder, weil ich ihm immer Befehle geben wollte.* Sie sieht die Schuld für den Streit bei sich selbst und sie sieht ihre Beziehung nicht als normal an. Sie hat nur noch den Streit in Erinnerung. *Entweder wir haben uns gestritten oder es war gar nichts in der Art.*

Als weiteren Grund für die Streitigkeiten gibt sie an, daß sie Aggressionen rauslassen konnte und daß die ganze Situation auch mit der Scheidung der Eltern zu tun hatte.

In diesem Zusammenhang fällt häufig das Wort ‚Nähe‘ und ‚näher‘. *...weil ich nur den Streit in Erinnerung habe und nicht die Nähe.* Diese Formulierung läßt offen, ob überhaupt Nähe zum Bruder vorhanden war. *(...)und durch das Streiten sind wir uns näher gekommen, eben so nebeneinander -aber nicht eng.*

Die heutige Beziehung zum Bruder sieht sie als normal an, auch wenn sie distanziert ist, was ihr sehr leid tut. Der Bruder blockt eine Beziehung zu ihr ab. *Jetzt sind wir beide groß oder erwachsen sozusagen und distanziert -leider. Ich hätte es gerne, ja ein wenig näher, aber er mag es nicht, wenn ich ihn persönliche Sachen frage(...). Aber momentan ist es o.k..* Daraus kann man eventuell ableiten, daß für sie eine ‚normale Beziehung‘ bedeutet, wenn man sich nicht streitet, aber auch kein großer emotionaler Kontakt besteht. Sie findet sich mit der Situation ab.

Durch Streit ist überhaupt erst Kontakt zustande gekommen; dieses taucht auch in der Beziehung zur Mutter auf, daß über bestimmte Dinge erst in einem Streit geredet wurde oder zur Sprache gekommen sind. *Das war noch krasser, als ich ganz ausgezogen bin in eine eigene Wohnung(...), da hat sie mich auch nicht gefragt, warum. (...). Später in einem Streit kam heraus, sie hatte gedacht, ich bräuchte mehr Freiheit.*

Die Kommunikation mit der Mutter beschreibt sie sehr ambivalent. Auf der einen Seite hat sie die Mutter mit dem konfrontiert, was ihr nicht paßt. *Ich bin auch diejenige, die der Mutter gleich sagt, mir stinkt's, so geht das nicht.* Auf der anderen Seite kann sie von sich aus mit der Mutter nicht über Dinge reden, die sie beschäftigen. *Es war klar, das muß jetzt mal kommen, daß ich sie darauf [Sucht] anspreche, was ist da eigentlich? Ich habe es vor mir hergeschoben. Das geht ja über Monate, so ein Prozeß geht ja ewig, bis du dich da mal traust. In einem Streitgespräch kam es heraus.*

Innerhalb der gesamten Familie gibt es keine wirkliche Verbindung. *Nähe ist bei uns in der Familie sowieso ein Problem. Ich habe weder zu meiner Mutter, meinem Vater oder meinem Bruder ein enges Verhältnis.* Innerhalb der Familie gibt es keine positiven emotionalen Bindungen und Kontakt wird über Streit hergestellt. Die Auswirkung ist, daß sie alles mit sich alleine ausmacht. (...) *ich habe alles geschluckt und die Türe zugemacht.(...).* *Ich gehe halt dann nur aus mir heraus, wenn ich nicht mehr anders kann.*

Sie hat auch nicht viele Kontakte zu Gleichaltrigen, da sie sich selbst als Einzelgängerin beschreibt. Sie kann Nähe wohl nur schwer aushalten. *Es gibt niemand, den ich mir tagtäglich vorstellen könnte. Es war schon meine Entscheidung auch. (...).* *Ich glaube, ich wollte das auch gar nicht. (...).* *Ich glaube, das war mir zu eng.* Sie ist sich aber nicht ganz sicher, daß dies eine Entscheidung von ihr selbst war oder warum sie so oft alleine gewesen ist.

Bei der Mutter sieht sie eindeutiges Desinteresse an ihrer Person und ihrem Leben in Freiburg. Sie relativiert und entschuldigt die Mutter aber dadurch, indem sie sagt, *ich denke, von ihr ist es gar nicht böse gemeint. Sie möchte mich nicht nerven mit ihren Fragen.*

Sie versucht immer wieder, Kontakt zur Mutter und einen Austausch mit ihr herzustellen, indem sie die Mutter auffordert, sich mehr für ihr Leben zu interessieren. *Ich habe ihr gesagt, wenn du mich nicht fragst, sage ich dir auch nicht warum.* Es tut ihr leid, daß die Mutter sich so verhält und kann sich auch ein Stück weit nicht damit abfinden, so eine Mutter zu haben. *Das ist schade, weil sie ist meine Mutter und will doch wissen, wo ich wohne.* Sie hat eine Vorstellung davon, wie eine Mutter zu sein hat (Interesse an der Tochter) und merkt aber gleichzeitig, daß die Mutter dem Bild nicht entspricht. Sie drückt es aber sehr vorsichtig aus, indem sie diese Gefühlsverletzung mit einem *schade* beschreibt.

Die eigene Einstellung zu und der Umgang mit der Sucht der Mutter erscheint zwiespältig. Auf der einen Seite informiert sie sich in Büchern und Broschüren und kontrolliert den Konsum der Mutter. Auf der anderen Seite sagt sie, daß sie nichts machen kann und nur die Mutter selber etwas ändern kann und daß sie die Sucht als Krankheit wahrnimmt. *Ich ertappe mich dabei, wenn ich heimkomme, daß ich erst mal alle Schränke aufmache(...).*

Das, was ich als Krankheit sehen kann, sieht er [Bruder] als schlimm an.

Das als Angehöriger zu akzeptieren, das ist eine Krankheit, das ist schon... wenn man es überhaupt einsehen kann.

Ebenso zwiespältig ist die Wahrnehmung der Co-Abhängigkeit. (...) *du bist es ganz genau - schauen, wie es ihr gerade geht, sie bei anderen Leuten zu entschuldigen, für sie einkaufen gehen. Das kenne ich schon an mir. (...). Wo ich mich hingegen sträube, ist ihr ein Bier aus dem Keller zu holen. (...). Ich mache es dann doch. Ich gehe für sie einkaufen, weil sie ja sowieso so wenig Zeit hat. Eher zum Helfen als zum Decken -ich weiß nicht... was es sein könnte.*

Als zwei intensive Erinnerungen aus der Kindheit beschreibt sie zum einen eine Erinnerung, als sie vier oder fünf Jahre alt war. Sie hat ihrer Mutter die Haare durchgekämmt, *noch als die Familie heile Welt war*. Dieses Bild vermittelt eine gewisse Intimität und Vertrauen in der Beziehung zur Mutter.

Die andere Erinnerung ist sehr konträr zu der ersten und symbolisiert vielleicht ein Stück weit eine zerbrochene Welt. Es ist ein Streit zwischen den Eltern, kurz vor der Scheidung, und die Mutter sagte zum Vater, daß er doch die Kinder nehmen soll. Diese Erinnerung kann Gefühle von Abgelehnt sein, Verlassen werden von der eigenen Mutter und Verlust von Mutterliebe wecken. Sie selbst bezeichnet es als *noch so ein Schockerlebnis*. Die Scheidung ihrer Eltern sieht sie als Grund, daß diese heile Welt zerbrochen ist. *Ich denke, daß die zwei Scheidungen schon ein Wendepunkt waren. (...). Davor waren wir eine normale Familie mit Mama, Papa mit zwei Kindern.*

Betrachtet man ihre Worte aus der Eingangspassage, *Als Kind war das einfach toll für mich, da ich Vater und Mutter hatte -trotz, daß sie geschieden waren*, stellt dies einen gewissen Widerspruch dar. Sie scheint mit der Scheidung der Eltern doch nicht so gut zurecht gekommen zu sein. Vielmehr beschreibt sie es an der späteren Stelle derart, als ob die Familie zerbrochen wäre und nichts mehr so gewesen ist, wie es einmal war.

Ein aktuelles Thema ist die Verbundenheit mit der Mutter auf der einen Seite und der Wunsch nach Unabhängigkeit und Loslösung von der Mutter. *Einfach Abstand zu meiner Mutter(...), daß ich sie nur noch am Wochenende erlebe. Momentan geht es mir einfach besser, wenn ich merke, ich klebe nicht mehr so auf ihr.* Trotzdem fährt sie jedes Wochenende nach Hause und ist auch nicht mit Beginn des Studiums nach Freiburg gezogen, sondern erst ein paar Monate später. Ebenso versucht sie weiterhin, in Kontakt mit der Mutter und auch dem Bruder zu kommen und versucht das, was sie im Studium lernt, zu Hause anzuwenden. Ihr Wunsch ist es, besser mit der Mutter und dem Bruder umgehen zu können. Auf der anderen Seite möchte sie dadurch Distanz schaffen, indem sie lernt, die Mutter so zu akzeptieren, wie und was sie ist, nämlich Alkoholikerin. *Man kann auch nichts ändern daran. (...). Sie wird in zehn Jahren noch Alkoholikerin sein und ich muß trotzdem weiterleben. (...es ist einfach so.*

Einerseits vermißt sie eine Bindung mit ihrer Mutter, andererseits macht ihr diese mögliche Beziehung aber auch Angst und sie bezeichnet die Mutter auch konkret als Gegen Vorbild. Es ist wichtig für sie, sich als erwachsene und selbständige Frau wahrzunehmen. *So möchte ich es einmal nicht tun. Wobei die These, daß man seine Kinder so erzieht, wie man selber erzogen wurde, mich erschreckt. (...). Nicht das ich*

sage, ich möchte so sein, weil sie das Gegenteil darstellt.. nein, weil ich denke, daß ist meine Richtung.

Das Leben in Freiburg ist ein anderes wie jenes, das sie zu Hause bei ihrer Mutter hat. Die Erfahrung des alleine Wohnens und sich dabei gut zu fühlen, ist dabei ganz zentral. Dies verursacht bei ihr jedoch ein Gefühl der Zerrissenheit, wobei sie nicht klar ausdrückt, auf was sich diese Zerrissenheit bezieht. Es kann so verstanden werden, daß die guten Gefühle, die sie hat, diesen Zustand verursachen. *Da ist noch etwas Zerrissenheit momentan noch. Ja, halt durch die Erfahrung, daß es mir gut geht, wenn ich alleine wohne.*

Ingesamt sagt sie, *ich habe Frieden mit meinem Leben*. Sie spürt, daß sie Frieden hat, wenn sie von der Mutter getrennt ist, was sowohl im physischen als auch psychischen Sinne zu verstehen ist. (...) *aber ich könnte nie bei meiner Mutter in der Nähe wohnen. Das wäre für mich unvorstellbar momentan. Einfach von ihr wegzukommen, auch emotional zum Teil. Sie ist meine Mutter, auch wenn ich sie dafür hasse, daß sie trinkt, sie ist trotzdem meine Mutter.*

Eine ganz wichtige Erfahrung in diesem Zusammenhang ist die Zeit, als sie mit 19 Jahren für zehn Monate in einer eigenen Wohnung gelebt hat. *Da habe ich gemerkt, daß ich gut alleine zurechtkomme. Ich war 19, eigene Wohnung und ich habe das gepackt. (...). Ich kann das alleine. Mir ging es einfach gut in der Zeit.* Diese Selbständigkeit, die gleichzeitig eine Unabhängigkeit von der Mutter darstellt, vermittelt ihr gute Gefühle.

Handlungs- und Deutungsmuster

Dadurch, daß sie keine Nähe innerhalb der Familie erfahren hat, hat sie dies auch für Beziehungen in ihrem eigenen Leben übernommen hat. Dies zeigt sich daran, daß sie sich eher als Einzelgängerin beschreibt und ihr zuviel Nähe zu eng ist. Sie konkretisiert jedoch nicht, welchen Maßstab sie persönlich für 'zu viel Nähe' hat.

Mit der momentanen Beziehung zum Bruder ist sie nach eigenen Angaben zufrieden und sie sieht es als normale Beziehung an. Dies führt zu dem Schluß, daß eine Beziehung für sie normal ist, wenn man sich nicht streitet, aber auch keine Nähe zueinander besitzt.

Ihr eigenes Verhalten zur Mutter ist in vielen Aspekten gegensätzlich. Einerseits bringt sie immer wieder zum Ausdruck, daß ihre Mutter sie verletzt hat und daß es ihr weh tut, keine Mutterbeziehung zu haben, wie es nach ihren Vorstellungen sein sollte. Nach tendenziell negative Aussagen über die Mutter relativiert sie diese immer wieder und entschuldigt das Verhalten der Mutter damit. Möglicherweise möchte sie sich selbst vor zu großen Verletzungen bewahren, indem sie versucht zu verdrängen, daß ihre Mutter emotional abwesend ist und nach ihrer Wahrnehmung desinteressiert ist an der Person der

Tochter.

Sie versucht sich von der Mutter zu lösen und sich von ihr abzugrenzen, tut es aber faktisch nicht, da sie in der Nähe geblieben ist und jedes Wochenende heimfährt. Obwohl sie für sich die Erfahrung gemacht hat, daß es ihr gut geht, wenn sie alleine und unabhängig von der Mutter lebt, versucht sie immer wieder, mit der Mutter in Kontakt zu kommen und sucht das Gespräch.

Die Gefühle bezüglich der Sucht versucht sie vom Kopf her in den Griff zu bekommen, indem sie viele Dinge aus einem theoretischen und verallgemeinernden Blickwinkel betrachtet. Vom Gefühl her ist sie sich aber oftmals nicht sicher, was ihre Einstellung betrifft.

Dieses zwiespältige Verhalten und die konträren Gefühle sind vielleicht eine Möglichkeit, mit der Enttäuschung und der Trauer darüber, daß sie keine intensive und positive Mutterbindung erfahren hat, umzugehen. (...) *weil ich mir immer eine normale Mutter-Tochter-Beziehung gewünscht hätte. Viele Tränen sind bei mir da geflossen.* Ihre Handlungs- und Deutungsmuster sind stark von diesem Wunsch geprägt. Auf der einen Seite steht die Erfahrung, ‚meine Mutter macht mir schlechte Gefühle und es geht mir besser, wenn ich Abstand zu ihr habe‘. Auf der anderen Seite steht die ‚kindliche‘ Sehnsucht nach Mutterliebe, die sie nie erfahren hat, so daß es zu keiner konsequenten Loslösung von der Mutter kommt. Möglicherweise hat sie wider aller Vernunft die Hoffnung, doch noch Kontakt zu der Mutter zu bekommen und eine Tochter-Mutter-Beziehung zu haben, wie sie nach ihrer Sicht sein sollte.

6.1.2. Susanne

Angaben der Frau über ihre Teilnahmemotivation

Susanne möchte zum Abschluß ihres Studiums ebenfalls eine Arbeit mit Interviews schreiben, daher hatte sie eine theoretische Motivation, selbst an einem Interview teilzunehmen. Sie hatte auch ein Interesse daran, welche Fragen gestellt würden.

Sie hat keine Schwierigkeiten, über das Thema zu reden. Sie besucht momentan eine Beratungsstelle.

Sprachliche und interaktionelle Besonderheiten

- ✗ In der Eingangspassage geht Susanne gleich auf zentrale und bedeutsame Themen ihres Lebens ein, die sich durch das gesamte Interview ziehen. Sie scheint keine Bedenken oder Hemmungen zu haben, über diese Themen mit einer fremden Person zu reden.
- ✗ Sie beginnt Sätze häufig mit *ich denke...; ich weiß nicht, ich denke...*
- ✗ Sie spricht oft in direkter Redeform und benutzt Gesten und Geräusche, um Gesagtes besser zu verdeutlichen, oder weil sie es so besser ausdrücken kann. (Geballte Fäuste für den Ausdruck ‚kämpfen‘; Geräusch für unwichtig, unbedeutend um die Bedeutung der Mutter im Gegensatz zum Vater für sich darzustellen.)
- ✗ Susanne bricht angefangene Wörter und Sätze öfter ab und beginnt neu, um das, was sie sagen möchte, besser oder anders zu erklären. *Ich hab's halt nicht gewußt, daß Alkohol, was das für eine Bedeu.... das war genau so, wenn du gesagt hättest, warum ist jetzt die Schokolade weg(...).*
- ✗ Bei Beantwortung von Fragen nach der Beziehung zwischen den Eltern, Gefühle und persönliche Einschätzung bezüglich der Mutter und ihrer eigenen Beziehung zu den Eltern macht sie zu Beginn des Satzes lange Pausen.

I: Welche Gefühle gab's den so in der Beziehung zu deiner Mutter von dir aus?

B: (Pause) Ich kann's ganz, ganz schwer eigentlich beschreiben.

Besonders bei dieser Frage stockt sie häufig und hat große Schwierigkeiten, zu artikulieren, was sie meint.

- ✗ Bei den Themen der Erziehung (*Streng, konservativ und sehr prüde. (Lacht kurz)*), und des Umgangs mit Sexualität in der Familie (*Tabu.*) antwortet sie auffallend kurz und knapp und muß auch nicht darüber nachdenken. Dies sticht besonders ins Auge, wenn man dies mit der Ausführlichkeit in der Beantwortung der Fragen im Rest des Interviews vergleicht.

Bedeutsames im Lebenslauf

Gleich zu Beginn des Interviews nennt sie zentrale Themen ihres Lebenslauf, die im Interview immer wieder auftauchen.

Also, ich denke, es war sehr gemischt; es war teilweise sehr, sehr streng, ich war Einzelkind, und zum Teil aber auch wiederum überschüttet mit, ja Liebe, und aber auch so ´ne Art Überbehütung. Es war beides dabei. Und die wichtigste Person war auf jeden Fall mein Vater -mit Abstand. Also ich hatte zu meiner Mutter von Anfang an eigentlich nie richtiges Muttergefühl oder so was, also sie war für mich eher so, mmh, fast, ja, noch Konkurrentin. Also es war mein Vater, der sozusagen für mich zuständig, oder der wichtig für, also, es waren schon beide wichtig, aber mein Vater war so der Fixpunkt.

Sie beschreibt, daß sie das Verhalten der Eltern ihr gegenüber in vielen Bereichen ambivalent erlebt hat. Die Erziehung von seiten der Eltern war geprägt von Überbehütung und Strenge. Die Art und Weise, wie sie *Liebe* ausspricht, und daß sie es in direkter Verbindung mit *Überbehütung* nennt, läßt den Eindruck entstehen, daß sie dies für sich selbst nicht als Liebe empfunden hat.

Eine weitere Ambivalenz ist, daß der Vater ihr an einem Tag viel Freiraum gewährt und er sich viel mit ihr beschäftigt und ihr viel Zuneigung gezeigt hat. Am darauffolgenden Tag wurde sie scheinbar grundlos stark reglementiert und hatte kein Recht, eine eigene Meinung zu haben. (...) *dieses Hin und Her, diese Extreme. Immer irgendwie Extreme. Entweder super viel Aufmerksamkeit, entweder Mittelpunkt vom ganzen, oder wieder, du hast keine Rechte, du hast keine Meinung, du hast still zu sein(...), daß es halt keine konstan.., weißt du, keine Linie irgendwie gab. Manchmal so ja, gut, dann kriegst du halt noch mal eine Tafel Schokolade, (...)dann wieder ne Zeit lang, nee, gibt keine Schokolade, gibt nix, gibt keine Süßigkeiten mehr, also...*

Sehr gegensätzlich im Aufwachsen von Susanne ist ihre Wahrnehmung, daß die Mutter versucht hat, sie zum Mädchen zu erziehen. Der Vater hat sie wie einen Jungen erzogen. *Mein Vater wollte einen Jungen und wollte, daß es halt, äh, viel draußen, viel rennen, viel Sport, äh, Indianer kennt keinen Schmerz (...)und meine Mutter wollte wieder lieber Mädchen, mit Ballet, Klavier, ordentlich, fleißig(...).*

Auch das Verhalten der Mutter war für sie undurchsichtig und konträr. Sie erlebte sie *unbeherrscht* und *unkontrolliert*, was für Susanne sehr *unverständlich* war. Zu der Zeit kannte sie nicht den Grund für das Verhalten der Mutter, sie hat die Suchterkrankung erst spät, im Alter von 14, 15 Jahren, wahrgenommen. Sie beschreibt die Mutter als *zwei Personen* -eine nüchterne und eine betrunkenen Person. Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter richtet sich nach dem jeweiligen Zustand der Mutter. *Wenn sie nicht getrunken hat, hab ich mich teilweise auch gut mit ihr verstanden, (...)vier, fünf Stunden später kam sie an und ,wie kannst du nur so was machen‘, als wirklich, genaue Gegenteil, was sie vorher gesagt hat. (...). Und das Schlimme war, ist nach wie vor, diese zwei Personen, die dann auf einmal rauskommen...*

Susanne hat wahrgenommen, daß es auf der einen Seite sehr viele Dinge gegeben hat, die innerhalb der Familie nicht in Ordnung gewesen sind. Auf der anderen Seite waren die Eltern sehr darauf bedacht, nach außen hin das Bild einer harmonischen Familie abzugeben. *Also das wurde sehr... dieses Familienscheindung wurde sehr, sehr... sehr extrem gehalten.*

Sie erlebte auch, daß innerhalb der Familie nie offen über die Sucht der Mutter geredet worden ist. Sie kann sich aber noch daran erinnern, daß der Vater in ihrer Kindheit versteckte Anspielungen auf die Alkoholabhängigkeit gemacht hat. *Und ich weiß, daß mein Vater immer so Bemerkungen gemacht hat. (...)wo ist der Rum, dann hat sie gemeint, ich hab Kuchen gebacken, ah ja, du hast gebacken, ja ja, dann haben wir ja einen Teelöffel im Kuchen und den Rest hast du dann, oder so. (...)ich hab damit nicht soviel anfangen können.* Diese Bemerkungen des Vaters haben sie irritiert, da sie diese nicht mit der Sucht der Mutter in Verbindung bringen konnte. Vor einem Jahr hat Susanne von sich aus das Gespräch mit dem Vater gesucht und hat von ihm erfahren, daß die Mutter trinkt, seit die Eltern sich kennen.

Was ihr noch heute sehr zu schaffen macht, ist, daß sie keine Geschwister hat. *(...)daß ich keine Geschwister hatte, das ganz bestimmt. Hat mich mein Leben lang bis heute, macht's mir viel aus.* Sie nennt dies gleich zu Anfang, was die Bedeutung unterstreicht. Sie benennt jedoch nicht konkret, warum es für sie so schlimm gewesen ist, alleine aufgewachsen zu sein. *(...)aber auch dieses angewiesen sein auf sie [die Eltern] war sehr stark, da ich ja auch Einzelkind war und es gab da niemand.* Möglicherweise hatte sie die Vorstellung, daß sie die Belastungen in der Familie hätte teilen können und die Eltern sich nicht nur auf sie konzentriert hätten. (Die Überbehütung der Mutter, die enge Bindung zum Vater, die Extreme in der Erziehung und im Verhalten der Eltern).

In dem selben Abschnitt spricht sie von einer großen Angst als Kind, von den Eltern verlassen zu werden. Diese Angst stellte mit hoher Wahrscheinlichkeit eine existentielle Bedrohung für Susanne dar. Zusätzlich zu der Erfahrung, als Einzelkind aufgewachsen zu sein, kommen sehr häufige Umzüge in ihrer Kindheit und dem damit verbundenen ständigen Verlust von FreundInnen. Geschwister hätten ihr vielleicht in dieser für ein Kind sicher belastenden Situation Sicherheit und eine gewisse Kontinuität gegeben und sie wäre nicht immer wieder auf sich alleine gestellt gewesen. Diese Erfahrung von immer wieder eine vertraute Umgebung und gewonnene Freunde zu verlassen und wahrscheinlich auch die Erfahrung, daß sie nichts mitbestimmen durfte und auf die Eltern total angewiesen war, steigerte sich in die Angst, selbst von den Eltern zurückgelassen zu werden.. *(...)ich hatte immer Angst, daß sie weggehen. (...). Daß sie mich alleine lassen. Daß sie mich zurücklassen. (...)daß sie halt immer wieder alle wichtigen Stellen, alle wichtige Personen hinter sich gelassen haben. Das hätten sie auch mit mir machen können, wenn ich ihnen lästig werde.* Diese Angst hat sie mit einem aktiven, problemlöseorientierten Handeln bewältigt, indem sie versucht hat, sich lebenspraktische Fähigkeiten anzueignen wie Kochen, Waschen und Schecks ausfüllen, mit denen sie in der Lage gewesen wäre, notfalls auch alleine zu

überleben.

Der Vater war für sie der absolute Fixpunkt und sie hat sich im direkt zugewandt und sich gleichzeitig von der Mutter abgewendet. *Nur ich hab halt immer versucht, daß mein Vater mir vorliest, daß mein Vater mir die Medizin gibt, daß mein Vater mich in die Schule begleitet(...). Und wenn er da war, war meine Mutter.. unbedeutend.*

Sie beschreibt es als *wir zwei gegen sie*.

Ich denk, ich hab sie schon genug gestraft(...), ich saß nie neben meiner Mutter, ich saß immer neben meinem Vater. (...)meine Mutter sollte mich nicht anfassen, ich wollte nicht, daß sie mich anfaßt. Ich, äh, hab meinem Vater Geschenke gemacht zu Weihnachten, ihr keins.

Diese direkte und offensive Ablehnung der Mutter löst heute noch Schuldgefühle bei ihr aus. *Ich hab's halt gemerkt, daß es funktioniert, daß ich sie ausspielen kann, und hab's dann auch voll gemacht, hab dementsprechend auch jetzt noch ein bißchen Sch.. ja, schon ein schlechtes Gewissen, Schuldgefühle, weil ich hab da echt, also, ich hab mich hingestellt und mein Vater, und haben gesagt, wir wollen das und das und du hast nichts zu sagen.*

Sie beschreibt sich fast schon als hörig dem Vater gegenüber. Sie betrachtet diese extreme Abhängigkeit vom Vater aber heute durchaus kritisch. *Ich glaub, bis 12 hab ich nicht einmal gelogen. Immer sofort alles gesagt, jedes Wort ihm auch geglaubt, und, ähm, und vielleicht hab ich auch meinen Vater ein bißchen dadurch geliebt, daß er mir einen Rahmen gese... also.. ich mein, die Strenge war absolut überdreht und überzogen, aber vielleicht kann man dadurch auch eine stärkere Abhängigkeit schüren, ich weiß es nicht.. weil wie gesagt mit seinem Wort alles stand und fiel.*

Ihr war die Anerkennung des Vaters sehr wichtig und daher hätte sie früher alles für ihn getan. (...) *ich glaub, ich hätt eh alles für meinen Vater getan. Ich frag mich, wenn mein Vater von mir verlangt hätt, dieses Mädchen zu sein [in Bezug auf Erziehung] ob ich das nicht auch gemacht hätte. (...). Aber sicherlich auch, weil mein Vater es von mir wollte und ich wollte die Anerkennung von meinem Vater. Und wenn er gewollt hätte, daß ich häkel, ich hätte wahrscheinlich mit Begeisterung gehäkelt. Vermute ich mal.* Diese Passage zeigt sehr deutlich, welche Macht der Vater über Susanne hatte. Gleichzeitig bemerkt sich aber auch, daß der Vater diese Abhängigkeit vielleicht auch gewollt hat. Sie beginnt die Passage mit *ich glaub* und endet mit dem Satz *Vermute ich mal*. Dies zeigt, daß sie sich nicht ganz sicher über den Einfluß des Vaters auf ihr Leben ist. Vielleicht ist es aber auch zu schmerzhaft, sich diese extreme Abhängigkeit einzugestehen. Hinzu kommen die eindeutigen Manipulationsversuche von seiten des Vaters und daß er sie oft benutzt hat in Streitigkeiten oder als Partnerersatz für die Mutter. *Also ich war da nur sozusagen das Zünglein an der Waage, wenn's ihm gepaßt hat. (...)daß mein Vater alles mit mir besprochen hat. Ähm, die Sachen, die man eigentlich mit seiner Frau bespricht, hat er halt mit mir besprochen.*

Die Gefühle zu ihrer Mutter kann sie schwer in Worte fassen und ausdrücken. *Und zu meiner Mutter das Gefühl, ich kann's wirklich ganz schlecht in Worte fassen, es war so ein Ding zwischen (Pause), sie ist da, sie*

ist meine Mutter und gleichzeitig, äh, Wut, oder so ne Art ‚Laß mich in Ruhe‘.

Auch die Gefühle von der Mutter sind zum Teil sehr konträr und erdrücken die Tochter schon fast. (...) *wo ich echt nicht ertragen konnte, wenn sie überhaupt in mein Zimmer reingekommen ist und sie dann halt natürlich immer versucht hat, alles mit... mit Überbehütung irgendwie zu kompensieren, mit wahnsinnigen Sorgen und mich dann auch sehr reglementiert hat(...).* Den Grund für dieses Verhalten der Mutter sieht sie ein Stück weit als Wiedergutmachung, wobei sie nicht konkretisiert, was die Mutter damit kompensieren wollte.

Die allgemeine Reglementierung drückt sich auch in einer starken Tabuisierung bestimmter Themen aus. Besonders Sexualität empfindet sie als extremes Tabuthema; Freiräume in Bezug auf Weggehen kann sie sich nur durch Lügen verschaffen. *Also, ich mußte halt immer lügen. Ich hab dann auch irgendwann gelogen wie eine Wahnsinnige(..).* Diese zwei Themen sind m.E. eng miteinander verknüpft, denn nur außerhalb der Familie kann ein Kind sexuelle Erfahrungen sammeln. Möglicherweise haben die Eltern durch Reglementierungen und Tabuisierungen versucht, eine stärkere Bindung der Tochter an die Familie herzustellen. Die Tabuisierung von Sexualität bedeutet, daß die Eltern ihr nicht erlauben, erwachsen und unabhängig zu werden. Sexualität gehört zum Erwachsenwerden dazu, und Erwachsenwerden beinhaltet unweigerlich die Ablösung von den Eltern.

Die Frage nach Veränderungen in ihrem Leben beantwortet sie mit der Nennung von Versuchen, sich von den Eltern zu lösen -räumlich und emotional.

Mit 12, 13 Jahren versuchte sie sich aus der Abhängigkeit vom Vater zu lösen und klare Grenzen zu ziehen. (...) *wo ich ungefähr 12, 13 war, als ich mich dann versucht hab, von meinem Vater irgendwie, (...) dann auch so ‘n bißchen so ‘n gewissen Knacks kam zwischen meinem Vater und mir, wo ich dann auch gegen ihn opponiert hab.* Dies deutet darauf hin, daß sie einerseits das Verhalten als Grenzüberschreitung erlebt hat. Andererseits hat der Vater diese Loslösung vermutlich nicht unterstützt. Die Beziehung zwischen Susanne und ihrem Vater hat ab diesem Zeitpunkt einen deutlichen Bruch bekommen.

Mit 16, 17 Jahren opponierte Susanne auch gegen den Vater, was bedeutet, daß sie niemand mehr hatte, von dem sie elterliche Liebe und Anerkennung erfahren konnte. *Und dann mit 16, 17 hat sich’s dann echt stark, als da war’s echt massiv. (...). Ich hab dann nur noch opponiert, auch wenn ich gar keinen Bock hatte, also, was weiß ich, wußte, draußen ist es kalt und sie schrien mir hinterher, zieh ne Jacke an und ich so „nein!“.* Ich wollte die Jacke eigentlich und ursprünglich mitnehmen, ja? (...) *bei den kleinsten Sachen hat’s angefangen, mit Jacke anziehen, ich wollt sie und hab sie nicht, bis zu, was weiß ich, elementare Sachen... oder wichtigen Sachen.*

Die Mutter erfüllte für sie nie wirklich die Mutter-Funktion, -was sich sicher ein Stück weit gegenseitig bedingt hat- und der Vater war in seiner ursprünglichen Vater-Funktion für sie ebenfalls nicht mehr verfügbar.

Mit 18 Jahren ist sie gegen den Willen der Eltern zu einer Freundin und deren Mutter gezogen und hat dort eine ‚Ersatzfamilie‘ gefunden. (...) *hab ich immer gesagt. Wenn ich 18 bin, dann bin ich hier weg(...) und dann bin ich da eingezogen und bin dann eigentlich ziemlich in die Familie aufgenommen worden.* Dieses Vorhaben hat sie konsequent durchgezogen und reduzierte den Kontakt zu den Eltern auf ein Minimum. In dieser Zeit versuchten die Eltern ganz gezielt durch Vorwürfe Susanne ein schlechtes Gewissen zu machen. (...) *wie kannst du uns das antun, weißt du, was das bedeutet, (...) du wirst auf der Straße landen(...).* Heute noch hat sie den Eltern gegenüber enorme Schuldgefühle. *Und dadurch auch so Schuldgefühle sind, wenn's mir gut geht. Und auch so dieses Gefühl, sie hängen zu lassen, ohne Ende.* Sie fühlt sich verantwortlich für ihre Eltern und die Eltern versuchen sie auch heute noch immer wieder konkret in diese Verantwortung zu nehmen. Im Anschluß an das Interview und in einem zweiten Treffen berichtete Susanne davon, daß die Eltern immer wieder anrufen und sie damit unter Druck setzen würden. Nach solchen Gesprächen stürzt sie förmlich in eine Krise und sie fühlt sich unheimlich schlecht und wird nahezu depressiv. Manchmal zweifelt sie daran, jemals diese emotionale Verbundenheit zu den Eltern lösen zu können. *Äh, daß ich meine Zukunft in einer gewissen Weise abgetrennt von meinen Eltern leben kann. (...) daß ich es schaff, da raus zu kommen. Also wirklich auch von innen heraus. (...) ich bin nicht verantwortlich für meine Eltern. Ich bin nicht dafür verantwortlich, was sie mit ihrem Leben getan haben, und ich hab ein Recht darauf, mein Leben so zu gestalten wie ich es möchte(...). Daß ich ohne Anerkennung meiner Eltern leben kann oder ohne, daß sie verstehen, was ich tue, trotzdem mein Ding machen kann, obwohl sie es schlecht finden. (...). Also, dieses System, was da aufgebaut wurde, aus dem rauszukommen. Wirklich rauszukommen.*

Deutungs- und Handlungsmuster

In dem Aufwachsen von Susanne gibt es eine Vielzahl von ambivalenten Erfahrungen:

- sehr viel Zuwendung, viel Freiraum - starke Reglementierung, sehr eingengt
- Mittelpunkt des Familiengeschehens - als Kind hast du keine Rechte und keine eigene Meinung
- der Vater hat sie als ‚Jungen‘ erzogen - die Mutter als ‚Mädchen‘
- die Beziehung zur Mutter ist in Ordnung, wenn sie nüchtern ist - die Mutter wird ein ganz anderer Mensch, wenn sie getrunken hat
- innerhalb der Familie waren ganz viele Dinge nicht in Ordnung - nach außen wurde die perfekte, harmonische Familie gezeigt
- es wurde nie offen über die Sucht der Mutter geredet - der Vater hat immer wieder indirekte

Anspielungen auf das Trinken der Mutter gemacht

Der Vater hat ihr bis etwa 12 Jahren einen Rahmen gesetzt, an dem sie sich orientieren konnte. Alles, was mit dem Vater zusammenhing, war für sie klar, fest umrissen und greifbar.

Ab dem Zeitpunkt, als sie sich vom Vater versucht hat zu lösen, ist damit auch die Orientierung an einem - und wohl auch einzig existenten- Fixpunkt in der Familie verschwunden. Sie hat in der Familie keine Kontinuität mehr erleben können und hat begonnen, sich verstärkt von den Eltern zu entfernen und sich außerhalb feste Bezugsrahmen zu suchen. Sie war viel mit Freunden weg und hat sich an den Müttern von Freundinnen orientiert. Mit 18 Jahren hat sie sich eine ‚neue‘ Familie gesucht und war ab dem Zeitpunkt körperlich nicht mehr in dem Familiensystem anwesend.

Die emotionale Ablösung ist ihr jedoch bis heute nicht vollständig gelungen. Die Eltern versuchen immer wieder, in Susanne Schuldgefühle zu wecken und Susanne somit emotional an sich zu ketten. Im Gegenzug versucht sie, sich aus dieser emotionalen Bindung zu lösen und den Kontakt mit den Eltern abubrechen. Sie sieht darin die einzige Möglichkeit, ein eigenes Leben zu leben, das unabhängig ist von den Gefühlen und Ansprüchen der Eltern.

In ihrer Biographie wurden ebenso immer wieder die Versuche von Susanne, sich emotional und räumlich von den Eltern zu trennen gehemmt und Susanne mußte sich ihren Freiraum erzwingen (durch Lügen, Auszug, Distanzierung vom Vater).

6.1.3. Sarah

Angaben der Frau über ihre Teilnahmemotivation

Sarah spricht in dem Interview das erste Mal ausführlich über die Sucht ihrer Mutter. Es fällt ihr sehr schwer, darüber zu reden, aber sie möchte sich in der Zukunft intensiver mit der Mutter auseinandersetzen und die Erinnerungen ‚ausgraben‘.

Sprachliche Besonderheiten

- ✗ Auffällig an der Eingangspassage ist, daß sie sehr stockend erzählt und angefangene Sätze immer wieder neu beginnt. Der Redefluß im restlichen Interview ist im Gegensatz dazu flüssig und nicht so ‚verworren‘.

Ja, also in den ersten sechs Jahren würde ich, oder in den ersten acht Jahren würd ich sagen, daß ich, also, mh, meine Mutter hat sich, äh, zuviel oder ziemlich viel um mich gekümmert, wie man mir erzählt hat und ich kann mich auch teilweise noch dran erinnern. (...). Ja und wir haben in Stuttgart, ich bin in Stuttgart aufgewachsen in den ersten acht Jahren meines Lebens und, ähm, und ich war aber in der meisten Zeit, oder auch viel bei meinen Nachbarn, als, hab da teilweise, also nicht gelebt, aber ich war halt sehr viel dort.

Vermutlich fällt es ihr schwer, ihre Gefühle und Erinnerungen in Worte zu fassen, da sie sich bisher nie so intensiv mit der Mutter auseinandergesetzt hat. Ebenso fällt der Abschnitt auf *meine Mutter hat sich, äh, zuviel oder ziemlich viel um mich gekümmert*, doch es ist unklar, ob das ‚zuviel‘ als Versprecher zu sehen ist oder ob ein anderer Sinninhalt transportiert wird. Im gesamten Interview gibt es keinen Hinweis darauf, wie sie dies gemeint hat.

- ✗ Sie benutzt sehr oft die Begriffe *abgöttisch geliebt* und *über alles geliebt* in bezug auf ihren Vater, ihre Mutter und die Tochter ihrer Patentante (Tanja).
- ✗ Wenn es um Gefühle, Situationen und Erinnerungen an die ersten sechs Jahre ihres Lebens geht, benutzt sie die Begriffe *komisch, doof*. Sie benennt die Gefühle nie konkret.
- ✗ Am Ende von Antworten schließt sie mit einem Satz, der etwas für sie Wichtiges nochmals betont. *Niemand durfte da reinkommen; Ja... also Tanja hab ich abgöttisch geliebt; Des war halt ganz komisch.*

Bedeutsames im Lebenslauf

In der Eingangspassage geht sie an erster Stelle auf ihre Mutter ein und auf die ersten sechs bis acht

Jahre ihres Lebens. Gerade an diese Zeit und an ihre Mutter fehlen ihr viele Erinnerungen, was für sie von großer Bedeutung ist, da es im Interview durchgängig Thema ist.

Sie spricht von der Alkoholsucht ihrer Eltern und daß sie während ihrer Kindheit sehr viel bei Nachbarn war. Dies deutet darauf hin, daß die Eltern sich wenig um Sarah gekümmert haben und sie öfter wegen ihrer Sucht alleine gelassen haben. Im Laufe des Interviews spricht sie häufig von dieser Angst, alleine gelassen zu werden, was sie auch tatsächlich immer wieder erlebt hat.

Nach dem Tod der Mutter hat Sarah sehr große Angst, vom Vater auch noch verlassen zu werden. (...) *besonders in der Zeit, wo meine Mutter gestorben ist und danach, immer Angst um ihn, also, daß ich ihn auch noch verlier.* Mit Verlieren meint sie möglicherweise den Tod des Vaters, da sie emotional und auch körperlich von ihm oft allein gelassen worden ist. (...) *nachdem meine Mutter gestorben war, hatte ich halt, wenn mein Vater in die Kneipe gegangen ist oder so, Angst, daß er nicht mehr zurückkommt und daß ich dann ganz alleine bin.* In der Zeit nach dem Tod der Mutter hat der Vater seinen Konsum enorm gesteigert und Sarah war sehr viel bei Nachbarn, weil der Vater sich nicht um sie kümmern konnte. Konkret kann sie sich noch an eine Situation erinnern, daß sie nachts ihren Vater aus der Kneipe holen wollte und im Nachthemd auf die Straße gelaufen ist. Wie die Situation konkret weitergegangen ist, hat sie nicht mehr in Erinnerung, sie weiß nur noch, daß sie sich selbst ausgeschlossen hatte und bei ihren Nachbarn Sturm geklingelt hat.

Hinzu kommt, daß es kein Vertrauen mehr zum Vater gegeben hat, was durchaus existentiell bedrohlich für ein Kind sein kann. Die Mutter war nicht mehr da und der Vater auf eine bestimmte Weise ebenso nicht mehr. (...) *weil ich hatte ja gar kein Vertrauen mehr zu ihm, also ich hab, als er aufgehört hat [zu trinken], (...) hat er gesagt, ja, ich geh mal schnell in den Keller Wasser holen, ja, da hab ich den von oben bis unten angeguckt und hab irgendwie gemeint, äh, du lügst ja schon, wenn du den Mund aufmachst. Weil ich ihm das einfach nicht mehr geglaubt hab.*

Sehr eindrücklich in Erinnerung ist ihr noch Tanja, die Tochter ihrer Patentante, die sie wie ihre Eltern abgöttisch geliebt hat. Damit stellt sie wohl die dritt wichtigste Person in ihrem Leben dar und sie bezeichnet sie auch als ihre ‚Schwester‘. (...) *wir ham alles zusammen gemacht, wir haben Puppen gespielt, wir haben Mutter und Kind gespielt, wir haben uns Höhlen gebaut(...). Ja, also Tanja hab ich abgöttisch geliebt.* Diese konkrete Erinnerung vermittelt ein Stück heile Welt, in der Sarah Kind sein konnte und Geborgenheit und Schutz vor der Welt da draußen gefunden hat (*Höhlen*). *Und sie wollt mich, glaub ich auch immer beschützen, weiß nicht, ob’s stimmt, aber ich kann mich halt so, ähm, an die Gefühle dran erinnern, wenn wir uns in unseren Höhlen versteckt haben, weil da durfte niemand rein(...). Niemand durfte da rein kommen.*

Sarah hat sehr wenig klare Erinnerungen an ihre Mutter und an das Verhältnis zwischen ihnen, was sie selbst als belastend empfindet. *Ich kann mich also nicht mehr so stark dran erinnern, was mir in letzter Zeit jetzt auch so an die Nieren geht, also daß ich mich nicht mehr so konkret erinnern kann, aber, ähm, alle Verwandten und Bekannten sagen, ich und meine Mutter waren, äh, wie, also fast nicht auseinander zu kriegen und das finde ich natürlich ganz, also, schön irgendwie, also daß unser Verhältnis anscheinend doch so gut war.*

Heute versucht Sarah sehr aktiv, sich die verlorene Zeit und die verlorenen Gefühle an die Mutter und ihre Kindheit ‚zurückzuholen‘. Sie versucht wieder Kontakt herzustellen zu einer alten Freundin von ihr, sie erstellt ein Fotoband, in dem sie Plätze ihrer Kindheit fotografieren und sammeln möchte. Sie möchte ihren Opa (Vater der Mutter) über die Kindheit/Jugend der Mutter befragen, um mehr über sie zu erfahren.

Im Interview berichtete Sarah konkret von drei Situationen mit der Mutter und von Gefühlen, die sie in der Beziehung zur Mutter erlebt hat; unter Berücksichtigung, daß Sarah sehr wenig von ihrer Mutter in Erinnerung hat, haben diese Erlebnisse eine besondere Bedeutung und werden im Folgenden daher ausführlich beschrieben.

Eine negative Situation mit der Mutter erlebte Sarah im Alter von sechs Jahren, als ihre Mutter gestorben ist. *Also, ich weiß halt, daß ich ziemlich Angst hatte, daß ihr irgendwas passiert und so, also, die, also die schrecklichste Situation, die ich hatte mit ihr war also die letzte Situation und zwar hab ich da halt ein Glas, das weiß ich noch als wär's gestern, da hatte ich halt nasse Hände oder so und da hab ich mir halt was zu trinken eingeschenkt und da hab ich halt das Glas runterfallen lassen, und meine Mutter hat sich aufgeregt und danach ist sie umgekippt. (...)und dann hab ich halt meinen Vater angerufen und dann weiß ich noch, wie hilflos ich war, als sie dann abtransportiert worden ist, da hab ich sie dann auch nicht mehr wiedergesehen, danach, also da ist sie im Krankenhaus gestorben und das war irgendwie schon gräßlich. Also, ich hab mir bis 92 ziemlich krasse Vorwürfe auch gemacht, ja, wenn ich das Glas nicht runterfallen lassen hätte, dann hätt sie sich nicht aufgeregt und dann wär sie nicht umgekippt, da hab ich mir halt Vorwürfe gemacht, mir Schuld eingeredet und so.*

Keine Frage war dies ein enorm belastendes Erlebnis für Sarah, vor allem, da sie große Angst hatte, daß der Mutter etwas zustößt. Dann passierte es tatsächlich, sie war alleine mit der Mutter und glaubte auch noch, Schuld am Tod der Mutter zu sein. Als Gefühle benennt sie *wie hilflos ich mich gefühlt hab* und *das war irgendwie schon gräßlich*. Wie furchtbar diese Situation für sie gewesen sein muß, wird eigentlich darin richtig deutlich, daß sie sich so intensiv daran erinnern kann, als ob es gestern geschehen wäre. Die schlimmen Gefühle läßt sie nicht vollständig zu, doch dies ist vielleicht eine Überlebensstrategie, denn tatsächlich ist so eine Situation -und dazu die Überzeugung Schuld am Tod der Mutter zu sein- so unfassbar, daß die Psyche eines Kindes nur schwer ohne Unterdrückung der Gefühle heil überleben kann.

Die Schuldgefühle hat sie lange Zeit mit sich herumgetragen. Doch sie hat sich bemüht, diese Gefühle loszulassen, indem sie versuchte zu verstehen, daß sie nicht für die Sucht der Mutter verantwortlich gewesen ist, die letztlich den Tod der Mutter verursacht hat. (...) *weil ich gehört hab, Alkoholismus und dafür kann niemand was, weder ich noch mein Vater noch sonst wer. Daß das halt einfach so ist, wenn man zuviel trinkt und irgendwann macht der Körper halt nicht mehr mit, hab ich halt gemerkt, sagen wir es mal so, diese Schuldgefühle sind im Kopf weg(...).*

Auch wenn der Tod der Mutter für Sarah ein sehr traumatisches Erlebnis war, bewertet sie dieses Erlebnis für sich aus der heutigen Sicht ein Stück weit positiv, da sie weiß, wohin eine übermäßige Sucht führen kann - nämlich zum Tod. *Ja, also positiv halt, auf jeden Fall positiv, daß ich halt weiß, wohin der Alkoholismus führen kann, als wenn ich, äh, zuviel Alkohol trink, dann kann ich verrecken. Und ich sag auch bewußt, das hört sich jetzt vielleicht kraß an, wenn ich sag, verrecken, aber meine Mutter hatte bestimmt keinen schönen Tod gehabt.*

Ein weiteres Erlebnis mit ihrer Mutter beschreibt Sarah für sich als positive und prägende Erinnerung. *Und es gab eine schöne Situation, an die ich mich bei meiner Mutter erinnern kann, und zwar, also, was heißt schön, aber es war halt, so würd ich mein Kind auch erziehen, und zwar waren wir da bei meinen Pateneltern und, ähm, die haben einen Sohn und die Tanja hatte was kaputtgemacht. Also ne Schüssel oder irgendwas und dann haben meine Mutter, ich, der Markus und die Tanja sich in einen Kreis gesetzt und meine Mutter hat uns solange gefragt, ähm, wer's war bis Tanja es dann zugegeben hat(...). Und das fand ich eben schön.*

Beeindruckend fand Sarah, wie die Mutter damit umgegangen ist. Sie sagte mehrmals, wie schön und gut sie das gefunden hat. Sie gibt somit diesem Erlebnis eine besondere Bedeutung und sieht die Mutter als Vorbild dafür, wie sie auch die eigenen Kinder erziehen möchte.

Eine weitere positive Erinnerung ist ein Erlebnis, daß Sarah hatte, als sie ein Jahr (!) alt war. Sie lag zur gleichen Zeit wie der Vater im Krankenhaus und kann sich noch erinnern, daß sie auf dem Bauch des Vaters gelegen hat und die Mutter oben drüber. Diese Erinnerung löst das Gefühl von Geborgenheit aus. Es ist ein schönes und wichtiges Gefühl für ein Kind, innerhalb der Familie Geborgenheit zu spüren und Sarah hat sich dieses eine Gefühl bewahrt und es somit als ‚Urerfahrung‘ in ihre Persönlichkeit integrieren können.

Insgesamt versucht sie immer wieder, aus der gegenwärtigen Position Erfahrungen und auch schlimme Situationen für sich zu nutzen und rückblickend als positiv zu bewerten. Wie die Situation für sie damals war und welche Gefühle sie hatte, hat sie nicht mehr konkret in Erinnerung und bewältigt so vielleicht auch schlimme Erfahrungen. Sie selbst sieht in ihrer Lebensgeschichte sehr viele Entwicklungen und Veränderungen, die ihr heute viel Stärke und Selbstsicherheit geben können.

Dies bestätigt sich auch noch in anderen Erlebnissen und Erfahrungen in ihrem Leben.

Schon als Kind hat sich Sarah anders gefühlt als die anderen, worunter sie auch sehr gelitten hat. *Also, sie haben zum Beispiel mich einfach fertig gemacht, weil ich halt anders war als sie, weil ich halt stiller war, ich hab andere Klamotten getragen(...). Also, wenn andere mich angegriffen haben, konnte ich mich nicht wehren, dann hab ich gleich angefangen zu weinen oder so was. Das war halt ziemlich schwierig.* Aus der heutigen Sicht ist sie aber froh um dieses Anders-Sein und sie sieht es als persönlichen Vorteil an. *Ich bin heute auch noch teilweise anders, aber heute finde ich es o.k., das ich anderes bin. Weil, wenn alle gleich wären, wär's ja langweilig.* Aus der früheren Schwäche hat sie für ihr heutiges Leben eine Stärke gemacht.

Mit neun ist Sarah zu ihrer Tante nach Freiburg gekommen, da der Vater in Therapie gegangen ist. Dort konnte sie jedoch auch nicht lange bleiben, da die Tante schwanger war und wohl auch nicht mit Sarah zurecht gekommen ist. Eigentlich wollte Sarah aber bei ihrem Vater bleiben. *(...)also erstmal war meine Tante schwanger und weil sie mit mir nicht fertiggeworden ist, ich hatte also auch psychische Probleme, ähm, zu der Zeit(...)wollte eigentlich immer wieder zu meinem Vater(...).*

Dann kommt sie in ein Heim, in dem sie fünf Jahre lang bleibt. Sie spricht jedoch nie konkret über die Gefühle, die sie diesbezüglich hatte und was es für sie bedeutet haben muß, als Kind hin- und hergeschoben zu werden. *Also, ich war nicht glücklich, aber, ähm, ich weiß nicht, ich weiß nicht mehr, was ich genau gefühlt hab, als ich da hin kam.* Sie beschreibt die Situation, daß die Leute so nett waren und daß es schön war, mit Gleichaltrigen zusammen zu leben, vor allem, da sie ja auch keine Geschwister hatte. Konkrete negative Gefühle benennt sie nicht und weiß sie auch nicht mehr, nur daß sie eben nicht glücklich war.

Die Zeit nach dem Heim, als sie wieder beim Vater war, beschreibt sie als *grausam*. Dies vermittelt zwar, daß es für sie schlimm war, jedoch nicht genau, was sie empfunden hat.

Aus der heutigen Sicht bewertet sie die Zeit im Heim für ihren Werdegang positiv, denn dort konnte sie zum ersten Mal Kind sein. *Anfang 90 bin ich ins Heim gekommen und war da fünf Jahre. Und wie gesagt, ich will's auch wirklich ganz deutlich betonen, ich bereue wirklich keine einzige Sekunde, die ich dort gewesen bin. Ich hab so viel dort gelernt, ähm, ich seh's ja jetzt auch hinterher, kann ich auch erkennen, mein Gott, was hat sich so verändert und so. Ja, ich hab dort Regeln gekriegt, ich hab gelernt, wie's ist in einer Gemeinschaft zu leben und, ähm, ja, ich durft einfach Kind sein. Und das ist einfach was ganz tolles.*

Was Sarah sehr belastet, ist, daß sie sich nicht erinnern kann, daß die Mutter sie geliebt hat. *(...)ich weiß, daß ich meine Mutter abgöttisch liebe, auch jetzt noch, aber ich weiß es nicht von der anderen Seite. (...)aber da dran kann ich mich eben nicht erinnern, als ich kann mich nicht dran erinnern, äh, daß sie mich geliebt hat, das finde ich eigentlich auch ziemlich kraß.*

Vor ein paar Monaten war Sarah auf einem Treffen der Alateens und sie beschreibt sehr eindrücklich ein Erlebnis, das sie mit einer fremden Frau hatte. *(...)da hat mich eine Frau in den Arm genommen, weil ich*

so verschlossen da war, und als sie mich in den Arm genommen hat, die hat mich einfach in den Arm genommen und hat mich gestreichelt, da hab ich voll weinen müssen. War aber total angespannt, also, ich schätz mal, daß das so ein Ding war, wo ich gedacht hab, ist das Mutterliebe, also, das war halt so dieser erste Eindruck, ob das so ein Gefühl war, wie meine Mutter mich geliebt hat. Also ich weiß es nicht hundertprozentig, aber so hat sich's einfach angefühlt. Ich lag halt da und hab geheult, war total verkrampft und hab halt so innerlich ‚Mama, Mama‘ geschrien, irgendwie, also es war ein ganz seltsames Gefühl. Das war echt komisch. Aber das war halt das erste Mal, daß ich die andere Seite ein bißchen gespürt hab und auch gedacht hab, meine Mutter hat mich bestimmt geliebt. Also so das erste Mal innen drinnen gespürt, ja, meine Mutter hat mich bestimmt geliebt.

Dieses Erlebnis von Sarah drückt sehr deutlich aus, wie groß die Sehnsucht nach Mutterliebe ist und daß Sarah diesbezüglich einen großen Verlust empfindet, diese Liebe von seiten der Mutter nie wirklich spürbar erfahren zu haben. Zu der Liebe, die sie auch heute noch für die Mutter empfindet, fehlt ihr quasi das Gegenstück.

Sie sucht nach Ähnlichkeiten zwischen ihrer Mutter und sich (Augenfarbe, Lachen etc.), was ihr sehr wichtig ist. Vielleicht kann man dies so deuten, daß sie nach ihren Wurzeln sucht; sie möchte wissen, woher sie kommt und wer sie ist. Sie handelt auch ganz aktiv, um sich das zu holen, was sie braucht und forscht nach dem Leben ihrer Mutter. Sie hat das Tagebuch ihrer Mutter gefunden, das aus deren Jugendzeit stammt und hat herausgefunden, daß die Mutter eine beste Freundin hatte. Sie möchte diese Freundin heute suchen und so mehr über die Mutter erfahren.

Für die Menschen in ihrer Umgebung war sie immer *das arme kleine Ding*; weil sie mit einer organischen Fehlbildung auf die Welt gekommen ist; weil ihre Mutter gestorben ist; weil sie im Heim war etc. Diese Stigmatisierung hatte sie jedoch immer abgelehnt, sie wollte nicht bemitleidet werden. Diese Erfahrung von Mitleid hätte sie auch verinnerlichen können, denn sie hat tatsächlich sehr viel mitgemacht und andere Menschen wären vielleicht daran zerbrochen. Sarah hat hingegen die Fähigkeit, das Beste für sich aus allen Erfahrungen und Erlebnissen heraus zu ziehen und für sich zur Stärke zu machen.

Handlungs- und Deutungsmuster

Sarah hat die Grundhaltung, Erlebnisse und Erfahrungen positiv und gewinnbringend für ihr Leben zu deuten:

- Das Erlebnis mit dem Tod der Mutter ist sicherlich auch heute noch eine traumatische Erfahrung, doch sie hat aktiv versucht, sie zu bewältigen und für sich das Wissen herausgezogen, daß zuviel Alkoholkonsum zum Tode führen kann. Sie hat für sich den Grundsatz erstellt, niemals Alkohol zu trinken, wenn es ihr schlecht geht, denn dann würde sie die erste Grenze zur Sucht überschreiten.
- Die positiven Erfahrungen mit ihrer Mutter und die Gefühle hält sie fest und übernimmt sie als Vorbild für ihr eigenes Leben.
- Weil sie viel durchgemacht und erlebt hat, sieht sie heute ihr Anders-Sein in Verbindung mit Lebenserfahrung.
- Die Zeit im Heim hat ihr ermöglicht, Kind zu sein und sie hat dort gelernt in einer Gemeinschaft zu leben.
- Den Verlust der Mutterliebe kompensiert sie mit einer aktiven Suche nach Gemeinsamkeiten mit ihrer Mutter und indem sie mehr über das Leben ihrer Mutter erfahren möchte.

6.1.4. Frau Metzger

Interaktionelle und sprachliche Besonderheiten

Im Gegensatz zu den anderen Interviews ist mir diese Auswertung schwergefallen. Zu den anderen Frauen hatte ich nach meinem Gefühl einen besseren Zugang zu den Inhalten und wichtigen Themen ihrer Biographie, da sie nach meiner Wahrnehmung mehr von sich und ihren Gefühlen ‚preisgegeben‘ haben. Frau Metzger war durchaus bereit, mir Antworten auf meine Fragen zu geben. Trotzdem blieb sie mir in ihrer Persönlichkeit schwer faßbar und ich konnte mich nur schwer in ihre Person und Gedankenwelt einfühlen.

- ✗ Zu Beginn des Interviews beantwortete Frau Metzger die Fragen sehr zurückhaltend. Sie hielt das Gespräch sehr unpersönlich und war sehr ‚sparsam‘ mit Informationen. Dies änderte sich jedoch im Laufe des Interviews und sie war zunehmend bereit, etwas von sich zu erzählen.
- ✗ Nach den ersten Fragen ändert sich ihr Erzählfluß und sie ist bereit, mehr Informationen mitzuteilen. Mit der offenen Frageform hatte sie im Laufe des Interviews keinen Schwierigkeiten, daher liegt die Vermutung nah, daß es einen anderen Grund für diese gewisse Distanz von ihrer Seite hatte. Möglicherweise brauchte Frau Metzger eine kurze Anlaufzeit, bis sie sich sicher fühlte. Vielleicht wollte sie austesten, wieviel Freiraum ihr zur Verfügung steht und ob ich zu meinem Wort stehe, daß sie jederzeit abbrechen könne oder ihr es wirklich völlig freisteht, eine Frage zu beantworten oder nicht.
- ✗ Wenn es um die Sucht der Mutter geht oder um das schlechte Verhältnis zwischen ihr und ihrer Mutter, benutzt sie häufig die Sätze *ist eben so, ist halt so*. Dies drückt aus, daß Frau Metzger versucht, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie sind. Sie sieht auch keine Veränderungsmöglichkeit. Damit wird der Eindruck vermittelt, daß sie mit allem ganz gut zurecht kommt und es sie emotional nicht wirklich berührt, was sie mit ihrer Mutter alles erlebt hat. (...) *das juckt mich auch nicht weiter, das denk, ich kann ich ganz gut wegstecken*.
- ✗ Wenn sie von der Mutter erzählt, gebraucht sie häufig das Adjektiv ‚wahnsinnig‘. *Wahnsinnig akkurat, wahnsinnig bürgerlich*. Dadurch vermittelte sie den Eindruck, daß sie keine adäquaten Steigerungsformen findet, die es so ausdrücken können, wie sie ihre Mutter empfunden hat.
- ✗ Des weiteren betont sie sehr oft das Wort *immer*, wenn sie die Beziehung zu ihrer Mutter beschreibt. (...) *mit meiner Mutter immer Konfrontation.* ; (...) *des ist also immer so gewesen*. Anscheinend war für sie schon sehr früh das Verhalten zu ihrer Mutter und von ihrer Mutter klar und es bewegte sich in einem bekannten und festen Rahmen.
- ✗ Sie spricht von der Mutter oftmals in einer indirekten Form (*die*) oder als Sache, was den Eindruck einer emotionalen Distanz vermittelt. (...) *warum die net aufsteht, die ist sturzbesoffen*; (...) *die war wohl*

früher(...); (...)sie war halt das funktionierende Element, was halt für Haushalt und Bettenmachen und Putzen so zuständig war(...). Dieser Versuch, eine emotionale Distanz zu schaffen zeigt sich auch in einer oftmals theoretisierenden und verallgemeinernden Sprechweise. Aber so schliddert, glaub ich, jede Familie da rein und weiß eigentlich gar nicht, was ihr passiert, ne; (...)na toll findet man das ja nicht.; Was ich eben so als nie so Kind mitgekriegt habe, was ja die Suchtkranken machen.

- ✗ Am Ende einer Passage, wenn sie etwas von der Vergangenheit erzählt hat, zieht sie häufig einen Bogen zur Gegenwart. (...)das habe ich auch heute noch.; Ist auch heute noch so. An diesen Stellen wird deutlich, daß sie anscheinend immer noch verbunden ist mit Verhaltensweisen oder Gefühlen, die sie während ihres Aufwachsens hatte.
- ✗ An mehreren Stellen benutzt sie die Redewendungen *Sie können es sich nicht vorstellen; (...)das muß man sich vorstellen*. Die Erlebnisse und Verhaltensweisen der Mutter sind für sie heute noch unvorstellbar und sie glaubt auch nicht, daß es jemand anders verstehen kann.
- ✗ Im Laufe des Interviews wird erkennbar, daß sie davon ausgeht, daß ich eine bestimmte Vorstellung davon habe, wie eine Tochter einer suchtkranken Mutter zu sein hätte.
Also, ich denke mir, sie wollen jetzt auf so eine Sache hinaus(...);(...)was Sie jetzt wahrscheinlich darunter verstehen, (...).

Sie stellt ihre Erfahrungen und Gefühle im Gegensatz zu dem, was ich erwarte und was von Töchtern von suchtkranken Müttern zu erwarten wäre. Dies beinhaltet eine Abgrenzung zu den Erfahrungen, die sie selbst gemacht hat.

- ✗ Am Ende des Interviews sagt sie, daß sie jetzt wohl nicht so repräsentativ für das Interviewthema wäre. Diese Abgrenzung wird im Laufe des Interviews immer wieder deutlich und dadurch wird der Eindruck vermittelt, daß es nicht in der Art und Weise, wie sie es oft darstellt, ein echter Teil ihrer Persönlichkeit ist, sondern die immer wiederkehrende Erwähnung dieser Tatsache ihr selbst als Bestätigung dient. Vom Kopf her hat sie für sich die Wahrnehmung, daß die Mutter sie nicht geprägt hat und die Sucht keine Bedeutung für sie hatte.

Bedeutsames im Lebenslauf

Im Laufe des Interviews spürte ich immer wieder eine emotionale Betroffenheit und Traurigkeit auf ihrer Seite, die sie aber nicht ausgesprochen hat. Insgesamt ergaben sich zwei unterschiedliche Richtungen, dieses Interview zu deuten. Die eine Deutung entspricht auch den direkten Aussagen von Frau Metzger, nämlich daß sie glaubt, die Mutter habe sie nicht wesentlich beeinflusst und die Sucht der Mutter hatte keinerlei Auswirkungen auf ihr heutiges Leben gehabt. Sie sagt auch, daß sie sich emotional von der Mutter gelöst hätte und heute unabhängig von der Mutter lebt.

Eine weitere Deutungsmöglichkeit ergibt sich aus den vielen Unstimmigkeiten und sprachlichen

Auffälligkeiten. Diese Möglichkeit der Deutung geht einen Schritt weiter als die vorangegangene, mit dem Unterschied, daß die Bedeutungslosigkeit der Mutter für ihr jetziges Leben nicht vorhanden ist und sie noch eng mit der Vergangenheit verstrickt ist und sie es tatsächlich noch nicht abschließen konnte. Die These, daß sich Frau Metzger emotional von ihren Eltern bzw. von ihrer Mutter gelöst hat, wird bei der inhaltlichen Auswertung des Interviews m. E. nicht bestätigt. Vielmehr entsteht bei einer Interpretation der Aussagen von Frau Metzger der Eindruck, daß sie versucht, durch bestimmte Argumente und Bemerkungen eine rationale Distanz zu ihrer Mutter herzustellen, aber es ihr durch eine offensichtliche Überbetonung dieser Distanz nach wie vor schwer fällt sich, von ihren Eltern und von Vorfällen in ihrer Kindheit zu lösen.

Gleich zu Beginn des Interviews präsentiert sie sich in einer gefühlsarmen und distanzierten Weise.

I(nterviewerin): *Wenn Sie an Ihre Kindheit zurückdenken, wie sind Sie aufgewachsen?*

B(efragte): *Och, eigentlich ganz schön. Also, Kindheit war sicherlich ganz schön. Wollen sie da jetzt nähere Einzelheiten wissen?*

I: *Sie können sagen, das langt mir, was ich dazu gesagt hab, Sie können auch mehr dazu sagen.*

B: *Nö, das langt mir eigentlich.*

I: *Können Sie was zu dem Verhältnis sagen, das Ihre Eltern zueinander hatten?*

B: *...Eigentlich schwer, das könnte ich sogar heute schwer beurteilen. ... Hab ich mir noch nie Gedanken darüber gemacht, muß ich ehrlich sagen (lacht). (...). Och doch, eher positiv, ja doch. Wenn sie's so aufteilen, eher ein positives Verhältnis. Nee, also ich denk schon, also so, bürgerliche, äh, Beziehung, ja, mit Höhen und Tiefen, aber ich denk mir, so im Großen und Ganzen eigentlich ziemlich kontrolliert, eher so dem Ehebild entsprechend, wie man's so um die Jahrhundertwende hatte, die Frau zu Hause und der Mann geht arbeiten und die Frau muß net unbedingt gehorchen, ich glaub, das hat mein Vater nie verlangt irgendwie, ich denke, die waren sich dann schon irgendwie einig, ne? Also ich denk, eher positiv, keine Krachehe oder so was.*

Sie betont auffällig, eine schöne Kindheit gehabt zu haben und daß sie anscheinend auch kein großes Interesse an ihren Eltern hat. Dies sind meiner Meinung nach zentrale Eckpunkte in ihrem Lebenslauf, die bestimmend für die Aussagen des Interviews sind.

Die Beschreibung an dieser Stelle widersprechen sich mit späteren Aussagen über ihre Kindheit und ihres Aufwachsen. Darüber hinaus verweist sie häufig auf eine emotionale Distanziertheit zu den Eltern und besonders zu der Mutter und deren Sucht. Auf den ersten Blick erscheint sie eine schöne Kindheit gehabt zu haben mit Eltern, zu der sie keinerlei emotionale Beziehung besessen hat und immer noch besitzt. Dies erscheint als ein erster Widerspruch in ihren Erzählungen. Darüber hinaus tauchen in dem Interview immer wieder Widersprüchlichkeiten auf zwischen dem, wie sie sich durch ihre Aussagen darstellt und dem, was sie im Gegensatz dazu wirklich getan oder nicht getan hat und was sie gefühlt hat.

Nach eigenen Aussagen hatte sie ein schlechtes Verhältnis zu den Eltern. *Ach eigentlich ziemlich ge....spannt (zieht Wort in die Länge, als ob sie richtiges Wort sucht). (...). Ja, ja. Zu beiden. Also wobei der Vater also eher, ähm, ja der abwesende Vater war, aber trotzdem auch in den Situationen, wenn er da war, eigentlich eher Krach und mit meiner Mutter immer Konfrontation. Des ist also immer so gewesen. Demnach gab es mit beiden Eltern immer wieder Streit, was sie aber anscheinend in ihrer Kindheit und ihrem Aufwachsen nicht betroffen hat.*

Die heutige Beziehung zu den Eltern beschreibt sie ebenfalls als emotional distanziert. Sie erweckt den Eindruck, als ob es ihr nichts ausmacht und sie für sich mit der Beziehung abgeschlossen hat. *Och, eigentlich so ganz gut. Ich denke mir, ähm, mehr erwarten sie jetzt eigentlich nicht mehr von mir, ich erwarte von ihnen nix..(...). Also, ich denke, ähm, mit ihnen zusammen leben, möchte ich glaube ich nicht unbedingt, aber wie gesagt, ab und zu mal ein Wochenende, letzthin waren sie sogar mal hier zu Besuch und es hat ihnen tatsächlich gefallen (lacht), also ich denke, so auf die Distanz hin ist es das Vernünftigste und, ähm, es ist keine große Seelenverwandtschaft, keine große, äh, ja emotionale Geschichte(...).*

Wenn man jedoch näher hinschaut, entdeckt man ‚zwischen den Zeilen‘ immer wieder Hinweise und Widersprüchlichkeiten, daß es ihr noch nicht gelungen ist, eine emotionale Gleichgültigkeit gegenüber den Eltern zu erlangen.

Ein Hinweis dafür ist, daß sie wohl bewußt eine räumliche Distanz zwischen sich und die Eltern gebracht hat. Sie sagt, daß das Verhältnis im Moment in Ordnung ist, weil sie so weit von den Eltern entfernt wohnt. Daraus ergibt sich der Schluß, daß die Beziehung nicht so unproblematisch wäre, wenn es mehr Reibungspunkte mit den Eltern geben würde. Hätte sie jedoch mit ihrer Vergangenheit und ihren Eltern abgeschlossen, dann dürfte auch eine geringe räumliche Distanz und häufigere Kontakte mit den Eltern keine Schwierigkeit darstellen.

Auch die eingeflochtene Aussage *und es hat ihnen tatsächlich gefallen* transportiert einen konträren Inhalt zu der emotionalen Distanz. Die Verwunderung darüber, daß den Eltern etwas gefällt, was mit dem Leben von Frau Metzger zu tun hat, zeigt, daß sie es sonst nicht so erlebt. Möglicherweise gibt es sehr viel im Leben von Frau Metzger, was die Eltern ablehnen. Einen konkreten Hinweis dafür gibt es nicht, doch alleine die Tatsache, daß sie es so wahrnimmt, sagt etwas über die Beziehung zu den Eltern aus. Vielleicht bedeutet ihr die Anerkennung von seiten der Eltern doch etwas, kann es sich aber nicht eingestehen.

Wie bereits erwähnt, hatte Frau Metzger nach ihrer Wahrnehmung ein schlechtes Verhältnis zur Mutter, in dem es nur Konfrontationen gegeben hat. Als Begründung für das schlechte Verhältnis zur Mutter erzählt sie von ihrer Geburt. *Also ich denke, daß, äh, ich hab schon mal gesagt, ähm, ich war ein wahnsinnig fettes, großes Baby, und sie war eine ganz zierliche, kleine Person, 1.56 m groß und ich war 59 cm, und ich hab die fast umgebracht bei der Geburt, ich glaub, das hat der so einen Schlag versetzt, ja, das, ... irgendwie sucht man ja nach einer Erklärung, daß wir zwei also nie miteinander klar gekommen sind, also ich denk mir, daß*

sie vielleicht einfach wirklich diese, äh, Brutalität dieser Geburt, damals wurde ja kein Kaiserschnitt gemacht oder sonst was, ich hab die wahrscheinlich wirklich fast umgebracht (lacht), ne, und bin dann auch hinterher, ähm, (...)hat sich meine Großmutter gerade in den ersten Monaten sehr um mich gekümmert,(...). Ja, und deshalb, meine einzigen Erinnerungen, so wirklich, wenn ich an erste Kindheitserinnerungen denke, ist immer Konfrontation, ne. Also, mach was, und ich will's nicht machen. Ne, also das ist schon komisch.

Sie bringt die ständigen Konfrontation in Zusammenhang mit ihrer Geburt. Dies bedeutet jedoch, daß zuerst die Ablehnung von seiten der Mutter vorhanden war, da sie unter der schwierigen Geburt gelitten hat. Möglicherweise hat sie diese gespürt und mit eigener Ablehnung der Mutter gegenüber reagiert.

Sie selbst beschreibt sich in allem konträr zur Mutter. Dadurch, daß ihre konträren Beschreibungen immer wieder vorkommen und sie diese sehr betont, ist es sehr augenfällig. Sie möchte darstellen, daß es einen greifbaren Grund gibt, warum sie selbst mit der Mutter nicht zurecht gekommen ist. *Ja, ich denk, daß ich von meiner Grundstruktur her sehr selbständig bin, und immer alles, ähm, so selber machen wollte. Vielleicht einfach auch deshalb, weil wahrscheinlich meine Mutter sehr passiv war, und Vater eben nicht da und ich wollt eben Sachen geregelt kriegen und dann hab ich's eben selber gemacht. Und, äh, ja ich denke, ich bin eher non-konformistisch veranlagt. Und meine Mutter ist eben wahnsinnig bürgerlich und wahnsinnig konform und nur nichts tun, was..., wo die Leute gucken könnten, und, und, und.(...). Also, das gab wirklich sehr viel Konfrontation.*

Sie beschreibt sich hier ein Stück weit als Rebellin, die sehr selbständig gewesen ist und sich nicht um die Meinung anderer Leute gekümmert hat.

Es ist ihr sehr wichtig, daß sie keinerlei Gemeinsamkeiten mit der Mutter hat. *Ansonsten, ja ich denke, ich hab... im Leben bis aufs Kinderkriegen nichts gemacht, was dem ähnlich wäre, was meine Mutter ..(lacht).*

Sie geht noch einen Schritt weiter, indem sie keine für sie bedeutsame Prägung von seiten der Mutter wahrnimmt. Einerseits sagt sie, daß es Dinge gibt, die man zwangsweise von den Eltern übernimmt, doch andererseits glaubt sie, daß sie in wichtigen Dingen nicht von der Mutter geprägt worden ist. *(...)da kommt man gar nicht um seine direkte familiäre Situation herum, ne, was weiß ich, so'n Blödsinn wie man eben Butter nimmt oder Brot schneidet oder so doofe Sachen halt.*

Damit möchte sie vielleicht jede noch vorhandene Bindung zur Mutter durchtrennen und sich damit selbst neu schaffen. Sie negiert ein Stück weit ihren Ursprung und nimmt jedoch nicht wahr, daß ein Mensch Prägung erfährt, ohne diese von sich aus beeinflussen zu können.

Eine weitere Betonung der Unterschiedlichkeit zur Mutter ist, daß sie eine gänzlich andere Haltung hat, das Leben zu leben. *(...)...ne, und, äh, aber, ja vielleicht auch, daß ich mich so in das Schicksal fügen würde wie sie sich in ihr's gefügt hat, ne, und das ... tu ich halt nicht so, ich versuch mich, ich weiß nicht, ob man sich dem Schicksal fügen kann, aber ich, äh, bin so vom Naturell her wesentlich aktiver und, äh, versuch dann auch wirklich selbst zu gestalten und renn dann eben gegen die Ecken an, mach mir natürlich manchmal blaue Flecken. Ja, das würde ich so für die gravierendsten Unterschiede so halten.*

Der Alkoholkonsum der Mutter hat sie nach ihren Aussagen ebenfalls nicht beeinflusst. Sie hat die Mutter schon immer abgelehnt, daher konnte es nicht noch schlimmer sein.

Also, die war jetzt bestimmt nicht doof, die war wohl früher auch eine sehr attraktive Frau, aber, ähm, mich hat unglaublich viel an ihr gestört, ne, auch schon als Kind, deshalb war das so, wie andere denken, daß, ähm, da so 'n Idealbild vom Sockel stürzt, weil er jetzt Alkoholiker ist, das war eigentlich nie, ne, die stand bei mir nie auf dem Sockel, da konnte sie nicht runterfallen (lacht), insofern ist das halt 'ne brutale Aussage, aber des ist einfach so, und, ähm, tja, ein Stück Peinlichkeit, ein Stück Enttäuschung, natürlich, ne, ..(...). Auch hier ist auffallend, wie abwertend sie über die Mutter spricht und damit eine emotionale Distanz schafft. Ansatzweise bringt sie an einer anderen Stelle zum Ausdruck, daß sie sich für die Mutter geschämt hat. (...) ja, ich denk ein Stückchen weit war's mir auch peinlich, so, ich mein, sie ging ja auch besoffen in der Stadt, und in so 'ner Kleinstadt ist das dann schon doof, und, aber ich muß sagen, ich hab mich eigentlich immer für meine Mutter geschämt, insofern war das nicht noch schlimmer.

Auch die Wahrnehmung der Sucht der Mutter beschreibt sie eher abwertend. *Ähm, ..., ja, ... es war halt auffallend, daß sie ..., die so überakkurat war, dann plötzlich so alles schleifen ließ, das war auffallend ... Was ich eben so als Kind nie so mitgekriegt habe, was ja die Suchtkranken machen, das sie dann so, äh, belügen und sagen, wir trinken nicht, (...) das hab ich nicht so mitgekriegt. Was ich halt so mitgekriegt hab, sie fällt aus, sie war halt das funktionierende Element, was halt für Haushalt und Bettenmachen und Putzen so zuständig war und Kochen und so 'n Kram, und das lief dann nicht mehr, ne. Und sie lag eben da, lag im Bett und ...es passierte nichts(...). (...)ich denke, daß hat angefangen, als ich 17, 18 war, daß ich's da so registriert hab, ne. Daß da irgendwas nicht in Ordnung ist und, ähm, tja, ich denke schon, das muß zu der Zeit, als ich in die Schule ging, so angefangen haben, aber, ähm, ich kann's nicht mehr genau sagen, wieviel, wie ich das gewertet hab. Ich denk, da war ich auch sehr viel mit mir selber beschäftigt, weil so mit 17, 18, dann geht man aus dem Haus und dann, mit dem Studienplatz und dann war dies und jenes(...), und dann hab ich also das vielleicht auch nicht so registriert, ne, aber... ich war dann halt relativ wohnortnah, da bin ich dann fast jedes Wochenende nach Hause gekommen(...). Ja, also das war so der Zeitrahmen und wie lang das dann noch gegangen ist.. kann ich gar nicht so genau sagen, weil ich das einfach auch, da war ich dann zu weit weg auch(...).*

In diesem Abschnitt gibt es einige Widersprüchlichkeiten. Sie erzählt, daß sie die Sucht der Mutter im Alter von 17, 18 Jahren wahrgenommen hat. Die Mutter hatte wohl alkoholbedingte Ausfälle, die in der Familie aufgefallen sind. Sie selbst sagt jedoch, daß sie dies alles nicht so gravierend betroffen hat, da sie zu der Zeit nicht mehr zu Hause gewohnt hat. In dieser Passage stellt sie es so dar, als ob es eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, daß man mit 18 Jahren von zu Hause ausgezogen ist. An einer anderen Stelle jedoch sagt sie, daß es eher unüblich gewesen ist. *Und da war ich eben immer anders, hat sich auch darin geäußert, daß ich mit 18, obwohl man mit 18 noch nicht volljährig war (lacht), (...), das [ihr Zuhause] dann verlassen habe.* Sie stellt es als ein Zeichen ihrer Unangepaßtheit dar, daß sie so früh von zu Hause weg ist. Es kann aber auch als ‚Flucht‘ angesehen werden. Es entsteht der Eindruck, daß sie

Schwierigkeiten mit ihren Eltern hatte und deshalb so schnell weg wollte.

Auf der einen Seite sagt sie in dem oberen Abschnitt auch, daß sie nach dem Auszug noch sehr nah bei ihren Eltern gewohnt hat und jedes zweite Wochenende zu Hause gewesen ist. Andererseits sagt sie jedoch, daß sie die Sucht der Mutter gar nicht so genau registriert hat, da sie nicht mehr so nah bei ihren Eltern gewohnt hat. In dieser Aussage benutzt sie Ausdrücke wie *ich denke, vielleicht, ich kann's nicht mehr genau sagen*. So entsteht der Eindruck, daß sie sich doch nicht so sicher ist, inwieweit sie von der Sucht der Mutter betroffen war und sie bleibt in den Aussagen eher sehr vorsichtig.

Eine weitere Auffälligkeit ist, daß sie zwar sagt, daß sie die Alkoholsucht erst mit 17, 18 Jahren wahrgenommen hat, aber daß sie nicht konkret ausspricht, daß die Mutter möglicherweise schon längere Zeit suchtkrank gewesen ist. Frau Metzger arbeitet mit suchtkranken Menschen und läßt ihr fachliches Wissen im Interview auch immer wieder einfließen, indem sie Fachausdrücke oder ähnliches benutzt. Sie kommt aber nicht zu dem Schluß, daß die Mutter mit großer Wahrscheinlichkeit schon länger suchtkrank ist, denn alkoholbedingte Ausfälle haben eine längere Vorgeschichte. An einer Stelle betont sie auch, daß ihre Mutter ein ‚frauentypisches‘ Trinkverhalten hatte, nämlich daß es niemandem auffallen durfte. All dies läßt den Schluß zu, daß die Alkoholsucht schon länger existierte und sie daher auch schon viel früher davon betroffen gewesen war und nicht erst, als sie schon nicht mehr zu Hause gewohnt hat. Möglicherweise möchte sie durch ihre Darstellung belegen, daß es keinen Grund gegeben hat, daß die Sucht der Mutter irgendeine Rolle in ihrem Leben gespielt haben soll.

An einer Stelle nennt sie eine direkte Auswirkung der Sucht der Mutter auf ihr Leben.*(...)als ich geheiratet hab, da war meine Mutter so besoffen, daß sie nicht kommen konnte. Das weiß ich noch, da war ich 23. Daß heißt, das war so ungefähr so für mich der Gipfel.* Die Gefühle in diesem Zusammenhang beschreibt sie als schlimm. Sie bleibt aber in der Beschreibung ihrer Gefühle sehr unkonkret und es ist für eine außenstehende Person nicht nachzuvollziehen, wie schlimm es für sie wirklich gewesen ist.

Insgesamt benennt sie nur sehr zurückhaltend Gefühle, die sie in ihrem Aufwachsen hatte. *(Pause)(folgendes sehr leise, überlegt) Was gab's da noch? Grad so an negativen Gefühlen, was gibt's noch an Gefühlen?...Grad so an negativen Gefühlen fällt mir eigentlich...fällt mir jetzt so in meinem Spektrum nix weiter ein, das, äh, ..., ne, glaub nicht. Eben heulen und wütend halt, das ist so ...verzweifelt ist so, ja, es geht so in die Richtung, so dieses Gefühl Machtlosigkeit oder, ähm, ja kämpfen gegen was, was nicht ... wo du eben nicht viel machen kannst, so dieses Gefühl, ne. Ja ich glaub, daß ist, aber so mit Wut isses glaub ich von ... Wut und Verzweiflung ist eigentlich ein zu großes Wort, mir fällt aber jetzt keins ein, was so 'n bißchen leichter ist, aber so in die Richtung geht es schon.* Sie benennt zwar Gefühle wie Wut und Verzweiflung, relativiert es jedoch gleich wieder. Möglicherweise hat sie aber genau diese Gefühle gehabt, die bewirkt haben, daß sie keinen Zugang mehr zu ihren Gefühlen hat.

Zusätzlich hat sie keinerlei Möglichkeiten für sich wahrgenommen, Gefühle in irgendeiner Art und

Weise auszuleben. (Pause) (folgendes in sehr leiser Stimme) Tja, ... was kann man tun.... Also, ich bin schon leicht wütend dann, aber eben für mich selber. Ich weiß schon, daß ich sehr oft in meinem Zimmer gesessen habe und, ich hatte so ein kleines Zimmer, ich kann mich noch genau erinnern, wie wütend ich dann oft war, ähm, hab sicher auch oft geheult, ... aber irgendwo fand dann doch relativ schnell so ein Berappeln statt, insofern, daß ich einfach, äh, gesagt hab, „und ich hab doch Recht(...)“. Manchmal, sofern es denn gesellschaftlich akzeptiert war, bin ich dann auch spazieren gegangen, aber auch das ist ne Sache, die man halt nicht durfte, ne, so, wenn ich sagte, ich gehe jetzt ne Stunde spazieren. Es war einfach, man konnte nix, man durfte nix, ne, es hätte unwahrscheinlich viel geholfen, wenn man einfach mal rausgekonnt hätte und, äh, es sich den Ärger von der Seele laufen(...), aber als Mädchen durfte man eben nicht alleine in den Wald gehen. Das war irgendwie nicht so. Also solche Sachen hätten mir sicherlich gut getan, aber damals, wie gesagt, gab's diese Möglichkeiten nicht.

Hier liegt wieder ein Widerspruch in dem, wie sie sich darstellt und dem, was sie tatsächlich getan hat. Und meine Mutter ist eben wahnsinnig bürgerlich und wahnsinnig konform und nur nichts tun..., wo die Leute gucken könnten(...). Also richtiges Kleinstadtmief und das ganze Extrem. Und ich war da eben immer anders(...). Sie sieht sich selbst als nicht konform und nicht bürgerlich und betont dies auch an mehreren Stellen. Sie stellt sich als Rebellin dar, die das gemacht hat, was sie selbst für richtig gehalten hat, ohne von der Meinung der Eltern beeinflusst gewesen zu sein.

Ich mein, mein Vater hat sich dann eben eingeklingt, wenn ich dann zu aufsässig war, aber ich denke im Prinzip sind die meisten Versuche [sie zu erziehen] von meiner Mutter ausgegangen.

Es wird jedoch immer wieder deutlich, daß sie eben nicht unbeeinflusst war von der Meinung der Eltern oder anderer Menschen. Sie erlebte in ihrem Aufwachsen sehr viele Einschränkungen und hat für sich keine Möglichkeiten gesehen, das zu tun, was sie wollte. Sie hat sich nicht aufgelehnt gegen die Mutter und die damalige Gesellschaft (bürgerlich, Kleinstadtmief), sondern hat sich dem hilflos ausgeliefert gesehen.

Auch stellt sie die Bemühungen der Eltern, sie gesellschaftskonform zu erziehen, als nicht wirksam dar. Ja, ich denke, das haben sie schon versucht, ja? Das denke ich schon, das tut man nicht(...).

Auf der anderen Seite hat sie sich jedoch an die Rollenvorgaben gehalten und hat sich nicht dagegen aufgelehnt.

Sie sagt es selbst, daß sie Gefühle immer nur unterdrückt hat. Also, wenn ich's heut so sehen würde, man macht ja so verschiedene Sachen mit im Leben, würd ich sagen, tief durchgeatmet, Kasten auf, alles rein, Deckel drauf und in die Ecke stellen, ne, also einfach so bildlich für mich, ne, und dann zur Tagesordnung übergehen und, äh, ja, ich denk mir so an manchen Punkten kam dann der Deckel eben wieder mal hoch, wackelte so hoch, und dann, äh, war's aber trotzdem fertig, daß man was anderes zu tun hatte. (...). Ja, einfach sagen, das ist jetzt erstmal fertig, ne, und, äh, ja, was anderes gemacht. Gelesen, gearbeitet, ich hab früher viel gemalt, so Sachen halt, ne, das ging ganz gut.

Auch gegenüber der Mutter hat sie sich nicht aufgelehnt. (...)oder wie hätte ich jetzt was machen sollen, ich konnt ja jetzt nicht eine Porzellantasse zerschmeißen oder so was, da hätte ich viel zu viel Hemmungen gehabt,

so was zu machen.

Die Rahmenbedingungen hat sie für sich derart erlebt, daß es einfach keine Möglichkeiten gegeben hat, bestimmte Dinge zu tun. Sie hat es hingenommen und den vorgegebenen Erwartungen entsprochen (*gab's diese Möglichkeiten nicht; wie hätte ich jetzt was machen sollen; die man halt nicht durfte; hätt ich viel zu viel Hemmungen gehabt*).

In einer gewissen Weise hat ein Uminterpretieren stattgefunden zwischen dem, wie sie sich verhalten hat und wie sie sich selbst gesehen hat. Möglicherweise ist dies für Frau Metzger eine Überlebensstrategie, nämlich daß sie sich stark, selbstbewußt und rebellisch sieht und nur die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen es unmöglich gemacht haben, auch dementsprechend zu handeln.

Durch einen theoretischen Blickwinkel versucht sie heute, mit der Sucht des Mannes umzugehen und eine emotionale Distanz zu schaffen.

Ich denke, jetzt grad zum Thema Sucht hab ich eben sehr viel dazu gelernt, sehr viel allerdings in der Theorie, weil ich eben da in den letzten Jahren viel zu dem Thema gemacht hab und gearbeitet hab, ähm, ja, ein Stück weit denkt man dann immer noch so mit einer hinteren Ecke im Gehirn dran, das war mal, aber, äh, weil's eben meistens den beruflichen Bereich betrifft und nicht den privaten, äh, war das für mich nicht so dramatisch, (...). Sie nimmt jedoch durchaus wahr, daß dies nicht so einfach ist und sie ein Teil des momentan bestehenden Suchtsystems ist. *Also, ich meine, vom Verstand her ist das ein krankhaftes Geschehen (...) und es ist für die Beteiligten eben sehr schwer, damit umzugehen. Und das denke ich, also ... ja, ..weil man sich selber nicht rausnehmen kann. Das ist im beruflichen Bereich z.B. was ganz anderes, da kann ich ganz anders mit so einer Problematik umgehen, und, äh, ganz hart, da bin ich ja als Person..., stehe ich nicht, da stehe ich in meiner Funktion im Vordergrund und nicht in meiner Person, aber im privaten Bereich steht man mit der Person im Vordergrund, und das ist, also, äh, 'ne unangenehmere Situation. Und das ist eben, wie gesagt, deshalb denke ich, die Konstellation ist ähnlich wie bei, äh, psychisch Kranken, die eben durch Ihre Auffälligkeit dann die Umwelt verletzen, die, äh, was weiß ich, die einfach mit ihrer Umwelt Konflikte provozieren, weil sie in ihrem Kopf krank sind, ne, so ist in meinen Augen ein Alkoholkranker auch, nur im Privatbereich bin ich eben die Umwelt, an der er sich reibt, und da kann ich nicht immer die Distanz wahren, da werde ich einfach auch wütend, ne. Also, das, ähm, wie gesagt, Krankheit auf jeden Fall, aber mit, grad im privaten Bereich, eben mit einer sehr schwierigen Komponente. (...). Das ist sehr schwer. Aber das geht nicht nur mir so (lacht).*

In ihrer Ausdrucksweise versucht sie jedoch auch hier, sich emotional nicht zu weit hinein zu begeben (*unangenehmere Situation; im Privatbereich bin ich die Umwelt; Distanz wahren*). Als Gefühl in diesem Abschnitt benennt sie nur Wut, ansonsten stellt sie keine gefühlsmäßige Verbindung her.

Sie sieht eine Entwicklung in dem, wie sie heute mit Sucht umgehen kann und wie sie es früher getan hat. (...) *ne, ich glaub, da hab ich mich eigentlich zu sehr auch inzwischen distanziert davon, von dieser, ja, Betroffenheit, daß man damit umgeht praktisch als wär's das eigene Problem, bißchen wirklich so 'ne Distanziertheit, das ist sicherlich so 'ne Entwicklung gewesen. Also so, daß man sagen kann, o.k., das ist eben so und, ähm, was soll ich jetzt da noch dran machen, aber, äh, gut, früher hab ich da eben auch Bücher drüber*

gelesen und, äh, aber .. jetzt nicht so, daß ich irgendwie ´ne Therapie oder so was gemacht hätte. Damit widerspricht sie jedoch dem, was sie vorher sagte. In bezug auf die Mutter hat sie es so dargestellt, daß sie keine Schwierigkeiten mit ihrer Sucht hatte. Ob jetzt mit oder ohne Alkohol, ich könnt mir vorstellen, selbst wenn sie jetzt nicht Alkoholikerin geworden wäre, wären die Verhaltensweisen ja ähnliche gewesen und hätten mich in genau der gleichen Art weiter geprägt, ne..(...). Ja, also ich denk mir, Alkoholkrankheit meiner Mutter ist ein Punkt in ihrer Persönlichkeit und dem, was sie für mein Leben ausgemacht hat, aber ob das jetzt das entscheidende Drittel ist dabei, wage ich eigentlich zu bezweifeln. Ich glaube fast, daß mein Leben ähnlich verlaufen wäre, wenn sie nicht getrunken hätte. Glaub ich schon. (...)daß Sucht eigentlich nur noch, ja, ein Zusatz war. Das hätt nicht sein müssen, aber ich denke mir, es hat auch nicht so dramatisch jetzt meine persönliche Entwicklung beeinflußt.

Jetzt sagt sie, daß sie nicht mehr diese Betroffenheit hätte, als ginge es um ein eigenes Problem. Also hatte sie ganz offensichtlich ein Problem damit, was sie vorher nicht zum Ausdruck gebracht hat. Bezüglich der Situation mit ihrem Mann sagt sie im vorherigen Abschnitt, daß eine Distanzierung nicht immer möglich ist und sie die Sucht als direktes privates Umfeld stark betrifft.

Sie berichtet, daß die Sucht des Mannes für sie in gewisser Weise eine Wiederholung von dem ist, was sie mit der Mutter erlebt hat.

Ja, ja ich meine, deswegen ist das für mich ja so aktuell, daß ich halt auch in dieser Gruppe bin, das ist ganz klar, deswegen, äh, das ist praktisch die Wiederholung, ne, dieser ganzen Geschichte, und das ist also schon, äh, da fiel mir eben auf, wie viele Parallelen es gibt, ne..(...). Vom Gesichtsausdruck angefangen, bis zur Haltung, meine Mutter hatte immer ihre, was hat sie für Taschen gehabt, da wußt man genau, da ist eine Flasche drin, als sie vom Einkaufen kam. Genauso hält mein Mann seine Tasche, äh, sag ich, nimm mal die Tasche ab, weil, das war ein Zeitpunkt, da wußt ich überhaupt noch nichts von dieser .., und dieser Gesichtsausdruck dabei und dieser, ja, Süchtige haben einen, ähm, oft einen idiotischen Gesichtsausdruck, das hört sich jetzt ganz, äh, brutal an, wenn man das so sagt, aber das stimmt halt schon, die gucken manchmal so völlig weggetreten und, äh, so Sachen, das wiederholt sich alles, ne, und das, äh, auch von der Gefühlsebene bei mir. Schon erstaunlich.

Handlungs- und Deutungsmuster

Sie hat von sich ein Bild entworfen, daß die Aussagen von ihr unterstützt, daß sie emotional nicht mit der Mutter verbunden ist. Im Interview lief es immer wieder darauf hinaus, daß die Sucht der Mutter und die Mutter als Person keine Auswirkungen auf ihr Leben hatte. Damit kann sie auch eventuelle seelische Verletzungen von sich weisen. Gerade in diesen häufigen Versuchen der emotionalen Distanzierung kommt jedoch zum Ausdruck, daß sie emotional sehr wohl von der Sucht der Mutter betroffen gewesen ist. Der Versuch der Distanzierung ist wohl eher als Überlebensstrategie zu sehen.

In ihrem Aufwachsen hatte sie für sich keinerlei Möglichkeiten wahrgenommen, Gefühle auszuleben. Als Folge daraus hat sie vielleicht gelernt, Gefühle ganz zu unterdrücken. Dies benennt sie im Interview auch konkret. Man kann vermuten, daß eher die Belastungen für sie zu groß waren und es nicht die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gewesen sind, die es ihr nicht erlaubt haben, ihre Gefühle auszudrücken. Möglicherweise hat sie auch heute noch eine große Angst vor seelischen Verletzungen. Sie hat gelernt, ihr Leben und die Wahrnehmung ihres Aufwachsens mit einer emotionalen Distanz zu betrachten. Wahrscheinlich hat ihr dabei auch ihre Tätigkeit mit suchtkranken Menschen geholfen. Nun sieht sie sich jedoch erneut mit dem Thema Sucht direkt betroffen und damit kommt vielleicht sehr vieles, was sie als abgeschlossen betrachtet hat, wieder ans Tageslicht. Damit muß sie für sich einen Umgang schaffen und versucht es auch hier mit einer emotionalen Distanzierung. Sehr häufig sind jedoch Unstimmigkeiten zu bemerken. Die Sucht des Mannes hat möglicherweise einen Einsturz ihres jahrelang aufgebauten ‚Kartenhauses‘ verursacht. Dies kann jedoch auch eine Chance sein, sich auch emotional mit ihrem Aufwachsen auseinander zu setzen. *Aber ich denke, daß ich in meiner Person, man fragt sich ja auch, ob man nicht selber so was provoziert, daß die Leute in der Umgebung so werden, fragt man sich ja auch, ähm, daß man da doch vielleicht sich selber mehr hinterfragt, durch diese Geschichte.*

6.1.5. Frau Hartmann

Angaben der Frau über ihre Teilnahmemotivation und besondere Vorkommnisse

Als Teilnahmemotivation hat Frau Hartmann angegeben, daß sie einfach neugierig auf die Fragen sei. Frau Hartmann hatte große Schwierigkeiten, das Interview durchzuführen, so daß wir es abbrechen mußten. Eine Woche später haben wir es fortgeführt. Beim zweiten Termin ist es ihr leichter gefallen, die Fragen zu beantworten.

Sprachliche und interaktionelle Besonderheiten

- ✗ Zu Beginn des Interviews hatte Frau Hartmann Schwierigkeiten mit der offenen Fragestellung und fühlte sich anscheinend dadurch überfordert. Gleich nach der ersten Frage hat sich mich gebeten, das Band auszuschalten, um sich zu sammeln. Ich hab ihr angeboten, präzisere Fragen zu stellen, womit sie dann auch besser umgehen konnte.

Beim zweiten Interviewtermin hat sie sich insgesamt besser gefühlt, so daß sie besser mit den Fragen umgehen konnte und sie ohne Schwierigkeiten beantworten konnte. Sie berichtete, daß sie zwischen den zwei Terminen ein Telefongespräch mit ihrem Vater hatte, was ihr anscheinend sehr wichtig gewesen ist und ihr gut getan hatte. Ich vermute, daß dies mit ein Grund war, daß es ihr besser gegangen ist und sie sich mehr auf das Interview einlassen konnte.

- ✗ Ein weiterer Grund für ihre Schwierigkeiten mit dem Interview liegt vermutlich darin, daß sie mit Frauen generell nicht gut zurecht kommt. Meine Frage, ob es ihr leichter fallen würde, dieses Interview mit einem Mann zu führen, bejahte sie. Diese Tatsache ist bei ihren Schwierigkeiten, die sie mit der offenen Fragestellung hatte und damit, über ihre frühere Familiensituation zu reden, zu berücksichtigen.

- ✗ Wenn sie von ihrer Kindheit erzählt, spricht sie häufig von sich und ihrem Bruder. (...) wir konnten nie irgendwie spielen(...); Wir sind auch viel hin und her gereicht worden(...).

In belastenden Situationen hat sie sich nicht alleine gefühlt, sondern der Bruder war in ihrer Erinnerung dabei.

Bedeutsames im Lebenslauf

Gleich zu Beginn des Interviews erzählte sie von den gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen ihren Eltern. *Also, meine Eltern haben sich immer viel gestritten, geschlagen und wir waren immer, wir haben*

immer zugeguckt, wie die sich geschlagen haben. Einfach viel Alkoholkonsum war in der Familie, ja.

Sie stellt eine direkte Verbindung zwischen den Aggressionen und dem Alkoholkonsum der Eltern her.

Aufgrund der Sucht konnten die Eltern sich nicht ausreichend um die Kinder kümmern und so hat Frau Hartmann erlebt, daß sie und ihr Bruder ständig herumgereicht worden sind. *Also wir sind auch viel hin und her gereicht worden zu meiner Oma und Tanten, ja, also wir waren nie ständig zu Hause gewesen.*

Das Verhältnis zum Bruder hat sie als sehr gespannt erlebt und sie haben sich häufig gestritten. *Äh, zu meinem Bruder... schwierig zu sagen, wir haben uns ziemlich oft gezoft, ja. Die Wut untereinander ausgelassen durch das, was unsere Eltern uns mitgegeben haben und nie für uns da waren und keine Liebe, keine Zuneigung, nix bekommen haben. Die sind sich selbst so unsicher gewesen in der Beziehung und, äh, ja, scheiden lassen und, ähm, die wußten selber net genau.*

Den Grund für die vielen Streitigkeiten zwischen ihrem Bruder und ihr sieht sie darin, daß die Eltern mit ihrem eigenen Leben nicht zurecht gekommen sind und deshalb nicht in der Lage gewesen sind, emotional und körperlich ausreichend für die Kinder zu sorgen. Die Kinder versuchten, die aggressive Atmosphäre zu kanalisieren, indem sie diese aneinander ausgelassen haben. Sie haben für sich wohl keine anderen Möglichkeiten gesehen, mit den Aggressionen umzugehen, die sie von den Eltern erfahren haben.

Frau Hartmann berichtet, daß es keine Nähe in der Familie gegeben hat und sie auch niemanden hatte, an den sie sich wenden konnte, wenn sie Probleme hatte. *(...)so konkret gab's da keine richtige Beziehung, also die Bezugsperson könnt ich au net sagen, wo ich mich da eher hingezogen gefühlt hab. Also, ich hab au nie offen über irgendwelche Gefühle gesprochen oder irgendwie, was, was, ja, Anliegen war, also ich hab mich da auch nie hingetraut.*

Von der Mutter hat sie gelernt, daß Selbstmord und Sucht Wege sind, um mit Belastungen fertig zu werden.

(...)sie hat immer Schlaftabletten dabei gehabt und ich hab erst später rausgekriegt, daß es, wo ich lesen konnte, aber ich hab ständig mitbekommen, daß sie die Tabletten einnimmt und schläft und, äh, sie hat auch viel, ja, sie hat oft auch... ist sie nimmer aufgewacht, mein Vater hat dann den Notarzt gerufen, also ich hab des schon gesehen. (...). (Pause) Hm.. also ich denk, wenn meine Mutter nicht süchtig gewesen wär oder, ähm, dann wär ich's bestimmt auch nicht. Des ist klar, also so denk ich mir des. Ja. Sie hat mir des ja vorgelebt, daß man sich damit verdrängt, des hab ich ja mitgekriegt, das versteht man auch relativ schnell, des kriegt man ja schnell mit, daß man dadurch verdrängt und wenn man das dann selber ausprobirt. Ja, also ich denk schon.

In ihrer Kindheit besaß sie keinen Freiraum für Erfahrungen, sondern sie wurde immer eingeschränkt

und sie hatte keinerlei behüteten Raum, in dem sie unbeobachtet von den Eltern gewesen ist und indem sie vor der Aggressivität der Eltern geschützt gewesen wäre. (...) *es war einfach nie was möglich, ja, wir konnten nie irgendwie spielen, ständig wurd ma gewarnt und des darf ma net und des darf ma net und, also wir wurden schon ziemlich streng erzogen, zwecks, äh, Schuljahr, uns wurden die Hausaufgaben neigepögel und also, es war echt net schön gewesen und ich hat ziemlich lang noch ne Wut danach.*

Sie sagt im Laufe des Interviews nie direkt, daß der Vater sie geschlagen hat. *Ja, also mein Vater, der hat sie halt sichtbar gezeigt, die Aggressionen, meine Mutter, die hat sie auf eine andere Weise mir zu spüren gegeben. Die hat mich schon beschützt, aber die hat's mir dann mit anderen Dingen reingewürgt, also, indem sie mir kei Anerkennung gegeben hat oder, ja.*

Dies ist die einzige Stelle, aus der man herauslesen kann, daß der Vater geschlagen hat und die Mutter eher seelisch grausam gewesen ist.

Frau Hartmann hatte eine sehr große Wut wegen der Brutalität, die sie und ihr Bruder erfahren haben. Aus diesem Grund hat sie nach der Trennung der Eltern den Kontakt zum Vater erstmal eingestellt und abgeblockt. *Er hat sich schon bemüht, aber ich wollte erstmal keinen Kontakt haben, weil ich, äh, ja... ich war sehr wütend gewesen einfach durch das, was ich erlebt hab in meiner Kindheit, die Schlägereien und die Brutalität(...).*

Sie sagt, daß sie wütend war wegen der Brutalität, aber sie sagt nicht, daß sie wütend auf den Vater gewesen ist, obwohl er anscheinend derjenige gewesen ist, der sie geschlagen hat.

Bei der Mutter hingegen spricht sie es sehr deutlich aus, was sie ihr angetan hat.

Die Mutter nimmt Frau Hartmann eher negativ wahr und spricht dies auch immer wieder an. *Also, es war einfach immer so ein Hintenrum gewesen.*

Bei der Mutter nennt sie diesen konkreten Aspekt, an dem sie sich gerieben hat und den sie nicht gut gefunden hat. Das Verhalten der Mutter hat enorme Auswirkungen auf ihr jetziges Leben, was sie auch so wahrnimmt. *Aber ansonsten, ich konnt immer mehr mit Männer, da konnt ich immer über alles so sprechen, aber mit Frauen, da hab ich... Distanz gehabt. (...). Wahrscheinlich, weil ich das Bild von meiner Mutter mitgekriegt hab, dieses Hintenrum, diese Intrigen und des hat sich bei mir bis heut noch festgesetzt, also, da bin ich auch ziemlich vorsichtig. (...). Ich hab Frauen immer gehaßt, ich weiß es net. Des sitzt bei mir tief, daß ich da irgendwo... also, wie meine Mutter oder ist immer noch, dieses Hintenrum einfach, dieses Falsche. Diese Unehrlichkeit. Keine Gefühle zeigen, also des ist einfach tief in mir, und das, daran hab ich immer noch zu knabbern manchmal.*

Als Kind hat sie immer wieder versucht, andere auf sich aufmerksam zu machen, was ihr aber wohl nicht gelungen ist. *Ich hab dann des Essen gefunden zum Teil auch.. in mich reingefressen halt.. ja, ich hab dann halt Probleme mit dem Essen gekriegt, daß ich halt immer, äh, ja, stark abgenommen hab oder stark zugenommen hab, also an dem hat man schon erkennen können, daß mit mir was net stimmt, aber es hat sich*

einfach niemand gekümmert um mich, der irgendwie gesagt hat, also irgendwas stimmt mit dir nicht oder irgendwie.. es ging einfach immer nur um andere. (...). Ich hab viele Anspielungen gemacht. Ich kam mit blauen Flecken teilweise in die Schule und, (...)und dann hat man dann aufgegeben irgendwo. Dann war des wieder vorbei und für mich war's klar, als Kind komm ich net weit. (...). Mein größter Wunsch war immer, oh Gott, laß sie beide sterben, dann bin ich in Frieden, dann hab ich echt meine Ruhe. Dann hört der Krieg endlich auf. Für mich war des was ganz Schlimmes. Heut immer.., ja gut, jetzt hat sich vieles geändert, aber es war einfach.. Krieg. Aber ich weiß net, ich hab da keine Gefühle gekannt, ich hab noch nie Gefühle so gehabt für.., also in der Zeit. Ich hab des hier erst gelernt, über Gefühle zu sprechen und...

Diese Erkenntnis, nämlich als Kind nicht weit zu kommen, hatte vermutlich prägende Auswirkungen auf ihr weiteres Leben. Dies ist wahrscheinlich mit ein Grund, warum Frau Hartmann irgendwann Gefühle überhaupt nicht mehr zulassen konnte. Sie hat die Erfahrung gemacht, daß es in der Familie keinen Platz für ihre Gefühle und Bedürfnisse gegeben hat und trotz ihrer Hilferufe hat auch keine außenstehende Person ihre Situation wahrgenommen. *Nee, ich hab über meine Gefühle nie gesprochen. Ich hab das schön verdrängt und bin weggelaufen, halt, vor mir selber und...ja.*

Der einzige mögliche Umgang mit Gefühlen war für sie, zu verdrängen und davor wegzulaufen. Sie ist auch vor sich selber weggelaufen, was darauf hindeutet, daß sie mit ihrer eigenen Person nicht klar gekommen ist. Die aggressive Haltung der Eltern ihr gegenüber sowie die emotionale Abwesenheit der Eltern haben sie womöglich zu der Überzeugung gebracht, daß sie schlecht sein muß, denn sonst würden die Eltern nicht so mit ihr umgehen.

Ein wichtiger Zeitpunkt in ihrem Leben ist die Trennung der Mutter vom Vater, als Frau Hartmann 13 Jahre alt gewesen ist. Die Mutter hat ihren Bruder und sie mitgenommen und sie sind in eine Wohnung in dem selben Haus, in dem sie vorher bereits gewohnt haben, gezogen.

Zu dem Zeitpunkt sah sie für sich die erste Chance, daß sich jemand um sie kümmert und sie wahrgenommen wird. (...) *ich wollt mei Mutter für mich alleine haben oder eine Person für mich alleine, weil ich des nie gehabt hab, ja, hab mein Bruder dann ziemlich viel, ähm, unter Druck gesetzt. Primär ging es ihr wohl nicht um die Mutterliebe, sondern allein um die Tatsache, daß sie wenigstens für einen Menschen von Bedeutung ist und daß sich jemand um sie kümmert. Die Sehnsucht nach Liebe war so groß, daß sie diese nicht mit ihrem Bruder teilen wollte und den Bruder vertrieben hat. (...)ich hab ihn halt oftmals, ich bin oft zu meiner Mutter gerannt und hab gsagt, da hat er, da hat er Mist gebaut, obwohl er's gar net gemacht hat, also, ich war da schon ziemlich zankig drauf, ja, also solche Dinge eher, bis es ihm dann gereicht hat und hab ständig auf seine Fehler geachtet, als auf meine zu gucken.*

Durch gezielte Manipulation hat sie versucht, Liebe zu bekommen. Daraus läßt sich schließen, daß sie die Vorstellung hatte, daß Liebe nur in einem begrenzten Maße vorhanden ist und daher nicht für sie und ihren Bruder gereicht hat.

Nachdem sie dieses ‚Ziel‘ erreicht hatte, nämlich daß der Bruder zurück zum Vater gegangen ist, hatte die Mutter -Ironie des Schicksals- einen neuen Freund, der auch gleich in die Wohnung eingezogen ist. Dieser neue Mann im Leben der Mutter bedeutete auch für das Leben von Frau Hartmann eine wesentliche Veränderung. (...)weil ich... war total eifersüchtig auf diesen Mann.

Sie muß schon wieder erleben, daß anscheinend andere Menschen wichtiger für die Mutter sind als sie selbst. Anscheinend war es nicht das erste Mal, daß die Mutter sich auf einen Mann fixiert hat und sich infolgedessen wirklich nicht mehr um die Kinder gekümmert hat und nur auf die eigenen Bedürfnisse und die des Mannes geschaut hat. *Er [Vater] hat auch viel mitgekriegt, daß sie Besuch hatte von Männern und, ähm, wir als Kinder haben das nie gecheckt, weil, ähm, sie entweder gesagt hat, das sind Vertreter von Staubsauger oder wie auch immer des Spielchen (lacht).*

Wahrscheinlich hat dieser neue Freund das Faß zum Überlaufen gebracht und Frau Hartmann hat mit letzter Sicherheit für sich gelernt, daß es für sie keine Liebe und Anerkennung von der Mutter gibt.

Sie ist kaum noch zu Hause gewesen, weil sie vermutlich dieses neue Verletzen ihrer Gefühle und Bedürfnisse nicht ertragen konnte. *Ja, er war da gewesen und ich bin mehr oder weniger fast gar nimmer, ja, gar nimmer zu Hause gewesen, hab mir meine Regeln im Endeffekt immer selbst gemacht, also, hab nach meinen Regeln gelebt.*

Ab diesem Punkt hat sie keine Erwartungen mehr an andere gestellt und die Konsequenz aus den Verletzungen und Enttäuschungen gezogen, daß sie sich nur auf sich selbst verlassen kann. (...)ich war immer so ein Kind, des war schon so alleine mehr. Also, ich hab mich selber durchgeboxt. Mit ihren Worten wird der Eindruck vermittelt, daß das Leben für sie ein Kampf gewesen ist, in dem man sich durchboxen muß. Die ganze Familiensituation war für sie nicht auszuhalten. Es gab niemanden, bei dem sie Kraft und Hilfe bekommen hätte und so hat sie versucht, alleine damit klarzukommen. *Mein größter Wunsch war immer, oh Gott, laß sie beide sterben, dann bin ich in Frieden, dann hab ich echt meine Ruhe. Dann hört der Krieg endlich auf.* In der Tat hat sie keine Kindheit gehabt und sie mußte um die Liebe und Anerkennung der Eltern kämpfen. Die Eltern waren wiederum nicht in der Lage, den Kindern dies zu geben, da sie mit ihrem eigenen Leben nicht zurecht gekommen sind, und von daher war dieser Kampf von vornherein zum Scheitern verurteilt. Möglicherweise ist Frau Hartmann dies mit letzter Gewißheit klar geworden, als die Mutter sich wieder von ihr abgewendet hat und sie sich einem anderen Mann zugewendet hat. *Ich hab mir immer jemanden gewünscht, der zu mir kommt und mit mir redet oder irgendwie mir mal, ja, mich einfach den Arm nimmt oder so.*

Mit 13 beginnt eine Zeit, in der Frau Hartmann an keinem Ort lange bleibt und zwischen verschiedenen Menschen hin- und herpendelt. Sie zieht bei ihrer Mutter aus und wohnt mit einer gleichaltrigen Freundin zusammen. Nach einem Jahr zieht sie dann wieder zur Mutter zurück. *(Pause) Jesses Gott, nach dem Jahr bin ich zu meiner Mutter wieder zurückgezogen... Also konkret kann ich des gar net, ich bin immer*

wieder gependelt zwischen, zwischen, äh,...zwischen der Freundin zurück zu meiner Mutter und dann zu meinem Vater, der zu der Zeit dann auch eine Frau gehabt hat. Also, zwischendurch war's mal mein Onkel gewesen, meine Oma, also es war nie länger als ein paar Monate, höchstens mal ein, zwei Monate. Es war immer so ein Hin und Her, so'n Wechsel, bis ich's nimmer ausgehalten hab. Es wird nicht deutlich, was sie konkret nicht mehr ausgehalten hat. Vermutlich meint sie damit ihr Leben als ganzes, denn in dieser Zeit wird sie suchtkrank. Wie schon erwähnt, hat sie dies von der Mutter gelernt, die mit Alkohol versucht hat, negative Gefühle zu unterdrücken.

Auffällig ist, daß es ihr schwer fällt, die Zeit nach ihrem 13. Lebensjahr in einen chronologischen Ablauf zu strukturieren. Dies macht zusätzlich deutlich, wie zerrissen diese Zeit gewesen ist und wieviel Chaos in ihrem Leben geherrscht haben muß.

Es bleibt unklar, wie sie in dem Alter alleine wohnen konnte und woher sie das Geld für den Lebensunterhalt bekommen haben. (...)wir also auch gearbeitet haben für des, für die Miete, um die Miete zu zahlen.

Zu ungefähr der selben Zeit beginnt sie, Aponal -ein Anti-Depressivum- zu konsumieren. Sie hat es vom Arzt verschrieben bekommen, doch der genaue Hergang, wie es dazu gekommen ist, wird nicht klar. Dann beginnt sie in einer Gruppe von Freunden mit illegalen Drogen und sie konsumiert, bis sie 21 ist -insgesamt acht Jahre. Ähm, und mit denen hab ich dann halt gleich mit Drogen angefangen. Es scheint, daß Frau Hartmann sehr schnell in die Sucht gerutscht ist. In ihrer Kindheit hatte sie die Einstellung, daß sie niemals süchtig werden würde. Ich hab mir geschworen, nie süchtig zu werden. Also, ich war da total, ich wollt nie rauchen und, des hat sich dann schlagartig...so 12 ½ hat sich's Denken, da hab ich einfach ganz anders gedacht, da konnt ich schon gar nicht mehr anders. Dies macht deutlich, wie enorm die Belastungen für sie gewesen sein müssen, so daß sie doch recht schnell und vor allen Dingen so früh in eine eigene Sucht gerutscht ist. Es war einfach, ja, ich bin aus dem Ganzen nimmer rausgekommen, nur noch Familie, Familie, die Streitereien und ich hab gar nicht leben können, ich hab ständig, da ich des auch nie gelernt hab, die Regeln und alles, äh, ja. Also, dann hab ich angefangen gleich mit, mit 13 eigentlich schon. Gleich danach bin ich in Kontakt gekommen, weil ich hab einfach, äh, ich hab gar keinen Sinn mehr gesehen. (...). Mit meinen Eltern ist des net, äh, net gut geworden, die sind sich echt nicht einig geworden, obwohl ich mir des gewünscht hab und ich konnt mir nirgends irgendwas holen so, irgendwie die Anerkennung, daß du doch irgendwas wert bist und, ähm, die hab ich mir versucht zu holen und die hab ich irgendwie nie bekommen, weil ich's nie glernt hab oder wie man sich so was holt, ich konnt mir des nie vorstellen. Hab mich immer selber nieder gemacht durch des Gefühl und, ja, da hab ich halt schnell angefangen, die Einstellung total, ja. Selbstwertgefühl gleich mal Null. Ich bin aus dieser Position nicht rausgekommen, äh, mittendrin zu stecken und alles aushalten zu müssen, über Gefühle net zu sprechen, es war so'n Druck und.. ich wußt echt net wohin damit. Es war doch, trotz Freundin, aber ich konnt wirklich über tiefere Gefühle konnt ich nie so sprechen. Also, so aus mir rauskommen, ich konnte über andere Dinge war ich echt Superrednerin, aber wenn's um mich selber ging, da ging nie was, net so richtig. Ich war immer so'n, ich hab so'n Helfersyndrom gehabt immer, muß anderen helfen, also grad durch des, das ich dringsteckt bin in der Familie, helfen, helfen, helfen und selber auf der Strecke zu bleiben.

Sie hat es noch sehr deutlich in Erinnerung, wie sie sich zu der Zeit gefühlt hat und was dazu geführt hat, daß sie sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als zu Drogen zu greifen.

Aus der heutigen Sicht war die Sucht sehr wichtig für sie und sie glaubt sogar, daß sie die Sucht am Leben gehalten hat. In dieser extrem belastenden Zeit hat sie häufig mit dem Gedanken an Selbstmord gespielt, doch sie war nach ihren Vorstellungen zu feige dafür.

Mußt des machen, was da von dir verlangt wird und ich hab schon relativ früh gedacht, also, ich würd am liebsten sterben, aber ich war viel zu feige dafür, irgendwo mich selber umzubringen. (...). Obwohl ich schon so früh gedacht hab, hey, ich will nicht mehr, ich will nicht mehr, des kann net des vom Leben sein. Also ich wurde schon ziemlich früh so erwachsen irgendwo, also ich hab die Kindheit nie ausleben dürfen irgendwo, nur du darfst des net und des darfst du, mehr nein als ja und, ähm, deswegen weiß man auch, des war für mich schwierig so des Richtige und des Falsche, da ein Mittelweg zu finden, es gibt keinen, keinen.. ja. Also dieses Hoch und Tief.

Frau Hartmann konnte mit dem fehlenden Rahmen von seiten der Eltern nicht umgehen und immer wieder wird deutlich, daß sie sich haltlos und orientierungslos gefühlt hat. Es gab für sie in der Kindheit keinen festen Ort, an dem sie zur Ruhe kommen konnte; als Kind wurde sie immer hin und her gereicht und in der Zeit nach der Trennung blieb sie nie lange an einem Ort. Sie hatte auch gedanklich keinerlei Orientierung für ihr Leben und sie wußte nicht, was richtig und falsch ist. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem *Mittelweg* und von *Hoch und Tiefs*. Das Leben spielte sich immer in Extremen ab und es gab keine Mitte im Leben und in den Gefühlen.

Die Sucht sieht sie als wichtige Veränderung in ihrem Leben, denn dadurch hat sie es geschafft, sich von der belastenden Familiensituation zu lösen. Da die Eltern ihre keine anderen Modelle gegeben haben, wie man mit Belastungen fertig wird, war der Griff zur Droge für Frau Hartmann das Nächstliegende. *Oh je, des hab ich mit meinem Vater, ich hab mit meinem Vater gestern gesprochen, ..also ich wüßt net, ob ich noch leben würd.. ja. Also, dem Druck wär ich net gewachsen.*

Also ich muß sagen, geändert hat sich was, das ich drauf gekommen bin. Also, wär ich net draufgekommen, wär ich wahrscheinlich total, ähm, ja, da hätt ich einfach net so viel über mich erfahren, ja. Also, ich hab mich hier erst richtig kennengelernt irgendwo, wer ich überhaupt bin. Mich anzunehmen, wie ich bin und, äh, hab mich ja nie selber, ich durft ja nie ich selber sein irgendwo. Und zum Teil hab ich.. einfach durch die Sucht, hab ich mehr über mich erfahren können. Also, ich bin einer-, ich, für mich ist das überhaupt keine Schande, weil, ähm, ja, des hat mir einfach geholfen, da drüber wegzugehen, also drüber wegzusehen und einfach das mal, die Vergangenheit auch mal hintenlassen.

Eine weitere wichtige Veränderung in ihrem Leben war die Geburt ihrer Tochter als sie 19 ½, 20 Jahre alt gewesen ist. Sie hat jedoch nicht die Kraft gefunden, mit ihrem Konsum aufzuhören und sich so um ihre Tochter zu kümmern, wie sie es eigentlich wollte. Ihre Tochter lebt heute bei Pflegeeltern. *Und*

dann halt schlagartig, wo ich Marie gekriegt hab. Ja, des war dann halt auch noch mal der Knackpunkt, also, da auch rauszukommen. (...). Ähm, ich hatte Auflage bekommen, also, das Sorgerecht wurde mir entzogen von der Marie, und, äh, ja, ich hab's einfach net gebacken gekriegt, auf die Reihe gekriegt irgendwo, mein Hintern hoch zu kriegen und... ja. Des Jugendamt hat mich halt unter Druck gehalten, „Wenn Sie ihre Kleine sehen wollen...“, meine Eltern haben mir natürlich auch geholfen und auch, äh, ständig wieder Druck gemacht und, also, ich hab halt Auflage gehabt vom Jugendamt, die haben sich zusammengesetzt mit dem Gericht, daß des..., ich hab einen 35er bekommen, also Therapieauflage, ja.

Frau Hartmann möchte ihrer Tochter all das geben, was sie selbst nie bekommen hat von ihren Eltern. (...)*ich laß an der Kleinen keine Aggressionen aus, ja, also ich geh mit ihr fürsorglich um, ich geb ihr wahnsinnig viel Liebe, Anerkennung und das sichere Gefühl einfach. Also, all des, was ich nicht bekommen hab, das investier ich in die Kleine rein.*

Ihr Ziel ist es, in Zukunft mit ihrer Tochter zusammen zu leben.

Zu ihrem Vater hat Frau Hartmann heute ein gutes Verhältnis. *Also, zu meinem Vater, da kommt so viel rüber, der zeigt Gefühle und der spricht über Gefühle und, ähm, also ich erzähl von meinen Gefühlen, was ich fühl, wie's mir einfach geht, mit was für Schwierigkeiten ich hier konfrontiert bin und er erzählt mir von seinem Leben, von seiner Kindheit und.. ja, daß es ihm nicht gut geht oder wie auch immer, wir tauschen uns.. ja, tauschen uns einfach miteinander aus und das tut mir gut, weil da merk ich, da kommt was irgendwo was, ich renn da net gegen..(...). Ich weiß es nicht, was es für ein, ich hab mir des auch überlegt, was des für ein Gefühl ist, weil, ich muß ja sagen, in der Zeit, wo ich hier bin, da hab ich, ähm, mit meiner Mutter eigentlich diesen Kontakt gehabt, denk ich. Also, mit meinem Vater, mit dem telefonier ich jetzt des zweite Mal.., also die 7 Monate, wo ich hier war, und dann hatt ich.., 9 Monate hatte ich keinen Kontakt zu ihm und da spür ich nach zwei Anrufen, daß da irgendwo was, des ist gigantisch, echt. Ich denk mal, wir sind uns ziemlich gleich.. sehr ähnlich.*

Zur Mutter hat sie keinen so guten Kontakt. *Also, wir sprechen schon miteinander, ganz normal, aber des ist einfach das Akzeptieren, daß in der Kindheit, also ich..., sie war ja hier zum Familienseminar und, ähm, .. ja, wir haben schon über alles diskutiert, so, aber es gibt Punkte, wo ich, wo sie mit mir net so ausführlich sprechen kann... und ich bin halt relativ offen geworden und ich kann über alles reden, und ich denk mal, da.. Aber ich laß des auch so stehen, wenn sie das..., ich versuch's jedes Mal irgendwo durchzugehen, aber, ähm, ich weiß net, ob des ein Mutterkomplex ist oder was ich hab, ich hab keine Ahnung, wirklich net. Ist einfach so. Aber es ist o.k. so.*

Sie bemüht sich um die Mutter und sie versucht, an die Gefühle der Mutter heranzukommen. Die Beziehung beschäftigt sie und sie hat es für sich wohl nicht klar, wie sie selbst zur Mutter steht. Dies zeigt sich an den häufig abgebrochenen Sätzen und daß es ihr offenbar schwer fällt, die Gedanken und Gefühle bezüglich der Mutter in Worte zu fassen.

Handlungs- und Deutungsmuster

Frau Hartmann ist in einer Familienatmosphäre aufgewachsen, die geprägt war von Brutalität, Sucht und Verbergen von Gefühlen. All dies hat vermutlich dazu beigetragen, daß Frau Hartmann sich unerwünscht gefühlt hat. Die Eltern waren emotional abwesend und haben den Kindern keine Liebe und Anerkennung geben können. Hinzu kommt, daß es in ihrem Aufwachsen viel Zerrissenheit gegeben hat, indem sie ständig hin- und hergereicht worden ist. Dies hat sie später aus eigenem Antrieb getan und ist in der Zeit nach der Trennung der Eltern nie lange an einem Ort geblieben.

Diese chaotischen, unsicheren und bedrohlichen Situationen, zusammen mit der Erfahrung, daß sie es scheinbar nicht wert ist, Aufmerksamkeit und Liebe geschenkt zu bekommen, haben sie schlußendlich in eine Abhängigkeit geführt, da alle anderen Versuche -Suizidversuche, Eßstörungen, Gefühle unterdrücken- nicht geholfen haben. Sie hat eine Überlebensstrategie für sich entdeckt, die sie besonders bei der Mutter gelernt hat.

Frau Hartmann hat heute ein gespaltenes Verhältnis zu ihrer Mutter. Mit dem Vater hat sie auf Anhieb wieder einen guten Kontakt, obwohl die Mutter sich ihrerseits um die Beziehung bemüht und wohl zu den Familienseminar der Therapieeinrichtung von Frau Hartmann kommt. Andererseits versucht Frau Hartmann, eine echte Beziehung zur Mutter aufzubauen. Trotz beiderseitigen Bemühungen will dies nicht gelingen und daher läßt sich vermuten, daß es sehr viel innerhalb der Beziehung gibt, was geklärt und aufgearbeitet werden muß.

Was Frau Hartmann ihrer Mutter scheinbar am schwersten vergeben kann, ist das Verbergen von Gefühlen und das unehrliche Verhalten. Gefühle sind für Frau Hartmann heute von enormer Bedeutung, und dies ist vermutlich mit ein Grund, warum sie heute einen besseren Kontakt zum Vater hat. Auch die Kontaktschwierigkeiten zu Frauen im Allgemeinen stammen von dem ‚Vorbild‘ der Mutter und wie sie die Mutter in der Kindheit erlebt hat.

Insgesamt entsteht der Eindruck, daß es in der Beziehung zur Mutter mehr Verletzungen gegeben hat als zum Vater. Der Vater hat sie mit Schlägen äußerlich verletzt, doch die Mutter hat sie innerlich verletzt und das kann sie ihr nicht so ohne weiteres vergeben.

Die Geburt ihrer Tochter Marie gibt Frau Hartmann die Gelegenheit, an der Tochter das gut zu machen, was die Eltern an ihr schlecht gemacht haben. Sie sieht es als Chance, damit auch sich selbst ein Stück weit zu heilen.

6.1.6. Frau Hübner

Angaben der Frau über ihre Teilnahmemotivation

Als Teilnahmemotivation hat Frau Hübner angegeben, daß sie mir helfen wolle.

Sprachliche Besonderheiten

- X Zu Beginn von Antworten wiederholt sie für sich mehrmals die von mir gestellten Fragen. Dies vermittelt den Eindruck, daß sie sehr bewußt mit den Fragen umgeht und sich Gedanken über die Beantwortung macht. Durch die bewußte und aufmerksame Teilnahme am Interview ist sie bereit, Antworten für sich zu finden und diese anderen Menschen mitzuteilen. Sie erscheint als reflektierte Person, die sich bereits viele Gedanken gemacht hat und auch immer wieder auf's Neue bereit dazu ist. *Wie bin ich aufgewachsen?; Ja, was gab's für einen Austausch? Gab's überhaupt einen Austausch?*
- X Am Ende ihrer Antworten endet sie öfter mit einem Satz, der kurz das von ihr vorangegangene nochmals zusammenfaßt. Dies vermittelt den Eindruck, daß sie die Bedeutung für die zuhörende Person herausstellen möchte. Ebenso wiederholt sie manche Wörter. Dies geschieht häufig in Zusammenhang damit, wenn sie etwas vom Vater erzählt. *Es waren schon gravierende Sachen dabei; Also er war jähzornig und eigentlich manchmal ziemlich unberechenbar, sehr unberechenbar; (...), nein im Gegenteil, ganz im Gegenteil.*
- X Manchmal stellt sie ans Ende ihrer Antworten ein „Nein“, was wohl auch einen verstärkenden Charakter des Gesagten haben soll. Dieses „Nein“ stellt sie ans Ende von Aussagen über ihre Eltern und über die Situation, wie sie für Frau Hübner zu Hause gewesen ist

Bedeutsames im Lebenslauf

In der Eingangspassage bewertet sie ihr Aufwachsen als negativ, was sie damit in Verbindung bringt, daß sie in der ehemaligen DDR aufgewachsen und nach einer Flucht in sehr vielen Lagern gewesen ist. *Wie bin ich aufgewachsen? Also aus meiner Sicht her nicht positiv, wir haben in der ehemaligen DDR gewohnt und sind dann kurz vor dem Mauerbau wieder rüber. Ich bin sehr viel in Lagern gewesen und als wir dann einen festen Wohnsitz hatten, haben meine beiden Eltern gearbeitet und ich hab noch einen Bruder und mein Bruder und ich waren sehr oft allein, haben sehr oft die Schule wechseln müssen.*

In dieser Passage spricht sie gleich zu Beginn einige wichtige Themen ihres Aufwachsens an. Im weiteren Interview spielt der Bruder eine bedeutsame Rolle. Ebenso hat dieses häufige Allein-Sein und

daß die Eltern nicht für sie da gewesen sind, eine für sie tragende Bedeutung. Im Folgenden wird auf diese einzelnen Aspekte eingegangen.

Den Vater hat sie als ausgesprochen dominante Person erlebt, die Mutter hingegen war für sie eher wie ein Kind. *Mein Vater war sehr dominierend, meine Mutter hat immer furchtbar viel gearbeitet und, äh, war eigentlich immer das dritte Kind bei uns, sie war nie eine Mutter in dem Sinne für uns, sondern wirklich wie eine Schwester -jetzt für mich persönlich, weil sie auch sehr jung war, als sie geheiratet hat, sie war 17 und ist eigentlich in meinen Augen nie erwachsen geworden. (...). Sie hat nie selbständig irgendwas gemacht, sondern sie hat eigentlich immer nur das gemacht, was mein Vater gesagt hat.*

Die Beziehung zwischen den Eltern war wohl sehr kompliziert und für Frau Hübner schwer zu verstehen. *Das ist schwer zu sagen, also ich sag, mein Vater war sehr dominierend und meine Mutter hat meinen Vater sehr geliebt. Ich denke, da bestand wie so eine Abhängigkeit(...). (...)aber die zwei waren immer so, ich hab später gesagt, sie konnten nicht miteinander, aber auch nicht ohne einander leben. (...). Also, es war in meinen Augen eine Abhängigkeit ihrerseits von ihm. Und von meinem Vater wiederum aber auch, das ist schwierig.*

Die Beziehung zum Bruder war sehr gut und innig. *Sehr gut, sehr intensiv. Ich hab also immer auf meinen Bruder aufpassen müssen und, äh, ja, also sehr gut eigentlich. Ich mußte immer aufpassen, ich mußte ihn aufwecken und ich hab ihn in die Schule ..., nur ich hatte immer das Gefühl, also jetzt als ganz Kleinkind noch nicht, aber später dann immer, hatte ich immer das Gefühl, daß ich die Mutterrolle bei ihm vertreten muß. Es wird nicht deutlich, ob sie es mußte, weil es ihr aufgetragen worden ist, für den Bruder zu sorgen, oder ob sonst einfach niemand da war, und sie daher von sich aus die Mutterrolle übernommen hat.*

Auch für sich selber hatte sie das Gefühl, daß sie sich selber erziehen mußte. *Wie bin ich erzogen worden? Eigentlich habe ich das Gefühl, daß ich mich selber erziehen mußte, notgedrungen, weil eigentlich nie jemand da war(...).*

Die Beziehung zwischen ihrem Bruder und der Mutter war wohl sehr intensiv. *Mein Bruder ganz offen zu meiner Mutter, meine Mutter auch zu meinem Bruder.*

Sie selbst war ein Stück weit eifersüchtig darauf, doch sie hat es ihrem Bruder gegönnt, daß er es besser hatte als sie. *Eifersucht. Doch, ich glaub schon, (...)aber wiederum hab ich mir gedacht, daß es ihm besser geht wie mir, und das hat mir dann nicht so weh getan.* Warum es Frau Hübner schlecht gegangen ist, wird an dieser Stelle nicht deutlich.

Frau Hübner hatte zu keinem Elternteil eine enge Beziehung, und sie war häufig weg von zu Hause. *(...)ich bin eigentlich sehr oft weg gewesen, bei meiner Tante teilweise aufgewachsen oder ich war monatelang bei meiner Oma, ich war also eigentlich selten zu Hause in dieser Zeit(...). Das war eigentlich für mich persönlich die schönste Zeit in meiner Jugend, wo ich bei ihnen war. (...). Das hab ich mehr als Familie*

empfundene als meine eigenen Eltern. (...). Und da konnte ich Kind sein, also wirklich wie ein Kind ist, mit spielen und auch mit dem Gefühl. (...). Und ich denke, das hat mich ziemlich geprägt. Auf jeden Fall.

Trotzdem hat sie wohl darunter gelitten, daß sie so oft von zu Hause weg war. Erst an dieser Stelle wird deutlich, daß sie nicht nur von sich aus so häufig bei den Verwandten gewesen ist, sondern daß sie weggeschickt worden ist. *Ich hab auch regelmäßig furchtbares Heimweh gekriegt und, äh, hab das eigentlich nie verstanden, daß ich immer irgendwo anders hingehen mußte(...).*

Die Beziehung zur Mutter hat sie gleich zu Beginn des Interviews erklärt. Beim Vater ist sie eher verschlossen und sie hat diesbezüglich zuerst nur eine Andeutung gemacht.

Und ja mein Vater eher zu mir, aber auf eine andere Art und Weise(...).

Dieses *auf eine andere Art und Weise* deutet darauf hin, daß sie damit auf etwas bestimmtes anspielt, doch sie geht an dieser Stelle nicht deutlich darauf ein.

Zuerst spricht sie von den Gewalttätigkeiten und dem unberechenbaren Verhalten des Vaters. (...) *aber wenn ich dann mal 'ne halbe Stunde oder 'ne Stunde später kam, wie ich gesagt habe, dann war mein Vater also so massiv, daß er auch im Hof auf mich gewartet hat mit einer Pistole. Es waren schon gravierende Sachen dabei. (...) also er war da ziemlich, ziemlich massiv. Ich kann mich auch erinnern, daß ich einmal, als ich später kam und mich verabschiedet hab von dem Jungen, daß er mir eine geknallt hat und daß meine Mutter dann hinten raus kam und gesagt hat "Jetzt lauf, lauf, sonst macht er weiter". Also, er war jähzornig und eigentlich manchmal ziemlich unberechenbar, sehr unberechenbar.*

Sie erzählt von Gewalttätigkeiten in Zusammenhang mit Jungs. Dies deutet möglicherweise darauf hin, daß der Vater nicht damit zurecht gekommen ist, daß Frau Hübner erwachsen wird und in diesem Zusammenhang ihre Sexualität erwacht.

Was diese Vermutung unterstützt, ist, daß der Vater sie als Kind jahrelang sexuell mißbraucht hat und sie vielleicht für sich alleine haben wollte, und zwar nicht als erwachsene Frau, sondern als Mädchen. *Ich weiß nur, daß ich aufgeklärt worden bin. Ich weiß heute noch, meine Eltern sitzen im Wohnzimmer und klären mich also auf. Jetzt, um's halt doch dazu sagen, äh, ich bin als Mädchen jahrelang von meinem Vater mißbraucht worden und das empfand ich damals natürlich als Hohn, weil ich kannte das alles schon praktisch. Als Gefühle in diesem Zusammenhang beschreibt sie nur Angst. Und, äh, hab aber trotzdem mein ganzes Leben Angst vor meinem Vater gehabt. Immer, immer. Und ich wußte also genau, ich konnte gar nichts machen. Ich war also total ausgeliefert. Ich konnte, auch wenn ich weggelaufen bin oder, wenn ich, äh, weggegangen bin, dann hab ich's danach doppelt und dreifach gekriegt, also hab ich's mit der Zeit ganz aufgegeben wegzulaufen.*

Sie fühlte sich dem Vater hilflos ausgeliefert und dies ist wahrscheinlich eine schlimme und prägende Kindheitserfahrung. Tatsächlich hat sie für sich auch keine Möglichkeiten gesehen, die Situation zu ändern. Der Bruder konnte ihr nicht helfen, da er selbst den Gewalttätigkeiten des Vaters ausgesetzt gewesen ist und die Mutter war auch nicht in der Lage, ihr zu helfen.

Sie hat sich erst vollständig von dieser Angst befreien können, als der Vater gestorben ist. (...) *aber die*

Angst war bei mir trotzdem immer wieder und als die Sache dann '87, als er gestorben ist, muß ich sagen, es war grad ... da hab ich erst aufgeatmet. Also, wir haben eigentlich alle aufgeatmet dann. Und jemand hat mal gesagt, äh, er hat sich einfach aus dem Leben geschlichen, die Konsequenzen wollte er nicht mehr tragen. Er ist einfach gegangen.

Was ihr ebenfalls geholfen hat, Abstand zum Vater zu gewinnen, war die Heirat mit ihrem Mann. *Und was natürlich noch ein ganz, äh, gravierender Punkt war, das ist meine Heirat 1972 und, äh, (Pause), ja, dann war ich frei in dem Sinn, frei in dem Sinn, daß ich eben von zu Hause weg war und daß ich nicht mehr die Angst aushalten mußte(...).*

Sie hat sehr früh geheiratet, mit 18 Jahren, und somit konnte sie sich ein Stück weit vom Vater befreien. In der ganzen Zeit ihres Aufwachsens hat Frau Hübner ihre Mutter nicht als Mutter erlebt, und sie hatte auch kein ausreichendes Modell für ihre Rolle als Frau. Die Mutter hat durch ihr hilfloses Verhalten und ihre Unfähigkeit, die Tochter vor dem Vater zu schützen, eher noch die Überzeugung unterstützt, daß Frau Hübner der Macht des Vater völlig ausgeliefert ist.

Also, so als Kind, ich konnte nie zu meiner Mutter gehen. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, daß ich ein einziges Mal zu meiner Mutter gegangen bin und, äh, ihr was von meinen Problemen erzählt habe. Ich mein, der Altersunterschied war gerade 17 Jahre. Es ist also wirklich wie eine Schwester gewesen. Ich glaub, ner Schwester hätt ich auch noch mehr Sorgen anvertraut wie meiner Mutter. Das ist, es war nie ne Mutter für mich, so wie ich mir halt eine Mutter vorgestellt habe(...).

Auch aus der heutigen Sicht kann sie das Verhalten der Mutter nur schwer beschreiben, da es sehr unbeständig gewesen ist. *Ich kann gar nicht sagen, meine Mutter war so und so und so waren meine Erinnerungen. Das ist bei ihr einmal da, einmal da, einmal da, einmal da, also es war ewig was anderes, ewig anders, mal sehr lieb, mal absolut aggressiv, mal, äh, interessiert mich alles nicht, dann sehr fixiert auf meinen Vater, nicht mehr auf uns. Dann wieder mit so einer massiven Liebe auf uns zu, daß wir keine Luft gekriegt haben. Also es war nie eine Gleichmäßigkeit dabei, nie, gar nichts. Deswegen kann ich auch gar nicht sagen: meine Mutter, ähm, (überlegt kurz) ist meine Mutter, so wie eine Mutter ist, kann ich nicht sagen, nein. Sie war also sowohl als auch und das schwankte immer ganz massiv, also es gab dann nicht einen Übergang, sondern das war mal so und dann mal so.*

Sie sieht den Grund für die Passivität und die Hilflosigkeit der Mutter in der Tablettenabhängigkeit der Mutter. *Ich denk schon, daß sie dadurch sehr wesensverändert war, daß sie sich immer ruhig gestellt hat und eigentlich immer, wie ich schon gesagt habe, dadurch auch mit das kleine Mädchen geblieben ist. Ich denke, wenn sie diese Medikamentenabhängigkeit nicht gehabt hätte und sie wäre das Leben angegangen, wie's nun mal ist, dann wäre es hundertprozentig anders gelaufen. Ja, weil sie ist eigentlich eine recht starke Persönlichkeit und, äh, sie kann ihren Weg gut gehen ohne diese Medikamente. Ja, es wär ganz anders verlaufen, ganz bestimmt sogar.*

In einer gewissen Weise gibt sie deswegen der Mutter die Schuld an dem Mißbrauch des Vaters und an seinen Gewalttätigkeiten. (...) *auch großes Haßgefühl, weil sie eben nie da war, gerade in der Zeit, wo ich sie*

gebraucht hab, ja.(...). (...)sicherlich hab ich ihr auch viel Schuld zugezogen, dadurch, daß sie nicht da war und auch viel Schuld zugewiesen, daß sie nicht gegen ihren Mann einfach mal aufgetrumpft hat oder was ich ihr auch unheimlich, äh, unheimlich die Schuld gab, daß sie uns nie verteidigt hat.

In der Beziehung zwischen Frau Hübner und ihrer Mutter gab es jedoch eine bedeutsame Wendung, als die Mutter herausbekommen hat, daß der Vater fremd geht. Dies hat die Qualität der Beziehung erheblich verbessert.

(...)kam's eben raus, daß mein Vater mit dieser Frau unterwegs war. Und ab diesem Zeitpunkt eigentlich, da hat sie sich verändert, da hat sie zum ersten Mal auch nicht mehr alles so gemacht, wie's mein Vater gesagt hat, sondern hat angefangen zu rebellieren und auch eigentlich, als wenn die Augen aufgegangen waren: hier ist ja noch mehr als nur mein Mann z.B.. Und ab dem Zeitpunkt eigentlich konnte ich mich auch ihr mitteilen. Da hat sie's auch aufgenommen. Da hat sie auch mal versucht, sich in mich reinzuversetzen, wo ich dann in die Pubertät kam und ich war schwer in der Pubertät. Und da hat sie dann aber schon die Geduld aufgebracht. (...). Also, wenn ich irgendein großes Problem hab, oder so was, dann, äh, geh ich zu ihr und sag „Mama, kannst du mir dabei helfen“ oder so und dann macht sie das. Das ist bewundernswürdig. Und das fing damals so an, ja.

Mit etwa 17 Jahren wird Frau Hübner selbst alkoholsüchtig. Wann hab ich angefangen? So mit 17, 18 aber unregelmäßig, noch ganz langsam und bei mir ging's eigentlich auch ziemlich schnell mit der Abhängigkeit, äh. Ich war ja '84 bei der Therapie, so ungefähr 2 bis 2 ½ Jahre. Vorher dann schon immer mittags oder vorher abends, dann mittags, dann morgens und so ungefähr '81 hab ich aufgehört, 2, 3, so ungefähr 2 ½ Jahre dann massiv mit Cognac und mit Schnaps und, äh, dann, äh, hab ich eben die Therapie gemacht und da hab ich das eigentlich auch erst richtig erkannt mit der Medikamentenabhängigkeit meiner Mutter. Und das aber dann auch nur notgedrungen, weil ich selber ja dann was für mich getan habe. Und später, wo sie dann mal ein Glas Wein getrunken hat oder so, hab ich mir ehrlich gesagt auch als Abhängige nichts dabei gedacht und ich hätte auch nie vermutet, daß sie auch abhängig wird. Hätte ich nicht gedacht. (...). Und dann auch wußte ich halt eher mit ihr umzugehen, durch die Medikamenteneinnahme und konnte für mich dann auch vieles erklären und verarbeiten und bearbeiten, was also jetzt mit meiner Kindheit zusammenhing oder eben auch mit meinem ganzen Leben bis dahin. Eigentlich schon vor dem, und daß ich mir nachher eigentlich gedacht hab, daß sie eine ganz arme, also eigentlich eine ganz arme Frau ist.

Durch die eigene Abhängigkeit hatte sie die Möglichkeit, die Mutter besser zu verstehen und sie konnte ihre Vergangenheit für sich aufarbeiten.

Nach der Therapie war es das erste Mal, daß sie das Leben genießen konnte. Sie war danach auch in der Lage, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es sich immer gewünscht hat.

(...)und daß ich '84 dann zur Therapie gegangen bin. Und, äh, daß ich eigentlich ab diesem Zeitpunkt, eigentlich ab der Therapie, daß ich mir da gesagt habe, ich habe einen hohen Preis dafür bezahlt, um mich selber kennenzulernen, ich hab die Abhängigkeit. Und, äh, daß eigentlich ganz gravierend ab diesem Punkt, als

ich dann nach Hause gekommen bin, äh, daß sich mein Leben dann so verändert hat, wie ich es mir eigentlich immer gewünscht hatte. Ich hab dann meine Kinder gekriegt, die.., ich habe langsam mich selber kennengelernt, ich hab, äh, die Natur wieder genießen, was heißt wieder, ich konnte sie's erste Mal genießen. Also ich hab eigentlich alles mit ganz anderen Augen gesehen, total alles, eigentlich alles: ob es jetzt Familie ist oder die Umwelt oder vor allen Dingen mich selber natürlich. Das waren eigentlich so die gravierenden Punkte.

Dadurch konnte sie der Mutter auch ein Stück weit vergeben und war so in der Lage, mit der Vergangenheit abzuschließen. *Äh, nein, dieselben Gefühle hab ich heute nicht mehr. Früher, äh, waren die Gefühle anders wie heute. So dieselben Gefühle wie früher.. hab ich bei ihr eigentlich in gar keiner Lage mehr, nö.* Auch mit dem Vater hat sie sich aus der heutigen Sicht ausgesöhnt und konnte ihm verzeihen. *Ja, sagen wir's so, ich hab mich ausgesöhnt mit ihm. Ich hab, äh, ich hab mir gesagt, äh, ich verzeihe ihm, daß er auch seine Ruhe endlich findet, aber ich vergesse nicht, ich werde nie vergessen. Und, äh, versuche aber für mich jetzt das Positivste rauszuziehen, daß des einfach ein Werdegang meines Lebens war, was ich nicht verändern kann, was ich auch nie verändern werde, daß gehört einfach dazu und daß ich jetzt einfach Frieden mit ihm schließe und auch mit mir, mit meiner Wut, mit meinem Haß, mit allen Gefühlen, die eigentlich damit verbunden sind oder waren. Und ich hab eigentlich auch nie damit aufgehört, daran zu arbeiten, daß ich das eben irgendwann, wenn ich darüber rede, daß ich merke, wie sind so meine Gefühle heute, kann ich drüber reden und ist noch wirklich Wut oder, daß ich mich selber immer gut anschau und merke, jetzt, es ist o.k.*

Handlungs- und Deutungsmuster

Sie hat eine genaue Wahrnehmung ihrer Gefühle und sie kann sich heute auch noch gut an die schwierigen Situationen erinnern. Sie hat die Fähigkeit, sie zu zulassen und verdrängt sie nicht. Sie ist durch alles durchgegangen und hat am Ende für sich erkannt, daß sie Frieden findet, wenn sie ihren Eltern vergibt.

Sie hat in ihrem Leben viel durchgemacht und eine Vielzahl von Erfahrungen gemacht. Vermutlich hat ihr auch die Therapie dazu verholfen, eine reflektierte Sichtweise der Dinge zu bekommen. Sie hat für sich das Grundverhalten, emotional mit verschiedenen Dingen abzuschließen (Mißbrauch, Beziehung zum Vater, Beziehung zur Mutter, etc.) und rückblickend für sich heute die positiven Dinge festzuhalten und die negativen Dinge loszulassen. Damit ist jedoch nicht gemeint, daß sie verdrängt, sondern sie vergibt und kann auf diese Art und Weise ein selbstbestimmtes Leben führen.

6.2. Die süchtige Familiensituation der Töchter

Die im Folgenden aufgelisteten Aspekte des Aufwachsens der Töchter sind aus den Interviews herausgearbeitet worden. Die genannten Aspekte stimmen zu einem großen Teil mit einer von Winkelmann (1990) erstellten Tabelle der Charakteristika und Atmosphäre in alkoholkranken Familien überein.

In diesem Kapitel geht es konkret darum in Erfahrung zu bringen, unter welchen besonderen Rahmenbedingungen die Töchter aufgewachsen sind und welchen vielfältigen Schwierigkeiten sie in diesem Zusammenhang begegnet sind.

6.2.1. Streit zwischen den Eltern

Die Atmosphäre in der Familie, in der die Töchter aufgewachsen sind, war geprägt von Konflikten und zum Teil auch gewalttätigen Auseinandersetzungen, bei denen die Kinder oftmals anwesend waren.

Für Susanne hätte es eine enorme Verbesserung ihrer Situation bedeutet, wenn die Eltern sich in ihrer Kindheit getrennt hätten.

Also, ich hab von Anfang an, oder von Anfang an, als ich's dann vielleicht kapiert hab, so 12, 13, 14, 15, hätt ich mir gewünscht, daß sie sich trennen. Und als sie mir irgendwann mal mit 17 oder 18 gesagt haben, daß sie sich scheiden lassen, war ich voll glücklich. Und hab gemeint, na endlich. Was sie aber dann nicht getan haben, bis heute nicht getan haben. (...). Es war sehr viel Streit da, ja. Aber viel so Streit, wo es um nichts geht, also diese Streitereien waren wirklich so, mein Vater hat gesagt, kann ich Salz haben, ist meine Mutter ausgeflippt, weil ihm das Essen nicht geschmeckt hat. (Susanne)

Auch Sarah hat eine sehr angespannte Familienatmosphäre erfahren, die sie auch noch gut in Erinnerung hat.

(...)also meine Eltern ham sich halt oft gestritten,(...). Also, sagen wir mal so, sie haben halt meistens geschwiegen, also so richtig eisig geschwiegen, so daß sie gar nix geredet haben und sich per Zettelchen unterhalten haben, und, also sich richtig ekelhaft eisig angeschwiegen haben. (Sarah)

Frau Hartmann war häufig Zeugin von gewalttätigen Auseinandersetzungen ihrer Eltern und sie wurde selbst geschlagen. Hinzu kam die Verantwortung für sie und ihren Bruder, immer wieder zwischen den Eltern zu vermitteln und den Konflikt zu lösen. Ohne Frage ist dies keine Aufgabe für ein Kind und die Überforderung in dieser Situation ist augenscheinlich.

Die Schläge. Die Brutalität, die Aggressivität. Also, des bleibt drin. Und einfach, ähm, von dem Stand zu pendeln... ja, einfach auszuhalten..., den Konflikt, was meine Eltern miteinander hatten, das wir des praktisch

aus-, die immer wieder, äh, das die, ähm, wie nennt man des... die immer wieder zu vertragen miteinander einfach, also den Punkt hab ich immer in meinen Augen und den werd ich auch nie vergessen. Als wir Kinder waren, also unsere Aufgabe war darin, die, äh, zusammen zu führen jedesmal bei so einem Zank und da war, also.. fast jeden Tag.. Die haben sich immer gestritten, es gab nie einen Tag, wo irgendwo mal Ruhe gewesen ist, des war einfach ständig Chaos. Dann war's mal ein paar Stunden gut und dann wieder total.. ja. (Frau Hartmann)

6.2.2. Keine Nähe innerhalb der Familie, Töchter hatten keine feste Bezugsperson

In der Familie von Marion gab es keine Verbundenheit und jedes Mitglied der Familie schien getrennt von dem anderen zu leben.

Nähe ist bei uns in der Familie sowieso ein Problem. Ich habe weder zu meiner Mutter, meinem Vater oder meinem Bruder ein enges Verhältnis. So Sachen wie über Gefühle reden oder daß man fragt, wie man sagt, wie geht es dir in Freiburg oder so kamen bei uns nie auch. Weil da keine Nähe ist, kam halt der Streit auf. (Marion)

Auch Frau Hartmann hatte keine feste Ansprechperson innerhalb der Familie, an die sie sich wenden konnten, wenn sie Probleme hatten.

Nee, eigentlich so konkret gab's da keine richtige Beziehung, also die Bezugsperson könnt ich au net sagen, wo ich mich da eher hingezogen gefühlt hab. Also, ich hab au nie offen über irgendwelche Gefühle gesprochen oder irgendwie, was, was, ja Anliegen war. Also ich hab mich da auch nie hingetraut. (Frau Hartmann)

6.2.3. Emotionale und körperliche Abwesenheit der Eltern

Die Eltern der interviewten Frauen waren entweder körperlich oder emotional für sie nicht anwesend.

Die Eltern von Frau Hübner waren durch ihre Arbeit nicht für sie da.

(...)daß meine Eltern eben immer so viel gearbeitet haben, grad speziell meine Mutter und auch in der Zeit, wo ich sie eigentlich gebraucht hätte und wo sie's dann versucht hat, dann hab ich sie nicht mehr an mich rangelassen. (Frau Hübner)

Die Mutter von Frau Hartmann war wegen ihres Tabletten- und Alkoholkonsums für die Tochter nicht anwesend und ansprechbar.

War beides für mich schlimm, weil meine Mutter einfach.., ähm, ...weil sie doch nie richtig da war einfach, ja. (Frau Hartmann)

6.2.4. Keine Erziehung durch die Eltern

Alle Frauen antworteten auf die Frage nach ihrer Erziehung, daß sie sich im Großen und Ganzen selbst erzogen haben und nach ihren eigenen Regeln gelebt haben, und/oder sie hatten anderweitig Bezugspersonen, an denen sie sich orientieren konnten. Dies ist ein Resultat aus den vorangegangenen Punkten, daß es keine wirkliche Nähe in den Familien gegeben hat und mehr Mißtrauen als Vertrauen unter den Familienmitgliedern vorhanden gewesen ist. Zusätzlich waren die Eltern aus verschiedenen Gründen oft für ihre Kinder nicht verfügbar und standen somit als Modell, Vorbild und Ansprechperson nicht zu Verfügung.

Susanne berichtete, daß es in ihrer Erziehung nur Extreme und keine verlässlichen und konstanten Verhaltensvorgaben gegeben hat, nach denen sie sich richten konnte. Die Eltern handelten nicht nachvollziehbar und nach Regeln, die undurchschaubar waren, besonders für sie als Kind. Im Nachhinein konnte sie sich das unerklärliche Verhalten von Seiten ihrer Mutter erklären, das durch ihren Alkoholkonsum ausgelöst worden ist, doch die Motive für das inkonsequente Verhalten des Vaters bleiben undurchsichtig.

Kampf. Kampf und dieses Hin und Her, diese Extreme. Immer irgendwie Extreme. Entweder super viel Aufmerksamkeit, entweder Mittelpunkt vom ganzen, oder wieder, du hast kein Recht, du hast keine Meinung, du hast still zu sein, du bist das letzte Rad am Wagen, äh, dann wieder die Anfälle, wenn sie sich zusammengesetzt haben und dann wieder auf einmal kam dieser, Haus sauber machen, und ich soll mehr das und das, (...).
(Susanne)

Marion hat ihre Erziehung eher als Gegen Vorbild dafür erlebt, wie sie es später mal selber machen möchte. Sie spricht nicht konkret aus, daß die Eltern sie schlecht erzogen hätten, doch indirekt bringt sie zum Ausdruck, daß es für die Eltern eine Selbstverständlichkeit gewesen ist, daß Kinder groß werden, ohne daß man sich über deren Erziehung Gedanken machen müßte.

Doch eher in die strenge Richtung. Unter gutem Erziehen verstehe ich nicht, daß man sagt, das macht man nicht, sondern man erklärt dem Kind, mache das nicht, weil so und so. Das macht man halt nicht - das hörte ich viel. (...). Ich könnte jetzt nicht sagen, daß meine Mutter Bücher über Erziehung gelesen hat, das hat sie nie gemacht. Aber ob sie ein Ziel hatte, mich irgendwo hin zu erziehen? Weiß ich jetzt nicht. Man kriegt halt Kinder, man heiratet, man kriegt Kinder und zieht diese groß. Wie man das am besten macht - ob das je bei meinen Eltern eine Frage war? (Marion)

Auch Frau Hartmann sieht die Erziehung seitens ihrer Eltern als Gegenbeispiel für sich an.

(...) hab mir meine Regeln im Endeffekt immer selbst gemacht, als, hab nach meinen Regeln gelebt. (...). Des war in dem Sinne gar keine Erziehung für mich. Also, ich hab mich selber erzogen. (...). Also, ich werd's auf

jeden Fall bei meinem Kind, bei meinem Kind mach ich's ganz anders. (Frau Hartmann)

Bei Frau Hübner waren die Eltern durch ihre Arbeit oft körperlich abwesend und sie wurde auch oft von zu Hause weggeschickt und hat sehr viel Zeit bei Verwandten verbracht.

Eigentlich habe ich das Gefühl, daß ich mich selber erziehen mußte, notgedrungen, weil eigentlich nie jemand da war und, äh, ja später durch, äh, Versuche meiner Mutter an mir wieder gut zumachen, was sie versäumt hatte oder auch von meiner Vaterseite aus und ja, wo's dann auch finanziell bei ihm besser ging, haben sie eigentlich viel mit Geld gemacht. Viel mit Geld und, äh, ab einem gewissen Alter, wo ich dann schon gelernt habe, da, äh, haben sie mir eigentlich jegliche Freiheiten gelassen. (Frau Hübner)

Sarah bewertet ihre Erziehung nicht eindeutig als mangelhaft oder daß sie sich selbst erziehen mußte. Doch sie bringt deutlich zum Ausdruck, daß die Eltern häufig nicht verfügbar gewesen sind und sie hauptsächlich von anderen Menschen erzogen worden ist.

Ich würd sagen, ziemlich frei..., also ziemlich frei würd ich sagen, also, ähm, ich denk ich hab schon meine Richtlinien gekriegt, aber durch die Alkoholsucht war ich, ich denk mal, ziemlich frei. Und, also von meinem 6. bis zum 8. Lebensjahr, da war ich quasi nur noch alleine, bei meinen Nachbarn oder bei meinen Pateneltern, weil mein Vater so ziemlich viel unterwegs war, so in der Kneipe und so, also, wir hatten grad gegenüber eine Kneipe, hat er dort gearbeitet. (Sarah)

6.2.5. Tabuisierung von Sexualität

Zusätzlich zu der mangelnden Erziehung wurden schwierige Themen in der Familie häufig tabuisiert. Bei allen Frauen (bis auf Sarah) gab es keine offene Gesprächsatmosphäre für das Thema Sexualität.

Susanne sah für sich nur die Möglichkeit, sich durch Lügen einen Freiraum zu schaffen, in dem sie ihr Erwachsenwerden ausprobieren konnte.

Und... ja, natürlich dann auch alles mögliche tabuisiert, Sexualität oder... was weiß ich, was dazu gehört... Und auch so weggehen und solche Sachen, super eingeschränkt. Also ich mußte halt immer lügen. Ich hab dann auch irgendwann gelogen wie eine Wahnsinnige, schon manchmal, was ich wem erzählt hab. Ich übernachtete dort, ich bin da, äh, wir sind Ausflug von der Schule. Ich weiß noch, als ich dann mit 18 ausgezogen bin, war mein großer Vorsatz, ich muß nicht mehr lügen. (Susanne)

Bei Frau Hartmann war das Thema Sexualität ebenfalls tabu.

Des war total tabu. Also, ich wurd auch gar net aufgeklärt, das war dann in meiner Klasse, in der 4. oder 5. Klasse, wurd ich dann aufgeklärt, aber meine Mutter wollt davon nie was wissen, also... (Frau Hartmann)

Auch in der Familie von Marion wurde dieses Thema zum Großteil außen vor gelassen.

Meine Eltern haben sich darum gedrückt. (...). Es wurde nur am Rande angesprochen und war wieder gut. (Marion)

Bei Frau Hübner hat das Thema Sexualität eine sehr schwierige Komponente. Sie wurde von den Eltern zwar aufgeklärt, empfand dies jedoch in Anbetracht des Mißbrauchs als Hohn. Dieses Thema war daher mit einer Ambivalenz behaftet, die offensichtlich ist.

Sexualität zu leben gehört zum Erwachsen werden dazu. Dies ist möglicherweise ein Grund, warum es innerhalb der Familien eine tabuisierte Atmosphäre in Bezug auf Sexualität gegeben hat. Zum Erwachsen werden gehört dazu, daß die Kinder sich von den Eltern lösen und ein selbständiges Leben beginnen, was die Eltern vielleicht verhindern wollten.

6.2.6. Droge nicht Ursache für die Probleme in der Familie

Ebenso wie Sexualität ein Tabuthema gewesen ist, so wurde auch über die Sucht nicht geredet. Susanne erlebte nicht die Sucht der Mutter als eigentliches Problem, sondern die Streitigkeiten und das Mißtrauen innerhalb der Familie.

(Pause) Ja sicherlich. Ich hab's ja nie angesprochen. Das war so eingeschärft, oder so selbstverständlich, daß da drüber nicht geredet werden darf, oder daß es auch nicht der Grund ist, die Probleme wurden irgendwo anders hin verlagert, so daß ich gar nicht das Gefühl hatte, daß das Trinken überhaupt die Ursache für die ganzen Probleme ist, ich hab immer nur diese ganzen anderen Probleme, diese Streitereien und die was weiß ich was, Uneinigkeiten und dieses Mißtrauen auch untereinander, das hab ich immer gedacht, das ist das Problem. Und das Trinken war für mich nur so ne Nebenerscheinung. Und wie gesagt, für mich war irgendwie auch schon eingeschärft, daß das irgendwas Familieninternes ist, das geht niemanden was an. (Susanne)

6.2.7. Kein Austausch innerhalb und außerhalb der Familie

Die Sucht wurde innerhalb der Familie nicht angesprochen und thematisiert. Auch mit außenstehenden Personen geschah kein Austausch.

Aber in der Familie wurde nie darüber gesprochen. Es war nie Thema. Dann habe ich es meinem Bruder mal erzählt – das war letztes Jahr im Sommer. Er mußte es ja auch mitkriegen, er wohnte ja da. Ich fragte, siehst

das auch? Nein, das stimmt gar nicht. Sie trinkt doch nicht. So die Abblockphase, das stimmt gar nicht. (Marion)

(Pause) Nee, nein. Vielleicht am Rande mal, aber es war nicht das eigentliche Thema bei uns, nee, nee, kann ich nicht sagen. Zumal ich damals ja nicht wußte, daß das eben Abhängigkeit ist. (Frau Hübner)

Ja klar. Also das wurde sehr..., dieses Familienscheinding wurde sehr, sehr.. sehr extrem gehalten. (...)im Nachhinein jetzt, daß sie das halt alles aufrechterhalten konnten, daß sie sagen konnten, alles ist wunderbar. Also, dieses alles ist wunderbar, wir fahren in den Urlaub, beide haben einen Job, (...). Es wurde auch nie drüber gesprochen, nie. Es wurde nie angesprochen. Das erste Mal, daß ich meinem Vater gesagt hab, so, hey, so geht's nicht weiter, und er gemeint hat, ja, merkst du's? Und ich hab gemeint, ja, sie trinkt..., das war vor einem Jahr. (Susanne)

Ja, so den bürgerlichen Stand hält sie, also, das ist ja so bei Frauen, das darf alles nicht zuviel auffallen. Wir haben letztens mal so drüber gesprochen, da hat sie auch von den Bekannten niemals (betont Wort sehr stark) jemand drauf angesprochen, niemals, nein. Also das war, das ist schon komisch. Ist eben so. (Frau Metzger)

Also, unter anderem gab's auch Freunde, denen ich des erzählt hab. Aber des..., des ging einfach nie tiefer, weil ich darüber nie sprechen wollte einfach. Aber ich hab mich teilweise nicht mehr verstanden gefühlt, ja. (...). Also, sie hat schon, sie ist schon rausgegangen und hat des dann, wenn wir z.B. auf dem Spielplatz waren, hat sie schon die, äh, Flaschen oft entsorgt. Aber wir waren halt auf dem Spielplatz und man sieht des halt und sie hat des in der Zeit machen müssen, wo mein Vater, bevor er von der Arbeit gekommen ist. Und da haben wir des halt au mitgekriegt draußen und, ja, er hat's auch durch Verwandtschaft mitgekriegt und so, also es war, es war bloß in der Familie, es ging nie so drüber hinaus, also, man hat schon geschwiegen. Des war so gewesen, ich bin ruhig gewesen, mein Bruder hat nix gesagt und, ja. Des hätt bloß wieder Schlägereien gegeben und, äh, ja. War schon besser, den Mund zu halten zu der Zeit. (Frau Hartmann)

6.2.8. Physischer und emotionaler Mißbrauch

Die Kinder haben nicht nur miterlebt, wie es zwischen den Eltern zu teils tätlichen Konflikten gekommen ist, sie waren darüber hinaus selbst Opfer von psychischem, physischem und sexuellem Mißbrauch.

Die Schläge. Die Brutalität, die Aggressivität. Also, des bleibt drin. (Frau Hartmann)

(...)meine Mutter, die hat sie auf eine andere Weise, ähm, mir zu spüren gegeben. Die hat mich schon beschützt, aber die hat's mir dann mit anderen Dingen reingewürgt, also in dem sie mir keine Anerkennung gegeben hat, ja... (Frau Hartmann)

(...)ich bin als Mädchen jahrelang von meinem Vater mißbraucht worden. (...) aber die Angst war bei mir trotzdem immer wieder und als die Sache dann '87, als er gestorben ist, muß ich sagen, es war grad... da hab ich aufgeatmet. (Frau Hübner)

6.2.9. Vater schafft keinen Ausgleich in der Familie

Die Mütter standen aufgrund ihres Drogenkonsums für die Frauen nicht als verlässliche Ansprechpartnerinnen zur Verfügung. Auch wenn der Vater in allen Fällen für die Kinder körperlich verfügbar gewesen ist, so hat er in keiner Weise eine ausgleichende Funktion erfüllt. Er war kein verlässlicher Ansprechpartner und er war für die Frauen keine positive Bezugsperson, nach der sie sich hätten ausrichten können.

Im Fall von Susanne hat der Vater sehr viel Zeit mit ihr verbracht und ihr viel Liebe und Zuneigung geschenkt, doch wurden mit dieser Liebe und Zuneigung die Grenzen zum psychischen und physischen Mißbrauch überschritten.

Aber dann kam auch im Gegensatz wieder sehr viel... immer in den Arm genommen, immer umarmt, immer geküßt, immer ins Bett gebracht, äh, hat mit mir Hausaufgaben gemacht, (...)wenn er Zeit hatte, hat er schon sehr viel mit mir gemacht. Aber auch wiederum was ihm auch Spaß gemacht hat. (Susanne)

Aus der heutigen Sicht sieht sie das Verhalten des Vaters ihr gegenüber kritisch und kann damit im Vater nicht mehr einen liebenden und sorgenden Menschen sehen.

(Überlegt) Also, das ist sehr unterschiedlich, also wenn ich auf verschiedenes Alter zurückblicke, also, aber es war eher so ein "wir zwei gegen sie".....immer. (Susanne)

Anstatt zu versuchen, die gespannte Situation zwischen Susanne und ihrer Mutter zu lockern und sie vor allem über den Alkoholkonsum ihrer Mutter aufzuklären -was sicherlich einiges von der Verwirrung bezüglich des Verhaltens der Mutter genommen hätte, der Susanne in ihrer Kindheit ausgesetzt gewesen ist- hat sich ihr Vater mit ihr ,verbündet', um gegen die Mutter vorzugehen. Darüber hinaus hat er sie als Partnerersatz benutzt und sie zur gleichgestellten Vertrauten gemacht und ihr damit wahrscheinlich eine Verantwortung auferlegt, die in ihrem Alter nicht angemessen und für ein Kind tragbar gewesen ist.

Daß mein Vater alles mit mir besprochen hat. Ähm, die Sachen, die man eigentlich mit seiner Frau bespricht, hat er halt mit mir besprochen. Und auch sehr viele Sachen, wo's halt immer hieß, sag's nicht deiner Mutter. Ich hab das und das und das vor, ich will das und das machen, sag's nicht deiner Mutter, ich sag's jetzt nur dir. Das war sehr oft der Fall. (Susanne)

Im Interview von Marion nimmt der Vater nicht viel Raum ein und dies ist vergleichbar mit der Qualität der Beziehung, die sie zu ihrem Vater hatte und immer noch hat.

Mein Vater ist ein Mensch, der drückt Gefühle nicht aus. Er würde nie sagen, ich liebe Dich, weder meine Mutter noch mein Vater, wie gesagt, Gefühle sind bei uns gar nicht groß. (...). Ich denke schon, ihn interessiert das, was ich mache. Ich wünsche mir mehr Interesse von ihm aus. (...). Es ist schade, daß er nicht nachfragt, was machst du da ? (...). Ich finde es gut, daß er mich machen läßt, aber manchmal so mehr Interesse wäre mir schon lieber gewesen oder wäre mir jetzt auch noch lieber. (Marion)

In dieser Verhaltensweise schließt der Vater sich der Mutter an, indem er kein Interesse am Leben der Tochter zeigt und demnach auch in ihrer Kindheit keine Ansprechperson für Marion gewesen ist.

Der Vater von Frau Hübner hat ganz entscheidend ihre Kindheitsatmosphäre beeinflusst und vergiftet.

(...)aber wenn ich dann mal ´ne halbe Stunde oder ´ne Stunde später kam, wie ich gesagt habe, dann war mein Vater also so massiv, daß er auch im Hof auf mich gewartet hat mit einer Pistole. Es waren schon gravierende Sachen dabei. (...)also, er war da ziemlich, ziemlich massiv. Ich kann mich auch erinnern, daß ich einmal, als ich später kam und mich verabschiedet hab von dem Jungen, daß er mir eine geknallt hat und daß meine Mutter dann hinten raus kam und gesagt hat: "Jetzt lauf, lauf, sonst macht er weiter". Also, er war jähzornig und eigentlich manchmal ziemlich unberechenbar, sehr unberechenbar. (Frau Hübner)

Die Mutter von Frau Hübner war nicht in der Lage, ihre Tochter vor den Gewalttätigkeiten ihres Mannes zu schützen und hat somit massiv das Angstgefühl und das Gefühl der Ohnmacht, das Frau Hübner bis zum Tod des Vaters begleitet hat, genährt und unterstützt.

Und, äh, hab aber trotzdem mein ganzes Leben Angst vor meinem Vater gehabt. Immer, immer. Und ich wußte also genau, ich konnte gar nichts machen. Ich war also total ausgeliefert. Ich konnte, auch wenn ich wegelaufen bin oder, wenn ich, äh, weggegangen bin, dann hab ich's danach doppelt und dreifach gekriegt, also hab ich's mit der Zeit ganz aufgegeben wegzulaufen. (...). Und auch von der Verwandtschaft her, jetzt grad meine Tante oder mein Onkel oder jetzt die Oma oder so, die haben das im Endeffekt alle gewußt und sind dann auch nicht gegen ihn angekommen, keiner ist gegen ihn angekommen. Keiner. (Frau Hübner)

Frau Hübner hat von niemandem Unterstützung bekommen. Auch nicht von Menschen, die sicherlich keine sexuellen und gewalttätigen Übergriffe in dem Ausmaß zu erwarten gehabt hätten wie Frau Hübner sie jahrelang ertragen mußte. Der Vater war unantastbar und hatte absolute Macht, vor der es keinerlei Entkommen für Frau Hübner gab.

Sarah hat ihren Vater nicht in dem Maße körperlich oder seelisch grausam erlebt wie Frau Hübner. Ihre Beziehung zu ihm war jedoch geprägt von der Angst, daß der Vater ebenso wie die Mutter durch die Alkoholsucht sterben würde und sie dadurch auch das zweite Elternteil verlieren würde. Tatsächlich war er ihr nach dem Tod der Mutter keine Unterstützung, sondern er ist noch tiefer in seinen Alkoholkonsum gerutscht.

(...)ich hab, äh, ihn über alles geliebt, also, er war mein großer Daddy, und, ähm, ich hatte aber auch immer, besonders in der Zeit, wo meine Mutter gestorben ist und danach, immer Angst um ihn, also, daß ich ihn auch noch verlier(...). Ich hab ihn abgöttisch geliebt, (...). (Sarah)

Ab einem bestimmten Punkt gab es kein Vertrauen mehr in der Beziehung zu ihrem Vater, denn sie war wohl zu oft enttäuscht worden. Damit gab es auch für sie kein Elternteil mehr, der als Ansprechpartner zur Verfügung hätte stehen können.

(...)weil ich hatte ja gar kein Vertrauen mehr zu ihm. Also, ich hab, als er aufgehört hat und noch keinen Therapieplatz gehabt hat, hat er gesagt, ja, ich geh mal schnell in den Keller Wasser holen, ja da hab ich den von oben bis unten angeguckt und hab irgendwie gemeint, äh, du lügst ja schon, wenn du den Mund aufmachst. Weil ich ihm das einfach nicht mehr geglaubt hab. (Sarah)

6.2.10. Geschwister geben sich keine Unterstützung

Vier von den interviewten Frauen hatten Geschwister, zwei keine. Die zwei Frauen -Sarah und Susanne- haben sich wohl immer Geschwister gewünscht, um der Situation zu Hause und den Anforderungen nicht alleine ausgesetzt zu sein und diese somit besser ertragen zu können. Dieser Wunsch nach Geschwistern wird besonders bei Susanne deutlich.

(...) vielleicht auch das, die Sache, daß ich keine Geschwister hatte, das ganz bestimmt. Hat mich mein Leben lang bis heute, macht's mir viel aus. Und ich bedaure es sehr. (...) entweder man hat Kinder oder man hat keine. Aber man hat nicht eins. Das ist für mich ein super fauler Kompromiß, (...) also ich nehm's meinen Eltern übel (...). (Susanne)

Ironischerweise hatten diejenigen Frauen, die Geschwister hatten, im Grunde auch nicht viel davon, daß sie nicht alleine waren. Die Geschwister konnten die Situation füreinander nicht leichter oder besser machen und sich gegenseitig in der angespannten Familiensituation unterstützen.

Der Bruder von Frau Hübner hat die Sucht der Mutter zwar ebenfalls wahrgenommen, doch war wohl auch er völlig hilflos und konnte Frau Hübner nicht vor dem Vater beschützen. Er war dem Vater gegenüber machtlos und litt unter seinen Gewalttätigkeiten.

Ja, er hat es auch gemerkt. Ja, aber wir, äh, er hat auch mit ihr gesprochen, aber wir zwei konnten eigentlich recht wenig ausrichten, eigentlich gar nichts. Gar nichts. (Frau Hübner)

Marion hat nur noch den Streit mit ihrem Bruder in Erinnerung. Es gab keine Vertrauensbasis zwischen den beiden, so daß auch hier jeder für sich alleine war.

Vielleicht weil ich nur den Streit in Erinnerung habe und nicht die Nähe – entweder wir haben uns gestritten oder es war gar nichts in der Art. (...). Also, ich kenn eigentlich fast nichts anderes. Von daher nehme ich an, es gab keine Vergleichsmöglichkeit – es gab Spannungen, die sich aber mittlerweile gelegt haben. (...)...und durch das Streiten sind wir uns näher gekommen, eben so nebeneinander -aber nicht eng. (Marion)

Frau Metzger und Frau Hübner übernahmen ein Stück weit die Mutterrolle für die jüngeren Brüder. Für die beiden Frauen war dieser Umstand eher eine weitere Belastung im Alltag.

Ja, mit dem Kleinen, das war eben der Kleine, mit dem is ma rumgezogen und, äh, daß war also schon...in vielen Fällen, daß ich den fast wie mein Kind aufgezogen hab, einfach, tja, weiß nicht, selbst da gab's dann Konfrontationen mit meiner Mutter, weil ich einen ganz anderen Erziehungsstil hatte (lacht). (Frau Metzger)

Ich hab also immer auf meinen Bruder aufpassen müssen(...). Ich mußte immer aufpassen, ich mußte ihn aufwecken und ich habe ihn in die Schule .. nur ich hatte immer das Gefühl, also jetzt als ganz Kleinkind noch nicht, aber später dann immer, hatte ich immer das Gefühl, daß ich die Mutterrolle bei ihm vertreten muß. (Frau Hübner)

Frau Hartmann hat ihren Bruder teilweise beschützen wollen und hat dafür jedoch noch mehr Gewalttätigkeiten zu spüren bekommen.

Äh, zu meinem Bruder... schwierig zu sagen, wir haben uns ziemlich oft gezofft, ja. Die Wut untereinander ausgelassen durch das, was unsere Eltern uns mitgegeben haben und nie für uns da waren und keine Liebe, keine Zuneigung und nix bekommen haben. (...). Ja, aber ich war in dem Sinne scho, äh, die Vernünftigere, scho ziemlich früh. Also ich hab ihn praktisch immer verteidigt und dafür hab ich halt einkassiert. (Frau Hartmann)

Geschwister haben die süchtige Familiensituation für die Tochter nicht erträglicher gemacht, sondern eher im Gegenteil zu einer zusätzlichen Belastung beigetragen.

6.2.11. Wichtige Bezugspersonen

Die Frauen hatten alle wichtige Bezugspersonen, meist aus dem familiären Nahumfeld. Sie haben sich Vorbilder gesucht in bezug auf Frau-Sein, Muttersein oder für das Funktionieren einer Beziehung. Sprich, in all den Aspekten, in denen sie sich nicht an ihrer Mutter oder ihren Eltern orientieren konnten, da sie als Modelle und Orientierung nicht dienlich waren.

Marion hatte ein gutes Verhältnis zu ihrer Oma, bei der sie sich immer wieder Kraft holen konnte für die gespannte Situation zu Hause und bei der sie auch über die Mutter reden konnte.

Meine Oma, die Mutter meiner Mutter, die wohnt gleich im Haus gegenüber und zu der habe ich in den letzten Jahren ein engeres Verhältnis entwickelt. Nicht nur Oma, einfach eine wichtige Person, nicht nur in meiner Kindheit. Wenn ich zu ihr gehe, fühle ich mich einfach wohl und habe manchmal das Gefühl, daß sie eine Kraftquelle für mich ist. Wenn es daheim wieder gekracht hat, dann bin ich zuerst zu ihr mich auskotzen. Sie kennt ja meine Mutter. Wenn ich zu einem Fremden gehe, dann sagt er nur hmm. Sie ist einfach auch die, die mich bestätigt, ja meine Mutter... Es ist nicht so, daß wir über meine Mutter schimpfen, aber sie kann mich da bestätigen und sagt ja, sie ist halt einfach sehr eigensinnig oder starrsinnig. Und das ist sehr wichtig, daß es Leute gibt, wo ich hingehen kann. Daß, wenn ich nach Hause gehe, daß ich mich besser fühle, daß ich da sein kann wie ich bin. So, daß ich mir da Kraft hole bei ihr. (Marion)

Susanne hat sich ganz konkret Vorbilder in bezug auf Mutter-Sein, sowie Vorbilder für eine funktionierende Beziehung gesucht.

Ich hab eher, wenn, dann Vorbilder gesucht in bezug auf ... Mutter-Sein. Oder wie möchte ich meine Kinder erziehen. (...). Aber jetzt nicht als Rolle von Mädchen oder Frau-Sein, sondern eher als, als... als Ehefrau und Mutter ein bißchen. Natürlich auch Frau. Aber mich hat eher interessiert, wie geht ne glückliche Beziehung. (Susanne)

Nach dem Tod der Mutter hat Sarah viel Zeit bei den Nachbarn und ihren Pateneltern verbracht.

(...)also, als ich sechs war ist meine Mutter, äh, gestorben und da hat mein Vater halt angefangen, richtig zu trinken und da war ich halt nur noch bei meinen Nachbarn und meinen Pateneltern. (Sarah)

Sie hat sich vor allem an den Frauen dieser (Ersatz-)Familien orientiert, an der Nachbarin, der Tante und besonders an Tanja, der Tochter ihrer Patentante. Durch den frühen Tod der Mutter entwickelte sich vermutlich ein Defizit bezüglich eines Frauen-Vorbildes, das für sie direkt und greifbar erfahrbar war. Aus diesem Grund hat sie sich möglicherweise verstärkt Frauen aus ihrem nahen Umfeld gesucht, um sich daran orientieren zu können. Tanja war für sie wie eine Schwester, wo auch nochmal der Wunsch nach Geschwistern bei Sarah deutlich wird.

Vor allem also diese Nachbarin, meine Patentante und die Tochter von meiner Patentante. Also, die Tochter von meiner Patentante ist drei Jahre älter als ich und ich weiß, ich hab sie abgöttisch geliebt. Ich hab dieses Mädchen, ähm, also sie ist mir wie ´ne Schwester. Also sie,... ja, sie, wir ham alles zusammen gemacht, wir haben Puppen gespielt, wir haben Mutter und Kind gespielt, wir haben uns Höhlen gebaut, wir haben unser Lieblingessen gekocht... Ja, also Tanja hab ich abgöttisch geliebt. (Sarah)

Zur Oma hatte Sarah ebenfalls ein inniges Verhältnis, denn die Oma hat sie so genommen, wie sie war und sie nicht bemitleidet.

(...)ähm, und die einzige, die mich nie als armes Ding bezeichnet hat, das war meine Oma, die hat mich immer so genommen wie ich bin. Und, ja, ich hab die einfach so in Erinnerung, daß die mich immer so genommen hat wie ich bin, ohne irgendwelche "ach du Armes", sondern einfach die, die du bist, es ist o.k., so wie du bist. Das hat sie mir zwar nie gesagt, aber das war einfach mein Gefühl dafür. (Sarah)

Frau Metzger hat sich stark an ihrer Großmutter und einer Tante orientiert und hat von diesen eine für sie bedeutsame Prägung von Werten und Normen erhalten, die sie von der Mutter nicht bekommen hat und vielleicht auch nicht wollte.

(...)mit der Großmutter war ich sehr eng zusammen, das muß ich schon sagen. Und dann, ähm, gab's dann auch noch die jüngeren Schwestern meiner Mutter, (...) und da hab ich eben mit einer von den Tanten ein sehr gutes Verhältnis gehabt, das hab ich auch heute noch. Das sind also die beiden Bezugspersonen, die ich für wichtig halten würde. (Frau Metzger)

Frau Hübner hatte das Glück, bei ihrer Tante und ihrem Onkel eine gesunde Familienatmosphäre zu erleben, in der ein wenig von dem Mißbrauch und den Gewalterfahrungen kompensiert werden konnte. Es war für sie die schönste Zeit in ihrer Jugend und sie holt sich heute auch immer wieder die Erinnerung an diese Zeit. Daraus geht hervor, daß sie dort nachhaltig geprägt worden ist und diese Phase bedeutend für ihren Lebenslauf ist.

Ja, ja meine Tante und mein Onkel. (...). Das war eigentlich für mich persönlich jetzt die schönste Zeit in meiner Jugend, wo ich bei ihnen war. Und da war ich also auch zweimal lange Zeit, bin auch zur Schule gegangen dort in dieser Zeit, also zweimal 1½ Jahre. Das habe ich mehr als Familie empfunden als meine eigenen Eltern. (...)ich denke auch unheimlich gern dran zurück, weil grad bei meiner Tante und meinem Onkel muß ich heut noch dran denken: mein Onkel z.B. ist morgens, wenn ich Schule hatte, immer mit mir aufgestanden und hat mir Frühstück gemacht oder wenn ich mittags nach Hause kam, war das Mittagessen fertig und meine Tante hatte gekocht und hat mir auch einen Nachtsch gemacht und mein Onkel hat sich dann mit mir hingesetzt und hat Hausaufgaben gemacht, was meine Eltern also nie gemacht haben. Und da konnte ich Kind sein, also wirklich wie ein Kind ist, mit spielen und auch mit dem Gefühl. (...). Also da hab ich eigentlich eine sehr gute Erinnerung dran, es war so wie ich mir eigentlich eine Familie vorgestellt habe. Und ich denke, das hat mich auch ziemlich geprägt. Auf jeden Fall.

Das ist, es war nie ne Mutter für mich, so wie ich mir halt eine Mutter vorgestellt hab, wie meine Tante war, das war ne Mutter: so hab ich mir ne Mutter vorgestellt und so hat sie sich auch gegeben. Sie selber hat keine Kinder bekommen können und hat mich praktisch auch immer als Ersatztochter, eigentlich auch ihre Tochter angenommen. Und da konnt ich auch hingehen und alles sagen. (Frau Hübner)

Es ist auffällig, daß alle Frauen weibliche Bezugspersonen aus dem näheren oder weiteren Umfeld hatten. Teilweise konnten sie außerhalb der Familie einen Platz finden, der einen Teil ihrer tendenziell negativen Familienerfahrungen ausgeglichen hat und an dem sie einen Teil der Kindheit nachholen konnten.

6.2.12. Auflösung der Familie

Die Frauen haben in ihrer Herkunftsfamilie keine intakte und gesunde Struktur gefunden und haben sich deswegen andere Bezugspersonen und andere Familien gesucht, die sie nachhaltig geprägt haben.

(...)aber ich mir dann oft, ja, so Leute von außerhalb gesucht, von Freundinnen die Eltern, wo ich dann viel mit denen gemacht hab oder so, Ersatzfamilien gesucht sozusagen. (...) und ich bin dann in die Stadt nach Karlsruhe gezogen zu meiner besten Freundin und zu deren Mutter (...)und das war für mich echt ein Befreiungsschlag, damals, aber eigentlich nur räumlich. Aber es war trotzdem sehr wichtig. (Susanne)

Die Mutter von Frau Hübner war nicht in der Lage, ihre Mutterrolle auszufüllen, so daß es zu einer Auflösung der gesunden Familienstrukturen gekommen ist. Die Mutter hat sich mehr wie ein Kind verhalten -passiv und hilflos. Frau Hübner war im Haushalt und für ihren Bruder der Mutterersatz und darüber hinaus für den Vater der Ehefrauenersatz.

Sie war nie eine Mutter in dem Sinn für uns, sondern wirklich wie eine Schwester - jetzt für mich persönlich, weil sie auch sehr jung war als sie geheiratet hat, sie war 17 und ist eigentlich in meinen Augen nie erwachsen geworden. (...). Sie hat nie selbständig irgend etwas gemacht, sondern sie hat eigentlich immer nur das gemacht, was mein Vater gesagt hat. (...). Und aber sonst, ich sag, ich hatte immer das Gefühl, daß ich eigentlich die Frau bin und nicht das Kind und so ist eigentlich meine ganze Erinnerung an meine ganze Jugendzeit, daß er [Vater] eigentlich alles abgewälzt hat, bis aufs Wäschewaschen und eben auf meinen Bruder aufpassen, dafür zu sorgen, daß er die Hausaufgaben macht und eigentlich alles das, was eine Mutter übernehmen sollte, äh, hab ich eigentlich gemacht. (Frau Hübner)

Die Eltern von Frau Hartmann waren nicht in einem angemessenem Maß für die Erziehung der Kinder verantwortlich und haben die Kinder häufig weggeben. Frau Hartmann hatte keine erwachsene Person, die ihr ein ausreichendes Modell in ihrem Aufwachsen gewesen ist und an dem sie sich hätte orientieren können.

Also, es war schon so gewesen, also wir waren wenig zu Hause gewesen, ähm, sie war ständig, äh, meine Mutter war ständig zu Hause gewesen und wir mußten auf den Spielplatz und raus, sie hat sich wenig gekümmert um uns. (...). Also wir sind auch viel hin und her gereicht worden zu meiner Oma und Tanten, ja, also wir waren nie ständig zu Hause gewesen. (...)weil des war immer so ein Hin-und Hergezerre einfach, ja. Des war einfach ein Hin und Her und ich weiß selber net, wo ich hingehör. (Frau Hartmann)

6.2.13. Zusammenfassung der Auffälligkeiten

Alle Frauen hatten eine tendenziell negative und gespannte Beziehung zu ihrer Mutter. Die Ausnahme ist Sarah, da die Mutter so früh gestorben ist und daher wahrscheinlich der Verlust und die Trauer in ihrer Erinnerung überwiegen.

Die schlechte Beziehung zur Mutter hatte in einigen Fällen nicht vorrangig mit der Sucht der Mutter zu tun. Dafür spricht, daß die Töchter in ihrer Kindheit und teilweise auch in ihrer Jugendzeit keine bewußte Wahrnehmung der Sucht der Mutter hatten.

Zusätzlich zu dem gespannten Verhältnis erlebten sie auch die Beziehung zwischen den Eltern als nicht besonders gut. Entweder kam es zu häufigen Streitigkeiten oder, wie im Fall von Frau Hartmann, zu tätlichen Auseinandersetzungen, von denen auch die Kinder direkt betroffen waren.

Innerhalb der Familie gab es keine positiven Bezugspersonen, an die sie sich vertrauensvoll mit ihren Sorgen wenden konnten. Ebenso gab es keinen Raum für die Bedürfnisse und Gefühle der Kinder. Auch eine gegenseitige Unterstützung der Geschwister war nicht vorhanden, da jeder für sich alleine versucht hat, mit der Situation innerhalb der Familie umzugehen. Eher im Gegenteil bedeuteten Geschwister eine zusätzliche Belastung im Alltag der Töchter, da sie zum Teil die Mutterfunktion für die Brüder übernommen haben. Die interviewten Frauen hatten nur Brüder, daher bleibt die Frage ungeklärt, ob es einen Unterschied gemacht hätte, wenn noch weitere Schwestern vorhanden gewesen wären.

Einhergehend mit einer fehlenden Bezugsperson innerhalb der Familie haben die Töchter wenig Erziehung von seiten der Eltern erfahren. Sie haben entweder nach eigenen Regeln gelebt oder sie hatten außerhalb des Familienverbundes Personen, die für sie bedeutsam gewesen sind. Dies stellt ebenfalls eine Besonderheit dar. Alle Töchter hatten Personen, die für sie in ihrer Kindheit wichtige Bezugspersonen darstellten und sie in ihrem weiteren Lebenslauf positiv geprägt haben. Eine Ausnahme dabei ist Frau Hartmann, die sich zwar an einer Freundin orientiert hat, die jedoch genau so jung (13 Jahre) wie Frau Hartmann gewesen ist und daher nicht als positives Modell für die Vermittlung von Normen und Werten angesehen werden kann.

Bei den Bezugspersonen außerhalb der Familie waren immer Frauen dabei, so daß die Töchter sich auch bezüglich ihres Frau-Seins orientieren konnten.

Eine weitere Auffälligkeit ist der fehlende gesunde Umgang mit Sexualität in der Familie. Frau Hübner stellt diesbezüglich einen besonderen Fall dar, da sie vom Vater mißbraucht worden ist, daher ist sie beim Thema der Tabuisierung von Sexualität nicht aufgeführt.

Wie bereits erwähnt, spielt die Erfahrung der Sexualität eine wichtige Rolle beim Erwachsenwerden. Dies ist wiederum verbunden mit einer Ablösung von den Eltern, daher kann vielleicht der Schluß gezogen werden, daß die Eltern nicht wollten, daß die Kinder sich körperlich aus dem Familiensystem entfernen. Das süchtige Familiensystem ist fein aufeinander abgestimmt und das Ausscheiden eines Teils würde eine gravierende und bedrohliche Störung des Systems verursachen¹⁹.

Auch über die Sucht wurde in der Familie nicht geredet und nach außen geschah selten ein Austausch. Es gab zwar keine konkreten Aussagen der Eltern, mit niemandem darüber zu reden, sondern es war für die Töchter zum Teil wohl eher ein Gefühl, die Sucht geheimhalten zu müssen. Wobei sie es rück-

¹⁹ Vgl. 5.3.1. Das Familienkonstrukt und seine Regeln

blickend nicht unbedingt als Geheimnis betrachtet haben, sprich als etwas, das man bewußt für sich behalten hat. Vielmehr war es den Töchtern lange Zeit nicht in der Form bewußt, daß es eine Suchterkrankung in der Familie gibt, so daß sie es auch nicht in Worte fassen konnten.

Genau diese Tatsachen, nämlich daß die Frauen sich in ihrer Kindheit nicht über die Suchterkrankung als solche im Klaren gewesen sind, spielt m.E. eine bedeutende Rolle bei der Beschreibung der Familiensituation und ihres Aufwachsens aus der heutigen Sicht. Heute wissen sie, daß die Mutter oder auch der Vater suchtkrank gewesen sind und müssen für sich die Umstände ihres Aufwachsens mit diesem Wissen neu beurteilen und auswerten. Um das Interview durchzuführen bedarf es einer gewissen Reflexion. Möglicherweise ist dies der Grund, warum sich nur Frauen gemeldet haben, die aus unterschiedlichen Gründen eine Beratung oder Therapie gemacht haben oder immer noch machen. Aufgrund dessen hat eine Bearbeitung der Thematik ihres Aufwachsens stattgefunden, so daß sie rückblickend davon erzählen können und im Nachhinein ihre Lebensgeschichte mit der Suchterkrankung der Mutter verbinden.

Aus unterschiedlichen Gründen gab es bei allen Frauen einen bestimmten Auslöser, durch den sie die Suchterkrankung bewußt realisiert haben. Manchmal waren es nur Zufälle. Auf die Wahrnehmung der Suchterkrankung der Mutter oder des Vaters wird im folgenden Kapitel detailliert eingegangen, doch eine Überlegung dazu wird bereits an dieser Stelle vorgenommen. Die Tatsache, daß es einen Zeitpunkt im Leben der Frauen gegeben hat, an dem sie die Sucht wahrgenommen haben, spielt eine Rolle bei der Auswertung der gesamten süchtigen Familiensituation. Man muß sich die Frage stellen, was geschehen wäre, wenn die Frauen die Suchterkrankung der Mutter nicht erfahren hätten. Möglicherweise wären sie sich dessen heute noch nicht bewußt und würden sich aus diesem Grund auch nicht als Töchter von suchtkranken Müttern sehen können.

Ein weiterer Schluß ist, daß die bewußte Wahrnehmung der Sucht der Mütter den Auslöser gegeben hat, sich im späteren Leben in irgendeiner Art und Weise damit auseinanderzusetzen. Bei den interviewten Frauen ist es zu einer Auseinandersetzung gekommen in einer Beratung oder Therapie, da die Sucht der Mutter Auswirkungen auf ihr Leben gehabt hat. Die Auswirkungen sind unterschiedlich und mehr oder weniger direkt mit der Sucht der Mutter in Verbindung zu bringen. Doch es besteht die Auffälligkeit, daß bei allen Frauen die Sucht der Mutter in unterschiedlichen Ausprägungen ein Thema ihres Lebens ist oder gewesen ist.

6.3. Beziehung zwischen der Tochter und der suchtkranken Mutter

Nach der Betrachtung der süchtigen Familiensituation, welche die Töchter erfahren haben, geht es nun im Besonderen um die Beziehung zwischen der Tochter und der suchtkranken Mutter. Dazu gehören eine Fülle von Aspekten, die sowohl mit der Sucht der Mutter im Speziellen zu tun haben, als auch solche, welche die Mutter in ihrer Person miteinschließen.

Im Folgenden werden die Themen und Bereiche genauer untersucht, die von den Töchtern bezüglich der Sucht und der Mutter geäußert worden sind.

6.3.1. Verhalten der Mutter und das Erleben durch die Tochter

Marion erlebt ihre Mutter desinteressiert an ihrer Person und ihrem Leben.

Desinteresse. Ja. Schon. Ich denke von ihr ist es gar nicht böse gemeint. Sie möchte nicht nerven mit ihren Fragen. Aber sie hat keine Ahnung, wie ich hier in Freiburg lebe und fragt mich auch nicht danach. (...). Meine Mutter hat einfach wenig Zeit. Es war technisch schon gar nicht machbar. Ja aber sie hat nie gesagt, ich komme mal oder fahre dich mal sonntags her, daß ich sehe wo du wohnst(...). Aber so Sachen kommen von ihr nie. Das ist schade, weil sie ist meine Mutter und will doch wissen, wo ich wohne. (...). Dabei denke ich, ist es bei ihr nicht böse gemeint, nur Desinteresse. Ich finde es schade, daß sie da nicht mehr nachfragt. (Marion)

Auf der einen Seite entschuldigt Marion das Verhalten der Mutter, auf der anderen Seite bringt sie aber auch die Enttäuschung darüber zum Ausdruck, daß die Mutter nicht im Geringsten Anteil an dem Leben der Tochter nimmt.

Das war noch krasser, als ich ganz ausgezogen bin in eine eigene Wohnung – weg vom Elternhaus – da hat sie mich auch nicht gefragt warum. Ich habe ihr gesagt, wenn du nicht fragst, sage ich dir auch nicht warum. Später in einem Streit kam heraus, sie hatte gedacht, ich bräuchte mehr Freiheit. Von wegen junger Erwachsener will selbständig werden, bla bla... Ich sagte nein, weil ich mit dir nicht mehr zusammen wohnen kann. Ich glaube aber, daß sie dies gar nicht so angenommen hat. Sie war zwar geschockt, aber die Frage „Warum?“ kam nicht. (Marion)

Susanne konnte in ihrer Kindheit mit dem undurchschaubaren Verhalten der Mutter nicht umgehen. Zu dem Zeitpunkt wußte sie nicht, daß der Grund der Alkoholkonsum der Mutter ist.

Da hat sie aber auch schon getrunken gehabt, nur ich hab's halt nicht gewußt, ich hab's nicht verstanden, ich hab ihre Reaktion nicht verstanden, aber ich wußte nicht, daß es halt.. Alkohol ist, daß es Trinken ist, das hab ich als Kind nicht kapiert. Ich hab diese Reaktionen nicht kapiert, diese Ausbrüche von Weinen oder Schreien oder, ähm, das Unbeherrschte halt. (...). Das war so... unkontrolliert. Für mich auch unverständlich. (Susanne)

Sie erlebte die Mutter als *zwei Personen*. Was die Beziehung für Susanne wahrscheinlich erheblich erschwert hat, war, daß es auch Zeiten gab, in denen sie mit ihrer Mutter gut ausgekommen ist. Dies

läßt die Vermutung zu, daß die Beziehung bedeutend besser gewesen wäre, wenn die Mutter von Susanne nicht getrunken hätte.

Wenn sie nüchtern war, dann war's o.k. Was ich nicht...genau, was ich nicht reinkriegen konnte, war diese, es waren wirklich zwei Personen. Wenn meine Mutter trinkt oder getrunken hat, war sie nicht so wie, wie andere Leute, das sie einfach nur aufgedrehter, aufgekratzt, lauter oder so was gewesen ist, sondern sie war auf einmal ein anderer Mensch. Wirklich, zwei Personen gewesen, und damit konnte ich nichts anfangen. Wenn sie nicht getrunken hat, hab ich mich teilweise auch gut mit ihr verstanden, konnte ich auch mit ihr reden, (...).
(Susanne)

Auch Frau Hartmann hatte positive Gefühle ihrer Mutter gegenüber, die jedoch durch den Alkohol- und Tablettenkonsum erstickt worden sind. Die Mutter hat sie nicht körperlich attackiert so wie es der Vater getan hat, aber sie war seelisch grausam, indem sie der Tochter keine Anerkennung gegeben hat.

(...) meine Mutter, die hat sie auf eine andere Weise, ähm, mir zu spüren gegeben. Die hat mich schon beschützt, aber die hat's mir dann mit anderen Dingen reingewürgt, also indem sie mir kei Anerkennung gegeben hat oder, ja... (...). ...Schwierig zu sagen... hm... kann ich gar net sagen, ob da Gefühle da sind, also, es kommt manchmal was und dann ist es wieder weg, also es ist wie so, ich komm einfach mit dem Gefühl, was ich gern ihr geben will, daß ich sie doch lieb hab und alles, da kommt nix zurück und des läßt mich einfach, ich kann da net durch irgendwo. (Frau Hartmann)

Frau Hübner hat ihre Mutter nicht als Mutter wahrgenommen, sondern vielmehr als Kind. Die Mutter war nicht in der Lage, die Rolle als Ansprechperson auszufüllen.

Meine Mutter, ja meine Mutter lief also immer so mit, ja (lacht laut). (...). Also so als Kind, ich konnte nie zu meiner Mutter gehen. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich ein einziges Mal zu meiner Mutter gegangen bin und, äh, ihr was von meinen Problemen erzählt habe. Ich meine der Altersunterschied war grad 17 Jahre. Es ist also wirklich wie eine Schwester gewesen. Ich glaub, ´ner Schwester hätt ich auch noch mehr Sorgen anvertraut wie meiner Mutter. (Frau Hübner)

Frau Hübner hat die Mutter in ihren Verhaltensweisen nicht konstant erlebt. Wie Susanne erlebte auch sie Extreme.

Ich kann gar nicht sagen, meine Mutter war so und so und so waren meine Erinnerungen. Das ist bei ihr einmal da, einmal da, einmal da, einmal da, also es war ewig was anderes, ewig anders, mal sehr lieb, mal absolut aggressiv, mal, äh, interessiert mich alles nicht, dann sehr fixiert auf meinen Vater, nicht mehr auf uns. Dann wieder mit so einer massiven Liebe auf uns zu, daß wir keine Luft gekriegt haben. Also es war nie eine Gleichmäßigkeit dabei, nie, gar nichts. Deswegen kann ich auch gar nicht sagen: meine Mutter, ähm, (überlegt kurz) ist meine Mutter, so wie eine Mutter ist, kann ich nicht sagen, nein. Sie war also sowohl als auch und das schwankte immer ganz massiv, also es gab dann nicht einen Übergang, sondern das war mal so und dann mal so. (Frau Hübner)

Die Mutter-Tochter-Beziehung der Frauen war geprägt von Desinteresse, emotionaler und körperlicher Abwesenheit, einem sich ständig ändernden Verhalten, ungenügender Erfüllung der Mutterrolle und Gefühlsarmut von seiten der Mutter.

6.3.2. Wahrnehmung der Sucht der Mutter

Marion hat die Sucht der Mutter erst in einer Beratung erkannt. Aus diesem Grund kann sie nicht mit Bestimmtheit sagen, zu welchem Zeitpunkt die Mutter begonnen hat zu trinken.

Meine Mutter trinkt seit ein paar Jahren. Ich kann aber nicht genau sagen, ab wann. Es kam wohl so nach der zweiten Scheidung. Und die war 1986, nein 1990, nein 1993 oder 94. Und sie trinkt wohl seither.

Seit ich es weiß – seit 1996, 1997. Ich habe es wohl gesehen, aber nicht gleich registriert. Es gibt ja Anzeichen, daß Flaschen herumstehen oder daß sie mal getorkelt ist. Du siehst dies wohl, es ist dir aber nicht bewußt. Du willst es ja auch nicht sehen. Es kam durch die Beratungsgespräche heraus, was da eigentlich ist. Und für mich war erst mal die Phase, geschockt sein – nein das bildest du dir nur ein. Du schaust da mal hin – schon wieder ein halber Bierkasten weg – schon komisch – erst mal geschockt sein, langsam denken, es ist so. (Marion)

Auch die Mutter von Frau Metzger hat nach ihrer Wahrnehmung spät begonnen, Alkohol zu trinken. (...) *ich denke, das hat angefangen, als ich 17, 18 war, das ich's da so registriert hab, ne. (...). Ähm, ..., ja, ... es war halt auffallend, daß sie ..., die so überakkurat war, dann plötzlich so alles schleifen ließ, das war auffallend... Was ich eben so als Kind nie so mitgekriegt habe, was ja die Suchtkranken machen, daß sie dann so, äh, belügen und sagen, wir trinken nicht, (...) das hab ich nicht so mitgekriegt. Was ich halt so mitgekriegt hab, sie fällt aus, sie war halt das funktionierende Element, was halt für Haushalt und Bettenmachen und Putzen so zuständig war und Kochen und so'n Kram, und das lief dann nicht mehr, ne. Und sie lag eben da, lag im Bett und ...es passierte nichts(...). Also so, ähm, Alkoholikerin, also auf den Gedanken war ich nie gekommen. Zu der Zeit war der Alkoholiker für mich wirklich der, der in der Gosse sitzt. (Frau Metzger)*

Es bleibt jedoch unerklärt, ob dieser Zeitpunkt der tatsächliche Einstieg in die Sucht war, oder ob sich die Sucht bis dahin dermaßen gesteigert hatte, daß die Mutter nicht mehr in der Lage war, den alltäglichen Verpflichtungen nachzukommen. Keine der beiden Frauen hat jedoch die Überlegung angestellt, daß die Mutter möglicherweise schon viel länger trinkt, sie es aber noch so gut im Griff hatte, daß es niemand bemerkt hat. Hinzu kommt eine gespannte Verhältnis zwischen den Töchtern und den Müttern, das möglicherweise eine späte Wahrnehmung der Sucht verursacht hat. An dieser Stelle muß jedoch betont werden, daß dies Vermutungen von meiner Seite sind, die durch keine direkten Aussagen der Frauen bestätigt werden.

Susanne hat die Sucht der Mutter, gemessen am Beginn der Sucht, relativ spät entdeckt. Die Mutter hat nie vor ihren Augen getrunken und sie hat nur zufällig Flaschen entdeckt. In einem zweiten Treffen sagte sie, daß es gut hätte sein können, daß sie nie erfahren hätte, daß die Mutter schon getrunken hat, bevor Susanne auf die Welt gekommen ist.

14, 15. Also mit 15 oder so hab ich halt damit angefangen, die Flaschen zu finden, die halt sehr versteckt... also meine Mutter hat nie offen getrunken. Nie. Man hat sie nie mit einer Flasche oder mit nem Wein oder auch im Restaurant oder wenn Besuch da war, hat man sie eigentlich nie mit Alkohol gesehen. Oder sie hat's nie getrunken, es war dann halt immer, was weiß ich, hinter den Bettlaken dahinter versteckt, oder zwischen Umzugskartons oder im Keller, hinter den Wintersachen, also in allen möglichen Räumen hatte sie's irgendwo versteckt. (...) das waren so die Verstecke, ich kannte sie halt so mit der Zeit. (...). Ja, und mittlerweile hat sie's halt in der Handtasche, da hat sie dann halt immer so ne, ne Plastik..äh.. gefärbte Mineralwasserflasche, also diese französischen, diese Evian, oder so, so kleine, und da hat sie halt immer ihren Alk drin.

Also ich kann mich mittlerweile so an Aussprüche erinnern, wo ich noch in den Kindergarten gegangen bin, wo mein Vater irgendwelche Sachen mit Rum und Kuchenbacken und solche Sachen gesagt hat. Also, das muß schon lange angefangen haben, sprich vor 20 Jahren mindestens angefangen haben. Aber nicht so massiv, ja, also wo man noch gut drüber hinwegsehen kann und sagen kann, ha ja, des Gläse Wein da. (Susanne)

Frau Hartmann, Sarah und Frau Hübner lebten seit Anbeginn mit der Sucht der Mutter. Aus diesem Grund fehlte ihnen der nötige Abstand, um ihre Mutter als suchtkrank zu erkennen.

(Pause) Hm, schwierig zu sagen, ich hab's net anders gekannt, ja, für mich war des schon ganz normal. (Frau Hartmann)

Auch Sarah fehlte die Distanz, um den Vater als Alkoholiker zu erkennen. Es ist daher eine naheliegende Vermutung, daß sie die Sucht der Mutter ebenfalls nicht also solche wahrgenommen hätte, wenn die Mutter noch am Leben gewesen wäre.

Sagen wir es mal so, ich hab halt damit gelebt, ich hab's ja nicht anders gekannt, als das meine Mutter und mein Vater trinken, und (...) als ich dann zu meiner Tante nach Freiburg gekommen bin, da kam das dann schon, mein Vater ist Säufer und so. Da wars's mir halt zum ersten Mal bewußt. (Sarah)

Also so lang wie ich denken kann, nimmt meine Mutter diese Thomapyrin. Meine Mutter hat früher sehr viel Fehlgeburten gehabt, die ich auch teilweise als Kind mitgekriegt habe. Also ich hab damals nicht gewußt, daß das ne Fehlgeburt ist, ich hab sie nur im Bett gesehen, daß sie krank ist und Schüttelfrost hat und so und erst später hab ich dann erfahren, daß es jedesmal eine Fehlgeburt war. Und, äh, einmal hatte sie diese Fehlgeburt und seit diesem Zeitpunkt nimmt sie diese Thomapyrin und, äh, das hab ich halt auch alles ja gar nicht gewußt, ich kannte das auch nicht anders. (...). Und, äh, ich mein, später dann hab ich natürlich schon erfahren, daß das die Medikamentenabhängigkeit ist, aber getrunken, jetzt z.B. Alkohol gab's bei uns zuhause eigentlich nicht. (...). Also bewußt wurde es mir eigentlich dann in E., als wir dort gewohnt haben, das war so '67/'68. Ja,

da war ich 15/16. (...). Das muß so '91 gewesen sein, wo sie in den Alkohol gerutscht ist. Ja und aber wirklich innerhalb von kurzer Zeit – keine 1 ½ Jahre. Mmh. Und da ist es mir dann aufgefallen, äh, weil sie auch wirklich betrunken war, mmh und daß ich gedacht habe, na hoppla, da bahnt sich was an, aber da war sie schon drin. Mmh. (Frau Hübner)

Als die Mutter alkoholsüchtig war, hat Frau Hübner selber schon mehrere Jahre getrunken. Trotzdem hat sie die Alkoholsucht der Mutter erst wahrgenommen, als der Konsum bereits weiter fortgeschritten gewesen ist.

Unabhängig davon, ob die Mütter bereits längere Zeit suchtkrank waren oder erst später mit dem Konsum angefangen haben, besteht bei den interviewten Frauen die Gemeinsamkeit, daß sie die Sucht der Mutter erst bewußt wahrgenommen haben, als die Mutter Ausfälle wegen des Konsums hatte (Frau Metzger), sie Flaschen gefunden haben (Susanne, Marion), andere Menschen sie darauf aufmerksam gemacht haben (Sarah), oder mit einem gewissen Abstand es als Sucht erkannt haben (Frau Hübner, Frau Metzger). Bei letzteren gab es keine konkreten Angaben darüber, ob es einen Auslöser gegeben hat, der ihnen die Suchterkenntnis bewußt gemacht hat.

6.3.3. Konsummenge und Trinkverhalten der Mutter

Die Konsummenge und das Trinkverhalten wurde von den Töchtern teilweise recht genau wahrgenommen.

Ja, sie hat einen Level, den sie einfach braucht – an Alkohol. Ich habe sie wirklich schon zwei, dreimal wirklich betrunken erlebt. Einmal auf einem Fest bei meinem Onkel. Da war ich geschockt. Ich, wo steht das Auto? Das wüßte sie jetzt nicht. Da war ich schon geschockt. Und sonst denke ich mal, hat sie ein Level, das sie hält. Wenn es ihr schlecht geht, wenn sie im Geschäft Ärger gehabt hat, da trinkt sie schon mehr, da braucht sie einfach mehr. Unter der Woche braucht sie ein bestimmtes Level, am Wochenende – da fängt sie morgens schon an und steigert sich bis abends. (Marion)

(...) ja, am Anfang war's Wein, später war's dann halt Wodka, Cognac, äh, Rum, also wirklich harte Sachen. Und nicht zu wenig. (Susanne)

Kann ich nicht sagen, weiß nicht, wieviel sie getrunken hat oder was sie getrunken hat. Ich weiß nur, daß sie am Schluß fast nix mehr essen konnte, fast gar nix mehr essen konnte. (Sarah)

Also, was ich mitbekommen hab, des waren vielleicht drei Gläser, äh, Bier und, äh, Weinflaschen, so was ich jetzt mitbekommen hab. Aber ich hab auch viel erfahren, daß meine Mutter dort zu Besuch war und dort noch was getrunken hat, da wir alle so dicht gewohnt haben. Sie hat aber nie den ganzen Tag getrunken, oder daß

sie besoffen rumgelaufen ist, nee, also sie hat sich schon in Grenzen gehalten, sag ich jetzt mal so auf das Verhältnis wie ich 'ne starke Alkoholikerin seh. (...). Also, es ist so, daß meine Mutter, ähm, am Anfang von meinem Leben, also die ersten paar Monate hat sie Schlaftabletten genommen, so ca. acht Jahre lang und dann weiterhin Alkohol konsumiert. Aber net so, daß sie auf., äh, also besoffen ist, sondern nur, um einfach., ja, klar da zu sein. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Also net, daß sie im betrunkenen Zustand, sondern einfach, äh, also sie war scho ansprechbar. Sie hat es eher gebraucht, um normal zu sein. (Frau Hartmann)

Also, als sie richtig, ähm, ...platt war, da würd ich sagen, da hat sie morgens angefangen, ne, nich vor dem Kaffeetrinken, aber so spätestens neun, halb zehn. Sie hat sehr viel harte Sachen getrunken, also so diese Cognacgeschichten und, ähm, Gin, harte Sachen. Und jetzt trinkt sie eben mal eher ein Bier. Und da dann schon mal einen zuviel. (Frau Metzger)

(...) also wo's mir bewußt wurde, daß sie unheimlich viel Tabletten nimmt. Das hat sich ja nachher gesteigert, ich glaub bis auf 15 Stück oder 20 Stück am Tag. (Frau Hübner)

6.3.4. Umgang mit der Sucht der Mutter

Marion hat sich mit ihrer eigenen Rolle bewußt auseinandergesetzt, indem sie sich theoretisch über das Thema Co-Abhängigkeit informiert hat. Auf der einen Seite konnte sie sich damit identifizieren und es auch annehmen, was sie gelesen hat, auf der anderen Seite besorgt sie ihrer Mutter auch Alkohol, obwohl sie es nicht möchte.

Einmal hatte ich ein Buch "Co-Abhängigkeit", wo ich zuerst dachte, bin ich doch gar nicht, so ein Quatsch. Ich habe es weggelegt, zurückgegeben in die Bücherei, dann habe ich gemerkt, du bist es ganz genau – schauen, wie es ihr gerade geht, sie bei anderen Leuten zu entschuldigen, für sie einkaufen gehen. Das kenne ich schon an mir. (...). Wo ich mich hingegen sträube, ist ihr ein Bier aus dem Keller zu holen. Oder beim Getränkeeinkauf bin ich schon am Überlegen, ob ich das Bier kaufen soll oder nicht. Ich mache es dann doch. Ich gehe für sie einkaufen, weil sie ja sowieso so wenig Zeit hat. Eher zum Helfen, als zum Decken – ich weiß nicht... was es sein könnte. (...). Also erst für mich allein – erst mußte es sich setzten, dann habe ich es angenommen, anschließend kam die Phase, als ich das, nicht jedem halt erzählt habe. Und das erste Öffnen nach außen. (Marion)

Sie kontrolliert den Konsum der Mutter, und kann anhand dessen die Mutter einschätzen.

Das ist unterschiedlich. Ich messe es immer an Bierkästen. Es ist wirklich so, wenn du entsprechend drauf bist, schaust du, da steht 'ne Flasche oder was macht der Bierkasten..... Kurz als Einschub – wenn ich weiß, wieviel sie getrunken hat, weiß ich wie ich sie einzuschätzen habe. Kraß wäre, wenn ich heimkomme zu schauen, was hat sie getrunken, aber so in die Richtung geht das schon. Wie sehr kann ich mit ihr reden, wie sehr ist sie drauf (...) Sie ist ganz anders, wie eine zweite Person. (Marion)

Sie sucht das Gespräch mit der Mutter, doch sie sieht auch ein, daß sich die Mutter nur selbst helfen kann und sie auch keinen Einfluß darauf hat, ob die Mutter aufhört mit Trinken oder nicht.

Als ich sagte, was willst du dagegen machen? Ach, das geht so, meinte sie. Da brauche ich jetzt nichts machen. Ich fragte, und Therapie und so ? Nein, das schaffe sie ohne. Als ich das wußte, habe ich mir Broschüren darüber besorgt oder ein Buch gelesen zu diesem Thema. (...)Ich spreche es nicht an und sie auch nicht. Es kommt dann mal wieder, wenn es ihr schlecht geht, in ihrer Sucht oder es ihr allgemein schlecht geht, daß dann wieder das Gespräch aufkommt. Aber immer zwischen Tür und Angel. Nie wird ausgemacht, jetzt wird darüber geredet. So mit Familienkonferenz – aber entweder hat der eine keine Zeit oder der andere nicht – oder habe ich keine Zeit – immer zwischen Tür und Angel wird das Thema kurz angeschnitten, aber man geht gleich wieder seines Weges weiter. (...)Sie denkt, sie muß nichts machen, sie packt das alleine, wegzukommen, wenn sie möchte. Ich kann nur zusehen, bis es ihr ganz schlecht geht und sie auf die Schnauze fällt und sie dann was macht. (Marion)

Die Familie von Frau Metzger hat offen über den Alkoholkonsum der Mutter geredet, aber sie selbst hatte zu der damaligen Zeit zu wenig Wissen über suchtkranke Menschen, so daß sie ihre Mutter nur bemitleiden konnte. *Also, zu der Zeit, wo's eben so schlimm war, (...)haben wir viel da drüber geredet, natürlich, wir haben ja auch versucht in irgendeiner Form, man ist ja hilflos erstmal, äh, da einen Weg zu finden, (...), ach mir fällt es schon ein, ich hab auch mit meiner Mutter gesprochen, nur ich konnt halt damals den Suchtkranken mit seiner Jammerei und diesem ganzen Phänomen natürlich als fast Jugendlicher überhaupt nicht einordnen, ich hab immer gesagt, arme Mama, tust mir leid und so, aber daß das natürlich nur Vertuschungsmanöver sind und solche Geschichten, da möglichst wenig zugeben zu können, das hab ich natürlich gar nicht realisieren können. (Frau Metzger)*

Auch Susanne hat das Gespräch mit der Mutter gesucht, doch die Mutter konnte nicht darauf eingehen und hat alles verharmlost.

(...)und meine Mutter dann auch, als ich mit ihr dann angefangen hab drüber zu reden, also vor einem Jahr, immer so, bitte, bitte, red nur mit niemanden da drüber, das ist eine Lawine, die mich überrollen wird, und die wird noch viel schlimmer sein als der Alkohol. Ähm, und ich hab's im Griff und blabla, und das ist gar nicht so schlimm und du machst da was viel größer, ne größere Affäre, als es überhaupt wert ist(...). (Susanne)

Sie hat aktiv versucht, die Mutter vom Trinken abzuhalten, indem sie die Flaschen ausgeleert und immer wieder die Auseinandersetzung mit der Mutter gesucht hat. Sie wollte den Eltern helfen und hat so viel Energie darauf verwendet, daß sie vor kurzer Zeit einen Zusammenbruch hatte.

Ja klar, ich hab halt dauernd die Flaschen ausgeleert und die leeren Flaschen entweder gelassen, oder hab sie vor sie hingestellt, (...)und hab gemeint, was soll das, warum trinkst du, was sollen die leeren Flaschen, mach ne Therapie, hör auf, hör auf zu trinken, ..mh, als ich so 17, 18, 19 war. (...). Und dann hab ich halt wie gesagt, mit meinen Vater gesprochen und dann hab ich denen zig Briefe geschrieben und so Broschüren über Suchtkrankheiten und Beratungsstellenadressen und meinen Vater gebeten auszuziehen (...)und meine Mutter hier

her... kommen lassen, sie hier her eingeladen, hier ihr die Flasche Alk weggenommen, daß sie dann riesen Entzugserscheinungen gekriegt hat und sie nicht wegfahren konnte (lacht kurz) und, ähm, auf sie eingeredet, ihr Briefe geschrieben, sie fast jeden zweiten Tag angerufen, und gesagt, daß sie mir sagen soll, wenn sie was getrunken hat, besser als das sie mich anlügt, ihr Vorschläge gemacht, daß wir eine gemeinsame Therapie machen können, also echt alles mögliche. Also jetzt, im letzten, bis sagen wir mal Weihnachten, Januar, und danach konnte ich nicht mehr, da bin ich echt zusammengeklappt (lacht kurz). Aber davor nicht so, also davor war's eher nur so diese Flaschen ausleeren, hinstellen und was soll das. Was sollen die leeren Flaschen hier im Haus. Hör auf, hör auf. (Susanne)

Sarah hat den Konsum seit ihrer Geburt miterlebt, so daß sie einerseits zwar wahrgenommen hat, daß etwas nicht in Ordnung ist, andererseits aber diese Wahrnehmung nicht einordnen und keinen Umgang damit finden konnte.

Ansonsten, sagen wir es mal so, ich hab ziemlich viel geredet, also auch außerhalb, also, was heißt außerhalb, ich kann mich nur noch daran erinnern, daß ich in der 5. Klasse, äh, angefangen hab, Geschichten zu erzählen, die nicht stimmen. Also beispielsweise, ja, also, da wo mein Vater grad Therapie gemacht hat, ja, mein Vater, der besteigt grad den Mount Everest und meine Mutter ist von der Zugspitze gestürzt, also (lacht) bißchen komisch. Ja, hab ich halt erzählt, um bloß nicht die Wahrheit, ja vielleicht wollt ich die Wahrheit auch gar nicht wissen bei mir selber. Ich wußt sie zwar, aber.. ich wollt sie einfach nicht wahrhaben. (Sarah)

6.3.5. Gefühle der Tochter

Marion artikuliert recht genau und ausführlich die Gefühle, die sie wegen der Sucht der Mutter hatte. *Was ich immer schlimm finde, ist das Wochenende und Feiertage. Ich glaube, das ist der Horror jeder Suchtfamilie. Da kann sie halt morgens schon anfangen, das steigert sich bis zum Abend, bzw. konsumiert sie bis zum Abend. Das ist für mich gräßlich oder jetzt z.B., als sie Ferien hatte, ich war daheim. Sie hatte Urlaub genommen, ich hätte sie dafür ??? ja. Da hat sie schon morgens angefangen. ...Das ist für mich gräßlich und unerträglich. Ich merkte, ich muß dringend nach Freiburg ziehen. Das geht sonst nicht mehr.*

Ich war stinke wütend. Wie kann sie das machen ? Warum, sie soll doch aufhören. Jetzt habe ich den Abstand, daß ich sagen kann, es ist eine Krankheit. Das als Angehöriger zu akzeptieren, das ist eine Krankheit, das ist schon.....wenn man es überhaupt einsehen kann. (...). Wut. "Wie kann sie mir das antun!" Trauer, weil ich mir immer eine normale Mutter-Tochter-Beziehung gewünscht hätte. Viele Tränen sind bei mir da geflossen. Warum kann ich mit ihr kein Verhältnis haben, wie die mit der. Es könnte doch so schön sein. Also Wut, Trauer, Sorgen ganz, ganz selten. Nur es könnte ihr was passieren. (...). Es ist etwas schwierig, da dieser Moment noch nicht vorbei ist, er ist noch nicht so lange vorbei, er ist ja auch nicht so alt. (...). Es hat sich ja nicht verändert. Sie sind weniger geworden, da ich sie ja weniger erlebe wie früher. Ob die Gefühle – ja ich denke schon, daß die Gefühle später noch hochkommen. (Marion)

Susanne kann ihre Gefühle nicht genau in Worte fassen. Der Grund liegt vermutlich darin, daß sie im Folgenden von einer Zeit spricht, in der sie die Sucht der Mutter noch nicht als solche wahrgenommen hatte, und sie daher die Gefühle auf die Beziehung zur Mutter bezieht.

(Pause) Ich kann's ganz, ganz schwer eigentlich beschreiben. Es war (Pause), wenn ich alleine mit ihr war, dann hab ich mich mehr zu ihr hingezogen gefühlt, als ich klein war, vor allem, ja? Und zu meiner Mutter das Gefühl, ich kann's wirklich ganz schlecht in Worte fassen, es war so ein Ding zwischen (Pause), sie ist da, sie ist meine Mutter und gleichzeitig, äh, Wut, oder so ne Art "Laß mich in Ruhe". (...). Oder auch, ich bin wirklich draußen gewesen und sobald ich die Haustür aufgeschlossen hab, war wie so'n (ballt Fäuste und gibt Laut von sich, wie sich auf etwas gefaßt machen) o.k., los jetzt....kämpfen. Und dann irgendwann kam bei mir nur noch Trotz. Also, wenn sie irgendwas gesagt hat, auf jeden Fall dagegen. (Susanne)

Frau Metzger hat sich für die Mutter geschämt, wobei die Sucht der Mutter anscheinend nicht wesentlich schlimmer für sie war als das gesamte Verhalten der Mutter.

(...) ja, ich denk ein Stückchen weit war's mir auch peinlich, so, ich mein, sie ging ja auch besoffen in der Stadt, und in so 'ner Kleinstadt ist das dann schon doof, und, aber ich muß sagen, ich hab mich eigentlich immer für meine Mutter geschämt, insofern war das nicht noch schlimmer. (Frau Metzger)

Frau Hartmann spricht sehr wenig von Gefühlen, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, daß sie zu der Zeit kaum noch Gefühle wahrgenommen hat.

War beides für mich schlimm, weil meine Mutter einfach.. ähm, ..weil sie doch nie richtig da war einfach, ja. (Frau Hartmann)

6.3.6. Mutter als Vorbild bzw. Gegen Vorbild

Nur Marion und Frau Hübner finden etwas Positives oder Bewundernswertes an der Mutter.

Also sie hat schon einiges mitgemacht in ihrem Leben und das bewundere ich dann immer wieder, daß sie trotzdem auf die Füße kommt. (...). Ja, genau, diese Grundstärke, die sie hat. Also das ist wirklich, das bewundere ich sehr an ihr. Das ist echt ganz toll. Weil ich denk, mancher Mensch oder sagen wir mal jeder Normale in Anführungsstrichen hätte das nicht überlebt, also niemals. (Frau Hübner)

Sie arbeitet ziemlich viel, wenn sie vom Geschäft kommt, macht daheim noch den Haushalt und arbeitet – ich glaube meine Mutter hat gar kein Hobby. Ich habe sie noch nie ein Buch lesen gesehen. Da ist schon Bewunderung da, daß sie es packt mit uns zwei Kindern. Das vielleicht ein bißchen. (Marion)

Auf der anderen Seite gibt es für Marion sehr viel, was sie an der Mutter stört und was sie negativ bewertet.

Ich glaube, alles. Wenn ich meine Mutter so beschreiben müßte, wären da nur negative Eigenschaften. Sehr,

sehr wenig positive. (...). Als Kind denkst Du "Mutter" Später, als ich wagte schlecht von ihr zu denken, hatte es lange gedauert, daß ich sie als Mensch sah und nicht als Mutter. (...). Wobei die These, daß man seine Kinder so erzieht, wie man selber erzogen wurde, mich erschreckt. (...). So eher als Gegenvorbild. Eher so, daß ich sage, so möchte ich nie leben z.B. (...)als Frau auch. So auf die emanzipierte Geschichte, so wie meine Mutter könnte ich es nie machen. Oder mich so verhalten. Ich glaube schon, daß ich ein anderes Frauenbild im Kopf habe als meine Mutter. Nicht, daß ich sage, ich möchte so sein, weil sie so nicht ist, weil sie das Gegenteil darstellt...nein, weil ich denke, das ist meine Richtung. (Marion)

Auch Frau Metzger sieht ihre Art zu leben zu der der Mutter konträr und lehnt diese auch für sich ab. (...)*ne, und, äh, aber, ja vielleicht auch, daß ich mich so in das Schicksal fügen würde wie sie sich in ihr's gefügt hat, ne, und das ... tu ich halt nicht so, ich versuch mich, ich weiß nicht, ob man sich dem Schicksal fügen kann, aber ich, äh, bin so von Naturell her wesentlich aktiver und, äh, versuch dann auch wirklich selbst zu gestalten und renn dann eben gegen die Ecken an, mach mir natürlich manchmal blaue Flecken.(...). Ja, eben sehr konträr. Dadurch, daß sie eben ihre pflichtbewußte Hausfrauenrolle erfüllt hat oder pflichtbewußt ihre Hausfrauenrolle erfüllt hat, auf der anderen Seite das aber immer als sehr negativ eingestuft hat, auch von ihrem Selbstwertgefühl, ähm, war das ja sehr bivalent, ne, das kann man sich ja vorstellen. (...). Ansonsten, ja ich denke, ich hab... im Leben bis aufs Kinderkriegen nichts gemacht, was dem ähnlich wäre, was meine Mutter... (lacht). (Frau Metzger)*

Susanne kann sehr viele konkrete Dinge aufzählen, die sie an der Mutter gestört haben.

Diese permanente Unzufriedenheit meiner Mutter, und... (...)diese gewisse Überheblichkeit, dieses ge... also Arroganz auch, dann dieses auf den Dokortitel wert legen, diese elitäre Klasse als Anwalt, ähm, teure Kleidung, teure Sachen und das zur Schau stellen. (...)ja klar, es ging halt darum, den Schein zu wahren, deswegen verstehe ich das jetzt, daß sie dann natürlich nicht so wie 'n Penner durch die Gegend rennen konnte, sondern sich halt noch mehr mit irgendwelchen Kostümchen und Schmuck und..., aber auch sehr konsummäßig, Kaufrausch fast, darin halt alles kompensiert hat. Das hat mich wahnsinnig gestört. (Susanne)

Insgesamt gibt es für die Frauen sehr viele Dinge, die sie an der Mutter ablehnen. Darüber hinaus ist es ihnen wichtig, deutlich zu machen, daß sie die negativen Verhaltensweisen ihrer Mutter für ihr eigenes Leben nicht übernehmen wollen und sie deshalb teilweise konträre Verhaltensmuster und Haltungen entwickelt haben.

6.3.7. Eigener Umgang mit der Droge der Mutter

Vergleichbar mit der ablehnenden und konträren Einstellung zu der Mutter und ihrer Art zu leben, wurde eine problematische Haltung gegenüber der Droge deutlich, die die Mutter konsumiert hat. Dies war auch unabhängig davon, ob die Frauen selbst suchtkrank geworden sind oder nicht.

Frau Hartmann hat so gut wie keinen Alkohol konsumiert und Frau Hübner hat keine Tabletten genommen. Die Alkoholsucht der Mutter hat erst begonnen, als Frau Hübner selbst bereits abhängig gewesen ist.

Ja, ja. Ich hab's halt net auf dem Weg mit Alkohol gemacht, weil des für mich total, ja, ich hab Angst davor gehabt, feige, und, ja hab's halt, ja doch, denk ich mir schon, auf jeden Fall. (...). Nie Alkohol. Also einmal im Jahr oder so. Also gut, mit 14 war ich einmal besoffen gewesen, aber nie so, daß ich da... (Frau Hartmann)

Ich habe Aversionen gegen Tabletten. (Frau Hübner)

Marion, Susanne und Sarah haben ebenfalls ein vorbelastetes Verhältnis zu der Droge, welche die Mutter konsumiert hat.

Marion ist noch an dem Punkt, an dem sie für sich herausfinden will, ob sie keinen Alkohol trinkt, weil die Mutter getrunken hat.

Zum einen trinke ich keinen Alkohol. (...). Erst später fragte ich mich, trinkst du nichts, weil deine Mutter trinkt? Aber erst als es aufkam, sie ist Alkoholikerin. Das hat mir gezeigt, daß ich es schon lange unbewußt wahrnehme, aber nie bewußt "Aha, sie trinkt ja, sie ist Alkoholikerin". Erst langsam fange ich an, Sekt zu trinken, Bier kann ich im Moment nicht trinken. Ich weiß nicht, ob ich Bier jemals trinken könnte.

(...)alleine der Geruch, macht es mmmmmh.... Ich probiere gerade auch aus, wie weit kann ich was trinken und es schmeckt mir nicht. Ich weiß nicht, ob es mir nicht schmecken will oder einfach so wie Spinat mir nicht schmeckt. Das bin ich gerade am Testen, was schmeckt mir warum oder warum schmeckt es mir nicht. (Marion)

Susanne ist es dagegen ziemlich bewußt, daß sie mit Alkohol keinen ungezwungenen Umgang hat, weil die Mutter trinkt. Manchmal kommt es ihr ins Bewußtsein, daß Alkohol die Familie zerstört hat, manchmal kann sie sich davon distanzieren und wird nicht davon beeinflusst.

Also, ich hab ne Zeit lang gar kein Alkohol getrunken, wo's halt sehr üblich ist. (...). Also, es hat lang gedauert, bis ich sagen konnte, ja klar, ich will mal ein Gläschen, oder ich will Wein oder, was weiß ich, heut will ich gut drauf sein oder so was, also ich ab lange Zeit keinen Alkohol getrunken. (...)aber es ist jetzt nicht, nicht die Sache, daß wenn irgendwie, ich sauer bin oder traurig bin oder einschlafen will oder sonstwas wie andere Leute, daß ich mir jetzt Alkohol nehmen würde. (...)wenn ich ihn dann in der Hand hab und trinke, dann denk ich mir manchmal so, hä, komisch, du trinkst des Zeug, was es... was weiß ich, so wie wenn du jetzt mit nem Mörder da tanzen würdest, äh, aber es nur in den Phasen, wo's mir einfach schlecht geht, oder wo ich einfach

mit der ganzen Situation nicht zurechtkomme, wenn ich einfach sonst denk, ähm, wie kannst du den Alkohol trinken. (Susanne)

Sarah ist an dem Punkt, daß sie für sich frei entscheiden kann, ob sie Lust auf Alkohol hat oder nicht. (...) *hatte ich erst mal vor jeder Person, die 'ne Fahne oder so gehabt hat, Angst gehabt. (...) und ich hab auch so, ganz, ganz am Anfang hatte ich auch Angst, so zu werden wie meine Eltern, (...). (...) es ist noch gar nicht solange her, daß ich, ähm, das war an meinem 17. Geburtstag, ähm, wo ich das erste Mal, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, Alkohol getrunken hab. (...). Und ich denk, ich weiß, wie ich damit umzugehen hab. Also, wenn ich merk es wird mir zuviel, dann laß ich es einfach stehen. Egal ob ich jetzt nur so viel getrunken hab oder, also, und was ganz wichtig ist, das ist mir vor ein paar Monaten bewußt geworden, ähm, ganz deutlich bewußt geworden, ich trinke nichts, wenn ich schlecht drauf bin. (...) weil ich, wenn ich da dann trinken würde, dann, dann säh's so aus als wollt ich mir meinen Ärger und meinen Frust, den ich jetzt hab, gegen die Leere (...) runterspülen, und das will ich nicht. Das ist mir ganz.. wichtig, also das ich das nicht mach, das ich das nicht anfang. Weil dann ist schon mal die erste Grenze überschritten und dann denk ich mir, (...) wenn ich wegsaufen will, also das bringt's ja nicht, weil ich weiß ja, wo's am Schluß hinführen kann. (Sarah)*

6.3.8. Töchter von süchtigen Müttern

Neupert-Eyrich berichtet aus ihrer Praxis in einer Suchtkrankenberatung, daß sie mit Töchtern von süchtigen Müttern in Berührung kommt, wenn diese in die Beratung kommen wegen eigenen Eßstörungen, Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit oder als Angehörige eines abhängigen Partners/ Kindes.

„Die Töchter von süchtigen Müttern machen in einer besonderen Art den Eindruck, als würden sie sich am liebsten auflösen, als hätten sie überhaupt kein Wertgefühl für sich als Person, geradeso, als dürften sie nicht vorhanden sein. Und sie zeigen sich gleichzeitig als sehr leistungsbereit.“¹

Demnach weisen Töchter von süchtigen Müttern keine eigenständige Identität auf, zum anderen definieren sie ihren Wert und ihre Existenz häufig nur in Bezug auf andere. Kommt solch eine Frau zu einer Beratung, dann stellt sie die Frage: „Wie kann ich auf dem schnellsten Weg wieder funktionsfähig sein für meine Umgebung?“ Vorrangig sieht sie sich eingebunden in einen Familienkontext und in eine damit verbundene Funktion, der sie nachzukommen hat, wie in den Funktionen als Mutter (Versorgung des Kindes) oder als Ehefrau (Versorgung des Mannes). Ihre eigene Versorgung hingegen stellt sie in den Hintergrund.

➤ Bedeutung der weiblichen Sozialisation

¹ Neupert-Eyrich in Vogt/ Winkler 1996, S.141

Diese Haltung ist keineswegs typisch für Töchter von süchtigen Müttern, sondern ist bei sehr viel Frauen zu finden. Dies legt die Vermutung nahe, daß die weibliche Sozialisation die Ursache für diese Einstellung ist, und tatsächlich unterstützt sie eine Co-Abhängigkeit; ein Mädchen bekommt eher als ein Junge beigebracht, daß sie für die Gefühle anderer zuständig ist und größeren Wert auf Beziehungsarbeit zu legen hat. Sie sind sensibel in bezug auf die Bedürfnisse, Stimmungen und Gefühle anderer Menschen.

Aufgrund dieses angelernten Verhaltens sind Töchter von suchtkranken Eltern einem doppelten Druck ausgesetzt. Einerseits fühlen sie sich für den süchtigen Elternteil und möglicherweise auch für seine Sucht verantwortlich, auf der anderen Seite wollen sie auch dem nicht-süchtigen Elternteil helfen. Da jedoch die Bedürfnisse und Erwartungen der Eltern oftmals sehr konträr sind, kommt es unweigerlich zu einem Loyalitätskonflikt bei dem Mädchen, was sie zusätzlich zu der problematischen Situation unter Druck setzt.

Ist es nun die Mutter, die suchtkrank ist, sitzt das Mädchen in einer doppelten Falle. Sie bekommt von den Eltern signalisiert, wie sich ein Mädchen zu verhalten hat, auf der anderen Seite sieht sie, daß die Mutter sich oftmals nicht entsprechend der weiblichen Rolle verhält. Damit befindet die Tochter sich in einer klassischen double-bind-Situation; erfüllt sie all die Erwartungen, die an sie gestellt werden, wertet sie die Mutter in ihrer Rolle als Frau ab und indirekt auch sich selbst. Erfüllt sie die Erwartungen nicht, wertet sie sich selbst ab und indirekt wiederum auch ihre Mutter. Sie kann es im Grunde nicht richtig machen und wie sie sich dreht und wendet, sitzt sie in der Falle.

6.3.8.1. Exkurs: Schneewittchen und die Abwertungsdynamik²

In vielen Märchen werden „Grunddramen“ der Menschen und ihrer Beziehungen zueinander behandelt. „In den Märchen wird das Drama der Seele gespielt, und die Figuren, die es spielen finden sich in jeder Psyche.“³

Im folgenden Text bezieht sich der kursiv gedruckte Text auf das Märchen, der andere auf die Parallelen zu dem Leben der Tochter und ihrer suchtkranken Mutter.

Die Königin steht alleine am Fenster und blickt auf eine Welt, die vom Schnee eingehüllt ist wie in ein Leichentuch.

Die Mutter lebt in einer Welt, in der es scheinbar nichts zu entdecken gibt und die sich nur innerhalb ihrer vier Wände abspielt. Die Welt um sie herum zeigt sich ihr kalt und feindselig und sie unternimmt

²Neupert-Eyrich in Vogt 1996, S.152ff

³Birkhäuser-Oeri in Rosen 1993, S.159

nicht einmal den Versuch, einen Schritt in die Welt zu wagen. Sie ist resigniert und erfüllt die Erwartungen, die an sie als Frau gestellt werden.

Ihre einzige Hoffnung auf ein lebenswerteres Leben sieht sie in der Geburt einer Tochter, die so weiß ist wie Schnee (typische Merkmale einer Frau wie Weichheit, Unschuld, Reinheit, Hingabe), schwarz wie Ebenholz (dunkle, männliche Seite einer Frau; verkörpert Härte, Kraft, Selbstbewußtsein, Verwirklichung der Lebenschancen etc.) und so rot wie Blut (Symbol für Leben und alles Fließende, die Frau als Gebärende und Leben Erschaffende). Sie hofft, daß die Tochter ihre Sehnsüchte und unerfüllten Wünsche verwirklicht, um somit ihrem Leben doch noch einen Sinn zu geben.

Nach der Geburt der Tochter stirbt die Mutter.

Die Geburt der Tochter erfüllt jedoch nicht die Erwartungen der süchtigen Mutter, ihr eigenes Leben durch das Leben der Tochter verwirklicht zu bekommen. Statt dessen wächst die Tochter zu einem eigenständigen lebendigen Wesen heran, daß noch alle Lebenschancen vor sich hat.

Der Vater nimmt sich eine neue Frau, und diese Stiefmutter haßt die Tochter des Königs, da sie Angst hat, von ihr in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Hinzu kommt, daß sie quasi zur weiblichen Konkurrentin im Kampf um die Gunst des Mannes wird. Die Mutter kann dies nicht ertragen und zieht sich emotional zurück. Möglicherweise konsumiert die Mutter mehr als zuvor Suchtmittel, da sie noch resignierter ist als zuvor.

Sie läßt das Mädchen täglich harte Arbeit verrichten, sie darf keine schönen Kleider anziehen, ihr Gesicht ist von der Arbeit schmutzig, und sie wird von der Stiefmutter und ihren zwei Töchtern gedemütigt.

Die Mutter versucht unbewußt, die Tochter abzuwerten, da sie glaubt, sich selbst dadurch aufzuwerten und den Schmerz über die verpaßten Lebenschancen zu mildern. "Eine Tochter, gerade weil sie das gleiche Geschlecht wie die Mutter hat, spiegelt ihr immer wieder vor, welche Lebensmöglichkeiten auch sie hätte haben können, wenn sie anders gelebt hätte. Die Tochter stellt die Lebensgeschichte der Mutter in Frage; so muß sie, damit die Verdrängung aufrechterhalten wird, bekämpft werden."⁴

Der Spiegel, den die Stiefmutter immer wieder befragt, symbolisiert die Erwartungen der Gesellschaft und des Mannes. Solange der Spiegel ihr sagte, sie sei die Schönste im ganzen Land, sprich, sie entsprach den Normen, war alles in Ordnung. Erst als die Tochter sie in den Schatten stellte, sprich die "bessere" Frau war, sollte sie sterben, indem die Stiefmutter zuerst einen Bediensteten beauftragt, sie zu töten, und als dies mißlang, ihr einen vergifteten Apfel gab. Der Tod von Schneewittchen bedeutet eine Verhinderung der persönlichen Entwicklung der Tochter, da die Mutter sie langsam durch Schuldzuweisungen und Vorwürfen tötet. Eben dies verursacht ein geringes Selbstwertgefühl der Tochter, das eine freie Entfaltung der Persönlichkeit und eine Entfaltung des Selbstbewußtseins blockiert oder zumindest erschwert.

⁴ Neupert-Eyrich in Vogt 1996, S.153

Schneewittchen wurde von einem Prinzen wieder zum Leben erweckt, der ihr einen Kuß gab. Am Ende schließt sich der Kreis, indem die Mutter bestraft wird für das, was sie Schneewittchen angetan hatte. Eine Ablösung von der Mutter ist durch die Beziehung zu einem Mann möglich, die auch eine erwachte Sexualität beinhaltet. Das Mädchen wird durch einen Mann zur Frau und die Tochter benutzt dies auch, sich von der Mutter distanzieren zu können. Die Realität jedoch ist häufig, daß der gewählte Partner ebenso wie die Mutter vorher die Tochter beschränkt und oftmals selbst süchtig ist. Die Tochter befindet sich weiterhin in der Abwertungsdynamik.

6.4. Bewältigungsstrategien und Schutzmechanismen der Töchter

Die interviewten Frauen haben in ihrem Aufwachsen eine Vielzahl von Bewältigungsstrategien und Schutzmechanismen angewendet, um mit den Belastungen und zum Teil auch traumatischen Erfahrungen umzugehen. Bei der folgenden Bearbeitung der einzelnen Strategien war es nicht von Belang, ob eine Form der Bewältigung effektiv gewesen ist oder nicht.

6.4.1. Begriffsdefinition¹ und Ziele von Bewältigung

Bevor auf die einzelnen Strategien der Frauen eingegangen werden kann, bedarf es einer grundsätzlichen Klärung des Begriffes der Bewältigung.

- ✗ Bewältigung ist ein sich ständig verändernder Prozeß, und dabei ist der Prozeß an sich als Bewältigung zu verstehen und nicht das Ergebnis dieses Prozesses. Bewältigung darf nicht als eine abgeschlossene, erfolgreiche Handlung angesehen werden, sondern jedes Verhalten, das die Reduzierung von Streß und emotionalen Belastungen zum Ziel hat.
- ✗ Bewältigung kann kognitiv (intrapsychische Mechanismen) und/oder verhaltensmäßig (direkte Aktion) erfolgen. Mit kognitiver Bewältigung ist eine Reaktion gemeint, die von außen nicht zu erkennen ist und die in der betreffenden Person vor sich geht.
- ✗ Bewältigung ist ein mehr oder weniger bewußter Versuch, mit einer Belastung fertig zu werden.
- ✗ Bewältigung kann verstanden werden als eine objektive Veränderung der Person-Umwelt-Passung, entweder durch eine Veränderung der Anforderungen oder einer Veränderung der Motive und Fähigkeiten einer Person.
- ✗ Bewältigung bezeichnet die Auseinandersetzung mit externen und/oder internen Anforderungen. Dazu gehören die Veränderung der belastenden Umgebungsbedingungen (instrumentelles Coping), die Regulation von Emotionen (emotionsorientiertes Coping) sowie die Veränderung der Bedeutung von Problemen (appraisal-focused coping).

Nach Weber² ist das Ziel der Bewältigung „(...) die gestörte oder bedrohte Personen-Umwelt-Beziehung wiederherzustellen.“

¹ Vgl. Trautmann-Sponsel in Brüderl 1988, S.14ff

² Weber in Schorr 1993, S.117

Eine zweite wichtige Funktion ist die Regulation der belastungsbegleitenden Emotionen.

„Als Kriterien für effektives Coping kommen dabei grundsätzlich Indikatoren des psychischen, physischen Wohlbefindens in Betracht. Neben dem Inhaltsbereich ist zu klären, auf welche Zeitspanne sich das Urteil bezieht (z.B. kurz oder langfristige Wirksamkeit) und welche Instanz das Urteil abgibt (Betroffene selbst; Dritte).“³

6.4.2. Formen der Bewältigung der Töchter

„Bewältigung realisiert sich über eine Vielzahl an konkreten, aktionalen, intrapsychischen und expressiven Reaktionen.“⁴

6.4.2.1. Aktives, problemlöseorientiertes Handeln

Marion hat aktiv etwas unternommen, um mit der Belastungssituation besser umgehen zu können.

Sie hat sich Hilfe geholt. *Ich habe mich dann an eine Beratungsstelle gewandt, (...). Ich habe gemerkt, ich muß was tun, ich halte es daheim nicht mehr aus. (Marion)*

Auch Susanne versuchte über theoretisches Wissen, das sie sich angeeignet hat, und den Besuch einer Beratungsstelle, ihre Lage zu verbessern. *Und halt immer irgendwie diese Hoffnung, daß..., was dort gesagt wird oder was sie sagt, daß das stimmt. Eben diese Hilfe durch Nichthilfe, und das sich Abtrennen, daß es das einzige ist, was das ganze dann überhaupt ..., vielleicht einen Anstoß gibt, daß sie auch was ändern. Und so hinterfr., und so, sozusagen, was jetzt so die Forschung oder die Wissenschaft über die Sucht, daß es hoffentlich stimmt. Und das ich das, was ich jetzt machen möchte, ist jetzt auch hof., also daß, ich merk halt auch, daß es nicht wirklich verinnerlicht ist, daß es eher durch den Kopf noch geht, oder über den Kopf geht. (Susanne)*

Auch Sarah hat durch einen direkten Austausch mit anderen, die sich in einer ähnlichen Lebenslage befunden haben, einen Weg gefunden, mit den Schuldgefühlen, die sie wegen des Todes ihrer Mutter hatte, umzugehen und sie besser bewältigen zu können. *Und ich bin halt dazu gekommen und ich, ähm, ja, das ist halt auch einfach, daß die, daß da Gleichaltrige zum Teil sind, die haben mich dann auch verstanden, also ich hab da auch das erste Mal da drüber geredet, so.. und die haben mich halt auch verstanden und haben halt auch von sich erzählt, wie sie mit der und der Situation umgegangen sind und so. Da hab ich*

³ Weber in Schorr 1993, S.117

⁴ Weber in Schorr 1993, S.116

mich das erste Mal befaßt mit der Sucht meiner Mutter. Zwar nicht sehr intensiv, aber ich hab mich wenigstens damit befaßt. (Sarah)

6.4.2.2. Belastungsschwächende, akzeptierende Distanzierung

Bei Frau Hübner hat eine problemabschwächende Umdeutung stattgefunden. Sie hat sich ab einem bestimmten Zeitpunkt in ihrem Leben ausschließlich positive Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend vergegenwärtigt und die negativen Erinnerungen losgelassen, in dem sie sie akzeptiert hat. Damit das Akzeptieren jedoch längerfristig erfolgreich ist, muß zuvor eine Integration der schlimmen Ereignisse in die Gesamtpersönlichkeit stattgefunden haben, dann ist es möglich, sie zu akzeptieren und damit zu bewältigen. *Tja (Pause), ach eigentlich habe ich mich damit zufriedengegeben, weil es hat mir persönlich nicht viel gegeben noch weiter zu rühren, wieso und warum, weil es ist Vergangenheit und ich kann's eh nicht ändern, also such ich für mich einen Weg, wo ich denke, das ist o.k., das akzeptiere ich jetzt und damit ist die Sache eigentlich fertig. (...). In all den Jahren hab ich mir des gut aufbauen können, dann hol ich mir eigentlich die Erinnerung von meiner Tante und meinem Onkel immer ins Gedächtnis. Also, des Positive, weil ich kann das Negative eh nicht ändern, ich kann nichts mehr dran machen und, äh, bewahre mir jetzt eigentlich die positiven Seiten und die waren eben nicht zu Hause, sondern bei meinen Omas oder bei meiner Tante und meinem Onkel. (Frau Hübner)*

Frau Metzger hat versucht, sich durch solch eine emotionale und körperliche Distanzierung zu lösen. *(...)ne, ich glaub, da hab ich mich eigentlich zu sehr auch inzwischen distanziert davon, von dieser, ja, Betroffenheit, daß man damit umgeht praktisch als wär's das eigene Problem, bißchen wirklich so 'ne Distanziertheit, das ist sicherlich so 'ne Entwicklung gewesen. Also so, daß man sagen kann, o.k., das ist eben so und, ähm, was soll ich jetzt da noch dran machen, aber, äh, gut, früher hab ich da eben auch Bücher drüber gelesen und, äh, aber .. jetzt nicht so, daß ich irgendwie 'ne Therapie oder so was gemacht hätte. (Frau Metzger)*

Susanne hat ebenfalls versucht, das Vergangene zu akzeptieren, doch bei ihr hat der Bewältigungsversuch nicht funktioniert. Emotional ist sie wohl noch zu sehr mit den Eltern verbunden. Möglicherweise ist es eine Frage der Zeit, um die nötige Distanz zu gewinnen, denn auch Frau Hübner konnte in ihrer Jugend und im jungen Erwachsenenalter noch nicht erfolgreich mit der Belastungssituation umzugehen. Sie fühlte sich in der Situation machtlos und dem Vater völlig ausgeliefert und hat dann mit einer eigenen Sucht versucht, einen Umgang zu finden. Erst viele Jahre später hat sie die gemachten negativen Erlebnissen und Erfahrungen akzeptieren können und kann heute frei davon leben. *Und ne Zeit lang einfach so, als ich ausgezogen bin, einfach, hab ich mir einfach gesagt, o.k., es geht einfach nicht. Du hast einfach kein normales Verhältnis zu deiner Mutter und wirst es auch nie haben, akzeptier es. Nur, es hat halt nicht geklappt, sonst wär das nicht alles aufgebrochen im letzten Jahr. (Susanne)*

6.4.2.3. Expressive Reaktionen

Expressive Reaktion meint, daß versucht wird, durch ein Ausdrücken von negativen Gefühlen in Provokation und Aggression die Belastung zu erleichtern. Dies kann insofern ein positiver Bewältigungsversuch sein, da schlechte Gefühle nicht unterdrückt werden, sondern sie können in einer Entladung nach außen ein teilweises Loslassen der negativen Energie ermöglichen.

Nicht erfolgreich sind expressive Reaktionen dann, wenn sie nicht situationsbedingt und spontan geschehen, sondern den Platz von anderen Verhaltensweisen einnehmen und zu einer ständigen Erscheinung werden.

Im Fall von Frau Hartmann gab es keine anderen Verhaltensweisen, um mit Menschen umzugehen und Aggressionen wurden bestimmend für die soziale Interaktion und Kommunikation. *Aggressionen halt, Aggressionen. Ich wußt halt net, wo ich die auslegen sollt, wo ich die hintun sollte und .. ja, also, ähm, ja, bin halt aggressiv geworden. (Frau Hartmann)*

Susanne hat durch Trotz und Provokation ihrer Mutter versucht, sich abzureagieren. *Und dann halt auch immer getrotzt. Und sie dann auch provoziert, um mich wieder abzureagieren. (Susanne)*

Sarah hat ihre Wutausbrüche als Befreiung für sich erlebt, da sie nicht mehr ihre Gefühle unterdrücken mußte. Durch regelrechte Wutanfälle hat sie ihre angestauten negativen Energien entladen können. *Ich hab halt im Heim dann auch Wutausbrüche gekriegt, wenn ich irgendwas nicht geschafft hab oder so, das hat dann schon gezeigt, ich will nicht mehr still sein, schätz ich mal, also.. das ist das, was ich halt denk, daß ich Wutausbrüche, damit ich, ähm, nicht mehr still sein muß, daß ich's aus mir rausbrüllen kann, also wirklich, ich hab um mich geschlagen, ich hab geschrien, ich.. (lacht). (Sarah)*

6.4.2.4. Evasive Formen⁵

Evasiv beschreibt eine Verhaltensform, die darauf abzielt, einer Belastungssituation auszuweichen, indem man sich emotional oder körperlich zurückzieht. In einer schwierigen Situation kann es zu einer Erleichterung beitragen, doch längerfristig wird die Belastung nicht aktiv bewältigt.

Auch Verdrängung kann als evasive Form angesehen werden, die eine Flucht vor dem Problem darstellt und somit kein Umgang damit geschehen kann.

⁵Die folgenden Formen der Bewältigung können langfristig gesehen als nicht-wirksam eingestuft werden; sie verschaffen zwar eine momentane Erleichterung der Belastungssituation, langfristig kommt es jedoch zu keiner Änderung des Befindens (psychisch und physisch)

Frau Metzger beschreibt sehr anschaulich, wie sie in der Kindheit und in ihrem Aufwachsen mit Belastungssituationen umgegangen ist. *Also, wenn ich's heut so sehen würde, man macht ja so verschiedene Sachen mit im Leben, würd ich sagen, tief durchgeatmet, Kasten auf, alles rein, Deckel drauf und in die Ecke stellen, ne, also einfach so bildlich für mich, ne, und dann zur Tagesordnung übergehen und, äh, ja, ich denk mir so an manchen Punkten kam dann der Deckel eben wieder mal hoch, wackelte so hoch, und dann, äh, war's aber trotzdem fertig, daß man was anderes zu tun hatte. (...). Ja, einfach sagen, daß ist jetzt erstmal fertig, ne, und, äh, ja, was anderes gemacht. Gelesen, gearbeitet, ich hab früher viel gemalt, so Sachen halt, ne, das ging ganz gut. (Frau Metzger)*

Auch Frau Hartmann hat all ihre Gefühle unterdrückt und es kam zu keinem Austausch darüber nach außen. *Nee, ich hab über meine Gefühle nie gesprochen. Ich hab das schön verdrängt und bin weggelaufen, halt, vor mir selber und.., ja. (Frau Hartmann)*

Sarah formuliert es für sich so, daß sie sich in sich zurückgezogen hat, um quasi einen Schutz vor den belastenden Situationen außerhalb ihrer Person zu finden. *Ja, ich denk, ich hab mich in mich zurückgezogen. Ich hab niemanden mehr an mich rangelassen. Also ich denk, ich hab's einfach.., ja, ich hab mich so zurückgezogen, daß ich.. daß ich da nicht mit einbezogen werde, daß ich einfach so tue, als würd ich's nicht mitkriegen. Ich bin meistens, ich bin nicht direkt abgehauen, aber, jetzt z.B., eine Situation im Heim, bin ich anfangs weggelaufen. Also was heißt, ich bin dann einfach, ich hab einfach um mich geschlagen im Heim, und es war, also.. (Sarah)*

Marion hat versucht, durch einen greifbaren räumlichen Rückzug Abstand zu bekommen. *Dadurch, daß mein Zimmer außerhalb der Wohnung ist, bin ich häufig hoch gegangen und habe die Türe zugemacht. Daß ich Abstand hatte. (...). Also einfach Abstand gehalten habe. Weg – vielleicht nur 10 m – nur weg. Das war so meine Überlebensstrategie. (Marion)*

Susanne hat sich sowohl emotional und körperlich aus der Streßsituation von zu Hause entfernt. *(Pause) Hab mich halt sehr viel abgelenkt. Ich war super viel unterwegs. Ich hab oft so Tagträume gehabt oder mir gemacht (...). (Susanne)*

6.4.2.5. Passiv-resignatives Verhalten

Passiv-resignatives Verhalten beinhaltet den Glauben, daß man nicht in der Lage ist, mit einer Belastungssituation fertigzuwerden. Aus diesem Grund können keine Anstrengungen unternommen werden, alternative Bewältigungsformen zu erproben.

Die Belastung erscheint zu unüberwindbar, so daß die Psyche eines Menschen förmlich wie gelähmt ist und der Mensch passiv bleibt.

Marion hat negative Gefühle durchaus wahrgenommen, doch rückblickend beschreibt sie es so, als ob es keinerlei anderen Wege gegeben hätte, mit schwierigen Situationen umzugehen. Für sie gab es nur die Unterdrückung von Gefühlen bis zu einem Punkt, an dem sie selbst die Belastungen wohl nicht mehr aushalten konnte. Dann hat sie für sich die Möglichkeit wahrgenommen, sich jemandem mitzuteilen, doch stellt sie es eher als Notlösung dar. *Nein, ich habe alles geschluckt und die Türe zugemacht. Gerade die Probleme mit meiner Mutter – da habe ich mit niemandem darüber geredet(...). Ich geh halt dann nur aus mich raus, wenn ich nicht mehr anders kann. Aber sonst hat immer alles mit mir allein geregelt, es gab auch keine Freundin oder Tante(...). Ich versuche sie zu unterdrücken. Oder ich lasse sie raus, wie z.B. die Trauer, wenn ich alleine bin. Daß ich heule und mit bemitleide. Aber schon viel unterdrücken. Schon so, daß ich sie wahrnehme, aber nicht raus lasse. (Marion)*

Frau Hübner war völlig gelähmt durch die Angst vor dem Vater. Dieses Angstgefühl war vermutlich so übermächtig, daß jeglicher Bewältigungsmechanismus erstickt wurde. *Nur Angst, es gab immer nur Angst. (Pause) Sonst gab's gar keine anderen Gefühle. Ich hab sie ausgehalten. Mmh, ich mußte sie aushalten. Ich hab versucht damit zu leben und auch versucht, damit umzugehen, so gut es mir halt gelungen ist. (Frau Hübner)*

6.4.2.6. Selbstschädigendes Verhalten

Selbstschädigendes Verhalten kann dann auftreten, wenn die Psyche eines Menschen von einer Belastung derart überfordert wird, daß keine Ressourcen mehr vorhanden sind, um auf eine Krise mit einem angemessenen Bewältigungsverhalten zu reagieren.

Dieses Verhalten kann sich ausdrücken in jeglicher Verletzung, die dem eigenen Körper zugefügt wird, oder auch in Suchtverhalten.

Eine Suchterkrankung erfüllt auch die Kriterien für ein evasives Verhalten, da nicht zu bewältigende Gefühle mit ihrer Energie gegen den eigenen Körper gerichtet werden und keine Entladung nach außen stattfindet. Da jedoch in gewisser Weise eine Entladung der Energie nach innen gerichtet wird und sich die betreffende Person damit verletzt, wird sie unter diesem Punkt aufgeführt.

Frau Metzger zeigt in Ansätzen dieses selbstschädigendes Verhalten, wobei sie nicht detailliert darauf eingeht, wie sie mit dieser Wut, die sie für sich hatte, umgegangen ist. *(Pause)(folgendes in sehr leiser Stimme) Tja, ... was kann man tun.... Also, ich bin schon leicht wütend dann, aber eben für mich selber. (Frau Metzger)*

Frau Hartmann beschreibt sehr anschaulich, wie es zu der eigenen Suchterkrankung gekommen ist und welche Bewältigungsversuche sie im Vorfeld versucht hat (Rückzug; kein Austausch mit anderen,

sondern für sich alleine mit allem fertigwerden; Suizidgedanken; Eßstörungen). *Es war einfach, ja, ich bin aus dem Ganzen nimmer rausgekommen, nur noch Familie, Familie, die Streitereien und ich hab gar nicht leben können, ich hab ständig, da ich des auch nie glernt hab, die Regeln und alles, äh, ja. Also, dann hab ich angefangen gleich mit, mit 13 eigentlich schon. Gleich danach bin ich in Kontakt gekommen, weil ich hab einfach, äh, ich hab gar keinen Sinn mehr gesehen. (...). Wenn's Ärger gab, hab ich mich in mein Zimmer verzogen. Wenn die Tür abgeschlossen war, also, die war oft abgeschlossen, da blieb mir nix anderes übrig. Ich hab des mit mir selber ausgemacht, ausmachen müssen. Ständig auch die Drohungen, ihr kommt bald ins Heim... also des kam von meinem Vater, weil er einfach mit der Situation nicht klargekommen ist, meine Mutter ständig fremd gegangen, Alkohol getrunken und die Schlaftabletten und, ja, da war halt schon ziemlich Druck da. Mußt des machen, was da von dir verlangt wird und ich hab schon relativ früh gedacht, also, ich würd am liebsten sterben, aber ich war viel zu feige dafür, irgendwo mich selber umzubringen. (...). Obwohl ich schon so früh gedacht hab, hey, ich will nicht mehr, ich will nicht mehr, des kann net des vom Leben sein. Also ich wurde schon ziemlich früh so erwachsen irgendwo, also ich hab die Kindheit nie ausleben dürfen irgendwo, nur du darfst des net und des darfst du, mehr „Nein“ als „Ja“ und, ähm, deswegen weiß man auch, des war für mich schwierig so des Richtige und des Falsche, da ein Mittelweg zu finden, es gibt keinen, keinen.. ja. Also dieses Hoch und Tief. (...). Ich hab dann des Essen gefunden zum Teil auch.. in mich reingefressen halt.. ja, ich hab dann halt Probleme mit dem Essen gekriegt, daß ich halt immer, äh, ja, stark abgenommen hab oder stark zugenommen hab, also an dem hat man schon erkennen können, daß mit mir was net stimmt, aber es hat sich einfach niemand gekümmert um mich, der irgendwie gesagt hat, also irgendwas stimmt mit dir nicht oder irgendwie.. es ging einfach immer nur um andere. (Frau Hartmann)*

6.4.3. Exemplarisch: 3-Phasenmodell der Bewältigung nach Koch und Ritter (1995)⁶

Phasenmodelle „(...) beschreiben den Vorgang des Copings als einen zeitlich unterteilten Prozeß, beim dem in bestimmter Abfolge verschiedene Stadien der Bewältigung bzw. des Umgangs mit einem traumatischen oder Streß hervorrufenden Ereignis durchlaufen werden.“⁷

1.Phase: Der Schock steht im Mittelpunkt der Wahrnehmung. In dieser Zeit sind Verleugnung und Rationalisierung die wichtigsten Abwehrmechanismen. Das Ich soll vor zerstörerischen Emotionen bewahrt werden. Daher wird zunächst das Bewußtwerden der Realität und die Auswirkungen des Geschehenen verhindert. In diese Phase treten auch hauptsächlich die oben beschriebenen Abwehrmechanismen als Überlebens- und Bewältigungsstrategie auf. „Wenn sie sich dann erinnern an Situationen. Und das hat damit zu tun, daß die Frauen durch diese Überforderung damals natürlich oft bestimmte Erinnerungen einfach nicht mehr präsent haben; die waren entweder zu bedrohlich, zu massiv(...)“⁸

2.Phase: Es geschieht ein Übergang, in dem das Erlebte immer weniger geleugnet wird. Die kognitive Bearbeitung tritt in den Vordergrund. Die bisher abgewehrten Emotionen dringen vermehrt ins Bewußtsein und können als Streß und/oder Bedrohung empfunden werden. Als Folge davon können starke Ängste und psychosomatische Beschwerden auftauchen.

3.Phase: Nun geschieht eine emotionale Akzeptanz. Das erlebte Trauma wird vollständig ins Lebenskonzept der Betroffenen integriert.

⁶ S. 438ff

⁷ Koch & Ritter 1995, S.438

⁸ Frau Wachter

6.4.3.1. Abwehrmechanismen als Überlebens- und Bewältigungsstrategie

Nach Koch und Ritter⁹ gibt es darüber hinaus Abwehrmechanismen, die zwar nicht zu den effektiven Bewältigungsformen zählen, jedoch der betroffenen Person den Umgang mit traumatischen Ereignissen erleichtert.

- ✗ Verdrängung ist der am häufigsten auftretende Abwehrmechanismus. Durch unbewußte Selektion werden bestimmte Erlebnisinhalte dem Gedächtnis vorenthalten.
- ✗ Verleugnung ist ein Mechanismus, der nach außen orientiert ist und darauf abzielt, den angsteinflößenden Teil der Außenrealität von der eigenen Wahrnehmung auszuschließen.
- ✗ Bei der Rationalisierung wird die Wirklichkeit uminterpretiert (z.B. sexueller Mißbrauch als Liebe).
- ✗ Bei der Projektion werden eigene seelische Zustände auf andere Personen oder Objekte verlagert (z.B. Eßtörungen, um eigentliches Problem zu verdrängen).
- ✗ Die Kompensation dient zum Ausgleich von Minderwertigkeitsgefühlen und ist ein Mittel, sich selbst positive Eigenschaften einzureden.

⁹ 1995, S.440ff

7. Erwachsene Töchter von suchtkranken Müttern

Sie war meine Mutter

Gott habe sie selig

Manchmal sitze ich
in einer Ecke
und erinnere mich an meine Mutter
mit einer braunen Flasche in der Hand
oder an das Geräusch klappernder Eiswürfel
um zwei Uhr morgens
sie nannte mich Baby wenn sie noch ein Bier wollte
oder Schlampe wenn keines mehr da war
an Weihnachten backte sie Plätzchen für mich
bevor sie sich betrank
viele Nächte
schlief sie auf dem Fußboden ein
ich deckte sie dann mit einer Decke zu
und schob ein Kissen unter ihren Kopf
morgens erwachte ich
von dem Geräusch ihrer
Schreie
sie war schwer zufriedenzustellen
meistens
stritten wir uns
manchmal vermisse ich sie
und die Einsamkeit

Joan, aufgewachsen in einer Alkoholikerfamilie¹

An diesem Gedicht wird deutlich, welche ambivalenten Gefühle Töchter ihren suchtkranken Müttern gegenüber haben und welchen ambivalenten Gefühlen von seiten der Mutter sie ausgesetzt waren oder vielleicht immer noch sind.

Die Vielzahl von negativen Belastungen und Erfahrungen, die Kinder von Suchtkranken in ihrer Familie erlebt haben, haben Auswirkungen auf ihr Erwachsenenleben. Diese Erfahrungen und Belastungen können sie nicht ohne weiteres vergessen und hinter sich lassen, auch wenn sie erwachsen sind und sogar bereits ihre Herkunftsfamilie verlassen haben. Die Rollen, die sie in ihrer Kindheit hatten, bleiben weiterhin bestehen und aus den gelernten Verhaltensmustern resultieren eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Grundgefühlen, auf die im Folgenden eingegangen wird.

¹ Black 1988, S.78

7.1. Grundgefühle der erwachsenen Töchter²

7.1.1. Verantwortungsgefühl

Das Gefühl der Verantwortung sitzt bei Susanne besonders tief und sie leidet heute noch darunter. Dieses Gefühl wirkt sich derart aus, daß sie sich teilweise verantwortlich fühlt für die Handlungen von Menschen, die sie nicht einmal kennt. Den Grund für dieses Verantwortungsgefühl sieht Susanne darin, daß der Vater sie oft ins Vertrauen gezogen hat und ihr damit eine Verantwortung auferlegt hat, die eigentlich für die Mutter bestimmt gewesen ist.

Und dann auch so ein riesen Verantwortungsbewußtsein. So dieses Verantwortung übernehmen. Das hab ich immer noch, das ärgert mich manchmal. Also, was weiß ich, daß ich das Gefühl hab, ähm, ...wenn wir irgendwo sind, also wenn ich mit vielen Freunden irgendwo weg bin, ... Beispiel, alle trinken, ja, dann denke ich mir, scheiße, wenn was passiert, dann kann keiner mit dem Auto jetzt denjenigen ins Krankenhaus fahren, völlig blöd, ja? Wir sitzen irgendwo grillen, und dann kommt mir die Idee. Und dann denk ich, o.k., dann trink du nicht, also jetzt nicht aufs Trinken bezogen, sondern weil mir kein anderes Beispiel eingefallen ist, oder was weiß ich, wir...gehen schwimmen und dann weiß ich, jemand kann nicht so gut schwimmen, dann guck ich halt immer nach demjenigen. Ohne es jetzt unbedingt anmerken zu lassen, ohne es zu zeigen, aber es ist halt immer so da..... Verantwortung übernehmen wollen, wo ich eigentlich im Prinzip gar nicht brauch, die Leute sind älter oder gleich alt, oder, trotzdem fühl ich mich auf eine gewisse Art und Weise verantwortlich. Oder auch, wenn ich jetzt Fahrrad fahr, und ich fahr meistens über Rot und es fahren noch drei Leute hinter mir, dann denk ich mir, Gott, wenn die jetzt einfach nur hinterher fahren ohne zu gucken, die waren halt noch ein paar, 50 Meter hinter mir, und dann denk ich mir so, hey, die können genauso gucken, wenn sie über Rot fahren, die können genauso gut stehen bleiben, aber ich denk, also ich bin voraus gefahren, es kann sein, daß sie dann nachf..., also, wenn du jetzt allein Fahrrad fährst und fahr über Rot, wie du willst, aber wenn noch drei Leute hinter dir sind, dann fahr nicht über Rot oder solche Sachen, ja. Also, die Idee kommt dann im Kopf schon immer, wo ich mir dann denk, so hey, jetzt, ... sind schon genug oft auch ohne dich Fahrrad gefahren. (Susanne)

7.1.2. Verlassen und unerwünscht sein

Verlassen und unerwünscht sein sind wesentliche Erfahrungen, die Kinder von Suchtkranken gemacht haben. Verlassen zu werden ist hier nicht ausschließlich im physischen Sinne zu verstehen, sondern auch im emotionalen Sinne. „Sie erfahren fortwährenden Verlust und sie erfahren Verlust zu einer Zeit in ihrem Leben, als sie ihren Wert und ihre Identität entwickelten. Der Verlust ist unterschiedlich, aber

² Vgl. Cermak/Brown 1982; Woititz 1983; Gravitz/Bowden 1985; Black 1988; Wegscheider 1988

er ist augenscheinlich.”³

Die Lebensmaxime dieser Kinder, nämlich wertlos zu sein, steht in engem Zusammenhang mit dem Verlassen werden.

Susanne sieht die Ursache für die Angst vor Verlassenwerden in den ständigen Umzügen von Land zu Land. Doch allein die Tatsache, daß ein Kind auf den Gedanken kommt, die Eltern könnten es zurücklassen, wenn es ihnen lästig wird, bedarf einer Vorgeschichte. Dies hat zu tun mit einer Grundatmosphäre von Unverlässlichkeit und Mißtrauen innerhalb der Familie, welche das Kind spürt und welche wohl auch Susanne wahrgenommen hat.

Und halt schon ein gewisses Mißtrauen, ich hatte immer Angst, daß sie weggehen. (...)daß sie mich allein lassen. Daß sie mich zurücklassen... also ich denk, daß kommt dadurch, daß wir halt aus Rumänien geflohen sind, und dann noch ein Jahr in Neuseeland waren, und von Neuseeland erst nach Deutschland gekommen sind, und daß..., ähm, daß sie halt immer wieder alle wichtige Stellen, alle wichtigen Personen hinter sich gelassen haben. Das hätten sie auch mit mir machen können, wenn ich ihnen lästig werde. (...). Bis ich halt wußte, ich schaff's auch alleine. Komischerweise waren mir immer so Sachen furchtbar wichtig zu wissen, was weiß ich, wie man Schecks ausfüllt und wie man, weil ich dachte, daß, wenn ich alleine das machen muß, muß ich wissen, wie's geht. Ich muß wissen wie man kocht, muß wissen, wie man wäscht, ich muß wissen, wie man was weiß ich was macht. (Susanne)

Die Mutter von Marion vermittelt mit ihrer desinteressierten Haltung dem Leben der Tochter gegenüber, daß die Tochter nicht von Bedeutung ist. Möglicherweise spürt Marion ein Gefühl von Un-erwünscht sein gegenüber ihrer Person, da es für ihre Bedürfnisse und Wünsche kein Raum innerhalb der Familie gegeben hat.

Desinteresse. (...). Ich denke von ihr es gar nicht böse gemeint. Sie möchte nicht nerven mit ihren Fragen. Aber sie hat keine Ahnung, wie ich hier in Freiburg lebe und fragt mich auch nicht danach. (...). Meine Mutter hat einfach wenig Zeit. Es war technisch schon gar nicht machbar. Ja aber sie hat nie gesagt, ich komme mal oder fahre dich mal sonntags her, daß ich sehe, wo du wohnst(...). Aber so Sachen kommen von ihr nie. Das ist schade, weil sie ist meine Mutter und will doch wissen, wo ich wohne. (...). Dabei denke ich, ist es bei ihr nicht böse gemeint, nur Desinteresse. Ich finde es schade, daß sie da nicht mehr nachfragt. (Marion)

Sie entschuldigt das Verhalten der Mutter, vielleicht um auch für sich persönlich einen plausiblen Grund in dem Verhalten der Mutter zu sehen. Die Wahrnehmung -scheinbar überflüssig zu sein und nicht beachtet zu werden- führt unweigerlich zum Gefühl des Unerwünscht-Seins; dieses Gefühl hat für das Lebenskonzept und für die Selbstwahrnehmung eines Kindes verheerende Auswirkungen und kann zerstörerisch wirken.

³ Arenz-Greiving in Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren 1993, S.265-281

7.1.3. Schuld- und Schamgefühle

Als Kinder haben die Töchter zum Teil viel Scham bei ihren Eltern erlebt; Scham darüber, als Elternteil versagt zu haben; Scham über die eigene Sucht. Die Kinder fühlten sich für diese Scham möglicherweise verantwortlich, da sie vielleicht glaubten, zu schlecht zu sein, um geliebt zu werden. Diese Verantwortung für die Gefühle der Eltern begleitet sie bis in ihr Erwachsenenleben und selbst wenn sie nicht mehr direkt in der Herkunftsfamilie leben, fühlen sie sich für die Gefühle der Eltern verantwortlich; das Tragische ist, daß sie nicht die Macht haben, die Sucht zu beenden oder das Leben der Eltern zu verändern, und so entsteht ein enormes Schuldgefühl den Eltern gegenüber, das sie fast erdrückt.

Susanne leidet unter diesen Schuldgefühlen, die für ihr Leben ein Stück weit bestimmend sind.

Und dadurch auch so Schuldgefühle sind, wenn's mit gutgeht. Und auch so dieses Gefühl, sie hängen zu lassen, ohne Ende. Jetzt, wo ich seit längerer Zeit versuche, ihnen zu sagen, ...ich will mit euch nichts mehr zu tun haben. ...Ja, nichts mehr zu tun haben, also, laßt mich. Und sie verstehen's nicht.(Susanne)

Sarah hatte lange Zeit große Schuldgefühle wegen des Todes ihrer Mutter. Sie hat die Sucht nicht bewußt als solche wahrgenommen und daher auch nicht verstanden, daß nicht sie an dem Tod der Mutter schuld gewesen ist, sondern ihre Sucht.

Also, ich hab mir bis 92 ziemlich krasse Vorwürfe auch gemacht, ja, wenn ich das Glas nicht runterfallen lassen hätte, dann hätt sie sich nicht aufgeregt und dann wäre sie nicht umgekippt, da hab ich mir halt Vorwürfe gemacht, mir Schuld eingeredet und so. (Sarah)

7.1.4. Angst vor Selbstverlust

Als Kind wurde oftmals ihre Wahrnehmung der Dinge geleugnet, daher trauen sie ihr irgendwann nicht mehr. (...)und das ist gar nicht so schlimm und du machst da was viel größer (...)du bildest dir das ein. (Susanne)

Dies kann zur Folge haben, daß diese Kinder im Erwachsenenalter sehr unsicher sind, was eine eigene Meinung und einen eigenen Standpunkt betrifft, da sie nie sicher sind, ob ihre Wahrnehmung der Dinge die richtige ist.

Susanne fühlt sich manchmal schicksalhaft mit dem Leben der Eltern verknüpft; dies geht so weit, daß ihre Bedürfnisse und Gefühle auf der Strecke bleiben und sie schon nicht mehr klar zwischen den der Eltern und ihren eigenen Gefühlen unterscheiden kann. Die Gründe dafür liegen vermutlich zum einen

in dem starken Wunsch von Susanne, die Anerkennung vom Vater haben zu wollen. Dafür hat sie den Preis bezahlt, nicht zu wissen, ob das, was sie getan hat, nur um des Vaters Willen geschehen ist oder ob sie es getan hat, weil sie selbst es so wollte. Ein weiterer Grund könnte darin gesehen werden, daß Susanne die Wahrnehmung hatte, daß in der Familie etwas nicht in Ordnung ist, aber dafür keinen greifbaren Grund hatte, mit dem sie es sich hätte erklären können.

Aber eher in die Richtung, daß ich Angst hab, daß, äh, daß ich mich mit dieser Situation arrangiere und irgendwie weitermache, also dieses ganze System aufrechterhalte. Und mich in dieses Ganze weiter reinziehen lasse, oder weiter mitmache und zu sagen, in ner gewissen Weise mein Leben weiterhin danach ausrichte. Daß ich nicht genau weiß, was ich will, sondern eher das mache, was von mir erwartet wird, von ihnen. (Susanne)

7.1.5. Emotionale Verletzlichkeit

Erwachsene Kinder haben die Erfahrung gemacht, daß ihre Bedürfnisse und Gefühle keinen Platz innerhalb der Familie hatten, und daß sie, wenn sie diese äußerten, nicht wahrgenommen oder herabgesetzt worden sind. Daraus resultiert eine Verletzlichkeit, die erwachsene Kinder hemmt, heute ihre Gefühle zu äußern. Sie haben erlebt, daß Gefühle haben und diese zu äußern damit verbunden ist, verletzt zu werden.

Die Frauen erlebten oft eine Atmosphäre, in der es keinen Platz für Bedürfnisse und Gefühle gegeben hat.

So Sachen wie über Gefühle reden oder daß man fragt, wie man sagt, wie geht es dir in Freiburg oder so kamen bei uns nie. (Marion)

(...)so konkret gab's da keine richtige Beziehung, also die Bezugsperson könnt ich auch net sagen, wo ich mich da eher hingezogen gefühlt hab. Also, ich hab auch nie offen über irgendwelche Gefühle gesprochen oder irgendwie, was, was, ja, Anliegen war, also ich hab mich da auch nie heingetraut. (Frau Hartmann)

Aber so als Kind, ich konnte nie zu meiner Mutter gehen. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich ein einziges Mal zu meiner Mutter gegangen bin und, äh, ihr was von meinen Problemen erzählt habe. (Frau Hübner)

Aufgrund dieser Familienatmosphäre, die geprägt gewesen ist von Mißtrauen und teilweise auch Angst, haben die Frauen gelernt, ihre Gefühle für sich zu behalten und erst Hilfe zu suchen, wenn sie alleine mit den Belastungen und Gefühlen nicht mehr fertig geworden sind.

(...)ich hab alles geschluckt und die Türe zugemacht. Gerade die Probleme mit meiner Mutter - da hab ich mit niemandem darüber geredet. (Marion)

(...)würde ich sagen, tief durchgeatmet, Kasten auf, alles rein, Deckel drauf und in die Ecke stellen(...). (Frau Metzger)

Nee, ich hab über meine Gefühle nie gesprochen. Ich hab das schön verdrängt und bin weggelaufen(...). (Frau Hartmann)

Ein Teil der Frauen konnte diese Verletzlichkeit ablegen und sind durchaus in der Lage, über ihre Gefühle zu sprechen. Den Schritt in diese Richtung haben alle Frauen getan, denn sie haben sich mit ihren Problemen an soziale Einrichtungen gewandt. Doch um ein Grundvertrauen in andere Menschen zu gewinnen und den Glauben loszulassen, daß man immer verletzt wird, wenn man seine Gefühle mit anderen Menschen teilt, bedarf einer langen Zeit, wenn man berücksichtigt, wie lange sie in einer mißtrauischen Familienatmosphäre gelebt haben. „Diese Erfahrung, ich muß mich auf mich allein verlassen, das wird ein Stück weit bleiben, glaube ich, das braucht länger, um so eine gesunde Kontaktfähigkeit, (...)sich auch mal auf jemand anders zu verlassen, um das zu lernen, das dauert glaube ich ein bißchen. Dafür war's einfach auch zu lange, die Kinder- und Jugendzeit.“⁴

7.1.6. Vertrauen und Erwartungen

Vertrauen und Erwartungen sind eng mit dem Aufwachsen in der oben genannten mißtrauischen Familienatmosphäre verknüpft.

Da die Frauen in einer Atmosphäre aufwachsen sind, die geprägt war von Inkonsequenz, Unberechenbarkeit, Gefühlsarmut und möglicherweise auch der Vernachlässigung ihrer ureigenen Grundbedürfnisse, konnten sie kein gesundes und intaktes Urvertrauen entwickeln. Möglicherweise hat ein Teil von ihnen grundsätzliches Problem mit Vertrauen -Vertrauen in sich selbst und Vertrauen in andere Menschen.

Aus diesem Grund haben erwachsene Kinder von Suchtkranken häufiger die Einstellung, keine Erwartungen an andere Menschen zu stellen, da sie zu oft enttäuscht worden sind.

7.1.7. Kontrolle

Die Kontrolle zu behalten ist ein wichtiges Lebensmotto. In ihrer früheren chaotischen Lebenssituation versuchten die Kinder durch Kontrolle ein wenigstens geringes Maß an Struktur herzustellen. Sie

⁴Frau Wachter

kontrollierten den Alkoholkonsum der Eltern, die Finanzen und ihr eigenes Leben, so daß nach außen hin alles möglichst normal erschien.

Im Erwachsenenleben fällt es diesen Menschen schwer, Kontrolle und damit auch Verantwortung abzugeben. Sie glauben, alles alleine schaffen zu müssen, in privater wie auch in beruflicher Hinsicht.

7.1.8. Grenzen

In einer Familie mit einer Suchterkrankung sind die Grenzen oftmals nicht deutlich voneinander abzugrenzen und sie überschneiden sich. Es gibt keine klaren, gesunden Rollenzuschreibungen innerhalb der Familie und auch kein klares Rollenskript, wie sich die einzelne Person gemäß ihrer Position und ihres Alters zu verhalten hat.

Erwachsene Kinder erkennen daher möglicherweise nicht ihre eigenen Grenzen, da diese zu oft verletzt worden sind, und wissen eigentlich gar nicht, wer sie sind, noch erkennen sie immer die Grenzen anderer Menschen.

7.1.9. Bindung

Die Bindungen in den Familien waren zum großen Teil bestimmt durch die Suchterkrankung. Die Erkrankung war auch der Grund dafür, daß die Eltern häufig emotional und körperlich abwesend waren.

In der Literatur⁵ wird beschrieben, daß Kinder von suchtkranken Eltern versuchen, eine Bindung zu ihren Eltern herzustellen, während Kinder aus ‚normalen‘ Familien mit Beginn der Pubertät die ersten Ablösungsversuche von ihren Eltern durchleben. Da die Eltern oftmals zu sehr mit ihrer Sucht beschäftigt waren, um adäquat mit den Bedürfnissen ihres Kindes umzugehen und auch emotional nicht in der Lage waren, eine feste und vertrauensvolle Beziehung zu ihrem Kind herzustellen, erlebte das Kind diesbezüglich fortwährend eine psychische wie auch physische Mangelsituation.

In den Interviews konnte dies nicht bestätigt werden. Ganz im Gegenteil versuchen die meisten Frauen, die Bindung zu den Eltern -die eng verknüpft ist mit Schuldgefühlen und Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Eltern- zu lösen oder sie konnten sich bereits emotional lösen. Dabei muß unterschieden werden, daß die Frauen nicht generell die Beziehung zu den Eltern auflösen wollen, sondern die Trennung von den Eltern als einzige Möglichkeit wahrnehmen, aus dem suchtkranken System auszuweichen. In der Ablösung sehen sie für sich die Chance, ein selbstbestimmtes und freies Leben zu führen,

⁵Vgl. Fußnote 2

denn oftmals sind es gerade die Eltern, die die Töchter an sich binden wollen.

Susanne ist in dieser Beziehung sehr ehrlich zu sich selbst und sie nimmt die Suchtmechanismen deutlich wahr. Die Wahrnehmung dieser Verstrickung, nämlich daß sie lange Zeit ein Teil des suchtkranken Systems gewesen ist -wenn auch unbewußt- und daß sie ihren Anteil daran hatte, ist der erste Schritt zu einem selbstbestimmten Leben. Emotional ist sich noch ganz nah an ihren Eltern und die Vermittlung von Schuldgefühlen fallen auf (noch) fruchtbaren Boden. Sie beschreibt diese emotionale Verbundenheit mit den Eltern sehr anschaulich, so daß die Zerrissenheit und ihr Leiden sehr gut nachzuempfinden ist.

Äh, daß ich meine Zukunft in einer gewissen Weise abgetrennt von meinen Eltern leben kann. Also, daß ich nicht in dieses Suchtsystem miteingezogen, also diese Co-Abhängigkeit, dieses..., Begriffe, ja? Daß ich die, daß ich es schaff, da raus zu kommen. Also wirklich auch von innen her. Daß ich mir einfach sagen kann, o.k., es war so und es ist nun mal so passiert und ich bin nicht verantwortlich für sie, für meine Eltern. Ich bin nicht dafür verantwortlich, was sie mit ihrem Leben getan haben, und ich hab ein Recht darauf, mein Leben so zu gestalten, wie ich es möchte, wie ich es für richtig halte ohne, in Anführungsstriche, Rücksicht auf sie nehmen zu müssen, nämlich nach ihnen ausrichten zu müssen. Oder nichts, oder nicht die Anerkennung von meinen Eltern dadurch, äh, kriegen. Also, daß ich ohne Anerkennung meiner Eltern leben kann oder ohne, daß sie verstehen, was ich tue, trotzdem mein Ding machen kann, obwohl sie's schlecht finden. Sozusagen, daß irgendwie ... damit abschließen zu können. Es nicht wegstecken, oder so was, oder verdrängen, sondern einfach zu sagen, o.k., es war so und du hast die und die Konsequenzen daraus gezogen, und es soll nicht mein weiteres, also es soll jetzt nicht irgendwie in meine Ehe, in meine Beziehung, in meine Kinder und sonstwas, reingehen. Nicht diese Fehler wiederholen. Verstehst du, was ich meine?

Also, dieses System, was da aufgebaut wurde, aus dem rauszukommen. Wirklich rauszukommen. (Susanne)

Marion versucht eine Trennung von ihrem Leben hier in Freiburg und von dem Leben zu Hause bei ihrer Mutter. Sie versucht, zu akzeptieren, daß die Mutter Alkoholikerin ist und wahrscheinlich auch bleiben wird.

Zum einen ein bißchen zweitgeteilt. Weil ich halt vier Tage hier bin und drei Tage in Lahr. Da ist noch etwas Zerrissenheit momentan noch. Ja, halt durch die Erfahrung, daß es mir gut geht, wenn ich alleine wohne. (...). Einfach Abstand zu meiner Mutter –ganz praktisch auch - daß ich sie nur noch am Wochenende erlebe. Momentan geht es mir einfach besser, wenn ich merke, ich klebe nicht mehr so auf ihr. (...). Es war wie ein zweites Leben hier. Meine Mutter kennt nichts von hier und sie kennen nichts von da. Es war schon wie ein zweites Leben und da... es geht mir schon besser, ich gehe halt einfach weg und bin nicht mehr jeden Tag daheim. (...). Und mich zu distanzieren – ja, das ist meine Mutter und sie ist halt so, sie ist daheim. Ich bin hier und habe mein eigenes Leben. Man kann auch nichts ändern daran. Wenn ich jetzt weiterhin überlegen würde, was mache ich jetzt da, mir geht es so schlecht.... Sie wird in 10 Jahren noch Alkoholikerin sein und ich muß trotzdem weiterleben. Das war für mich das Gute, es zu akzeptieren, es ist einfach so. (Marion)

In diesem Interviewauszug ist jedoch eine Ambivalenz zu spüren. Auf der einen Seite scheint sie gut mit der Akzeptanz zurecht zu kommen, auf der anderen Seite gibt es aber auch die Zerrissenheit, in der sich Marion befindet, die sich vermutlich durch das häufige Pendeln zwischen Freiburg und ihrem Herkunftswohnort ergibt. An dieser Stelle drängt sich unweigerlich die Frage auf, warum sie so häufig nach Hause fährt, obwohl zu Hause ihre Mutter ist und sie mit ihr nicht klar kommt.

Sie selbst spricht von einer emotionalen Verbundenheit zwischen der Mutter und ihr und daß sie im Moment noch keinen wirklichen Abstand zu der Mutter hat.

Es ist etwas schwierig, da dieser Moment noch nicht vorbei ist, er ist noch nicht so lange vorbei, er ist ja auch nicht so alt (...). Es hat sich ja nicht verändert. Sie [Gefühle] sind weniger geworden, da ich sie [Mutter] ja weniger erlebe wie früher. Ob die Gefühle – ja ich denke schon, daß die Gefühle später noch hochkommen. (Marion)

Ob sich Marion auf diese Art und Weise von der Mutter endgültig emotional distanzieren kann und somit auch von den Verletzungen und Enttäuschungen, die sie in der Beziehung zur Mutter erlebt hat, ist noch ungewiß. Doch sie hat bereits die Wahrnehmung, daß sie sich von der Mutter trennen muß, um ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. Zu berücksichtigen ist, daß Marion erst vor kurzem von zu Hause weg ist und erst am Anfang eines eigenständigen Erwachsenenleben steht.

Auch Frau Hartmann befindet sich aktuell in dem Ablösungsprozeß. Auffallend ist, daß sie heute einen guten Kontakt zum Vater hat, weil Gefühle spürbar vorhanden sind. Zur Mutter hingegen hat sie einen distanzierteren Kontakt, da sie mit ihren Gefühlen nicht zur Mutter durchdringen kann. Andererseits scheint die Mutter Kontakt zu suchen, doch Frau Hartmann ist diejenige, die die Mutter zurückweist. Die Verletzungen von der Mutter scheinen für sie persönlich schlimmer gewesen zu sein als die vom Vater und sie kann ihm eher verzeihen.

Nee. Ich laß des nicht mehr auf mich kommen, ich geh meine eigenen Wege. Also, ich hab schon so einen Weg für mich gefunden, also, ich bin keine Person, die helfen muß irgendwo, jeder muß mit seinem Leben jetzt zurecht kommen. Ich bin grad dabei, mich zu lösen von dem Ganzen und, ähm, ich will da drin nicht mehr stecken und ich kann da drin nicht mehr stecken, es jedem recht zu machen, weil ich selber dann zu Grunde geh einfach. Also, ich denk, des ist einfach der Weg für mich und.. ja. Und meine Mutter ist halt einfach so, die klammert sich zu sehr an mich und das mag ich net. Ja, bei mir spielen halt Gefühle eine große Rolle irgendwo, und auf die leg ich Wert, und wenn jemand mit mir, ähm, Scherzkeksle macht oder, ja, oberflächlich einfach redet, es kommt einfach nix, dann.. hab ich zwar den Kontakt, aber es ist einfach irgendwo... (Frau Hartmann)

Auch Frau Hübner spürt trotz dem zeitlich langen Abstand eine Ambivalenz in den Gefühlen zur Mutter. Doch sie sieht, daß sie ein eigenes Leben hat, einen Mann und Kinder, und das ist mit ein Schwerpunkt in ihrem jetzigen Leben. Sie nimmt Rücksicht auf ihre eigenen Bedürfnisse und stellt diese in den Mittelpunkt ihrer Wahrnehmung.

Frau Hübner kann aufgrund des Abstandes zur Mutter -und sicher auch durch die eigene Suchterkrankung- die Mutter ein Stück weit verstehen und sie sieht in ihr auch den Menschen und die Frau und nicht primär die Suchterkrankung. Sie hat für sich erkannt, daß nur sie die Macht hat, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es möchte und sie hat auch erkannt, daß sie die Macht hat, sich von der Mutter zu lösen.

(...)meine Mutter, meine Mutter tut mir eigentlich sehr leid. Also, manchmal sagen wir so, tut sie mir leid, manchmal hab ich sie sehr gern, also ich bin da eigentlich noch immer ziemlich schwankend in meinen Gefühlen ihr gegenüber. (...). Und ich, ich guck jetzt mehr auf meine Gefühle, hab ich das Bedürfnis sie zu sehen, ich mach nicht mehr das, wenn sie gerne möchte, ich bin eigentlich in erster Linie, schau ich nach mir, muß ich sagen. Nach mir und meiner Familie. Und wenn das alles in Ordnung ist, dann geh ich weiter. Ob das jetzt mein Bruder ist oder meine Mutter ist, aber in erster Linie schau ich auf mich.(...). Ja, sie ist noch immer nicht die, die sie in Wirklichkeit ist, meine Mutter.. es wird aber auch nicht mehr, glaube ich. Sie ist jetzt 64, es wird sich auch nichts mehr verändern bei ihr, nur meine Einstellung und meine Gefühle kann ich verändern und manchmal bin ich bereit dazu und manchmal bin ich nicht bereit dazu. Muß ich ehrlich sagen. (...). Und ich investier auch nicht so viel Gefühle, weil ich merke, daß es dann anfängt mich zu belasten. Und wenn es mich belastet, dann muß ich das, äh, wieder aus der Welt schaffen und das ist mir teils zu aufwendig. Also, ich investier nicht mehr so viel Zeit und Gefühle, es ist ihr Leben und ich hab mein Leben. (Frau Hübner)

7.2. Stärken von erwachsenen Töchtern

Aufgrund der vielfältigen Belastungen und Erfahrungen, die die Töchter in ihrem Aufwachsen gemacht haben, gibt es eine Vielzahl von Stärken, die sie entwickelt haben. Viele der oben genannten Grundgefühle, die als negativ beschrieben worden sind, können für die Frauen zur Stärke werden.

Im Folgenden werden die Stärken aufgezählt, die die Frauen auch für sich konkret als Stärke empfinden und benennen.

Susanne hat die Stärke, sehr bewußt über zwischenmenschliche Beziehungen nachzudenken und für sich im Vorfeld klar zu haben, was sie möchte und was sie nicht möchte. Die Gedanken über zwischenmenschliche Beziehungen beinhalten zum einen „Wie bin ich eine gute Mutter und wie möchte ich mit meinen eigenen Kindern umgehen“. Zum anderen macht sie sich Gedanken über eine gute Partnerschaft.

(...)oder auch wirklich viel Gedanken mach darüber, ähm, wie Freundschaften genereller Art und Beziehungen auszusehen haben. Und Erziehung zu Kindern auszusehen hat. Also diese drei Sachen. Zwischenmenschliche Beziehungen, daß ich mir darüber relativ viel Gedanken mache. (...). Und da denke ich, war halt Sabines Mutter ein großes Vorbild für mich(...). Die haben vier Kindern, und die hatten für mich wirklich ne ideale Ehe, in Anfü..., also ideal, also, ne glückliche Ehe. Ich denk, die sind wirklich glücklich, die lieben sich, die haben ihre vier Kinder und haben auch für die Kinder wahnsinnig zurückgesteckt, aber in dem Sinne, daß sie glücklich waren bei dem Zurückstecken, und sie ist ne super selbstbewußte Frau, wahnsinnig glücklich mit den Kindern und mit ihrem Mann, und braucht die Kinder nicht, um sich irgendwie Bestätigung zu suchen, sondern sind da, können gehen, sie können kommen (...) und den Kindern immer wahnsinnige Freiräume gelassen. (...) und dann auch ne Zeit lang, als ich Au-pair gemacht hab in England, da war ich auch in einer Familie, wo das Ehepaar, ähm, Vorbild für mich gewesen ist an.. an Zusammenleben. Also so einen unheimlichen Respekt, fiel nie ein böses Wort, im Gegensatz, die.. äh.. Mutter wurde vor den Kindern von seiten des Vaters immer hochgehalten und umgekehrt auch, also das war eine Einheit, und sie haben viel für die Kinder getan, aber es war nicht so, guckt mal, was wir alles für euch tun und seid dankbar, es war selbstverständlich, es war so ein Einspiel, es war so ne Harmonie, und es war jetzt nicht so, darling, I love you, sondern es war echt so... wir sind glücklich, Punkt. Und das fand ich sehr schön. (Susanne)

Frau Metzger besitzt eine hohe Sensibilität in Bezug auf andere Menschen und sie kann andere Menschen gut einschätzen.

(...)ich spür des relativ schnell, ob ich da warm werden kann oder net und... also, da ich wenig gesprochen hab und viel mit Blickkontakte hatte, hab ich da schon so ein Gefühl dafür. (Frau Hartmann)

Sarah hat besonders aus dem Tod der Mutter die Stärke gewonnen, Sucht für sich selbst gut einschätzen zu können und einen sehr bewußten Umgang gerade mit Alkohol zu haben.

Und ich denk, ich weiß, wie ich damit umzugehen hab. Also, wenn ich merk es wird mir zuviel, dann laß ich es einfach stehen. Egal ob ich jetzt nur so viel getrunken hab oder, also, und was ganz wichtig ist, das ist mir vor ein paar Monaten bewußt geworden, ähm, ganz deutlich bewußt geworden, ich trinke nichts, wenn ich schlecht drauf bin. (...)weil ich, wenn ich da dann trinken würde, dann, dann sah's so aus als wollt ich mir meinen Ärger und meinen Frust, den ich jetzt hab, gegen die Leere, daß sie mir das Zeugnis jetzt nicht gibt, runterspülen, und das will ich nicht. Das ist mir ganz.. wichtig, also das ich das nicht mach, das ich das nicht anfang. Weil dann ist schon mal die erste Grenze überschritten und dann denk ich mir, wenn ich, wenn ich wegsaufen will, also das bringt's ja nicht, weil ich weiß ja, wo's am Schluß hinführen kann. (...)daß ich halt weiß, wohin der Alkoholismus führen kann, also wenn ich, äh, zuviel Alkohol trink, dann kann ich verrecken. Und ich sag auch bewußt, das hört sich jetzt vielleicht kraß an, wenn ich sag verrecken, aber meine Mutter hat bestimmt keinen schönen Tod gehabt. Und das sag ich auch immer wieder, die ist verreckt. Das hört sich zwar ziemlich hart an, aber es ist so. Auf jeden Fall weiß ich halt, wo's hinführen kann, also zum Tod. (Sarah)

Durch das Aushalten und Überwinden dieser schwierigen Situation in ihrem Aufwachsen hat Frau Hartmann für sich eine Stärke gewonnen, Krisensituationen auszuhalten.

Durchhaltevermögen. So spontan... ich weiß es gar nicht, darüber hab ich mir noch keine Gedanken gemacht. Also Durchhaltevermögen auf jeden Fall. (Frau Hartmann)

Frau Hübner hat durch die frühe Übernahme von Verantwortung für ihr eigenes Leben und für das ihres Bruders die Stärke von Verantwortungsbewußtsein gewonnen. Auch Frau Metzger hat sich viel um den jüngeren Bruder gekümmert, benennt dies für sich aber nicht als konkrete Stärke.. „(...)weil sie eben so Fähigkeiten ausgebildet haben, wie Verantwortung übernehmen, alles überblicken, alles schaffen können, Stärke beweisen auch in Krisensituationen, also das können sie sehr gut.“⁶

(...)bin ich auch ziemlich früh im Leben gestanden sozusagen. Und vielleicht auch durch das Aufpassen auf meinen Bruder wirklich, ja, das Verantwortungsbewußte. (Frau Hübner)

„Also eine ganz große Stärke ist ja einfach die Erfahrung, ich kann, egal welche Anforderungen ich hab, egal wie schlimm meine Lebenssituation ist, ich kann die bewältigen. (...). Aber ich kann immer darauf zurückgreifen, daß ich sage, das war eine schlimme Situation für sie und sie haben trotzdem Möglichkeiten gefunden, aus sich selbst heraus oder mit Hilfe anderer, da wieder heraus zu kommen. (...). Und das hilft natürlich bei späteren Krisen (...). Und was eine Stärke ist, ist so, daß ich mich als Partner, als Mensch, als Freund, schon auf sie verlassen kann. (...). Anderen zur Seite stehen, für andere da sein. (...). Die Frauen sind in ihrer Kindheit, in ihrer Mädchenzeit sehr damit beschäftigt auf die Mutter ausgerichtet zu sein; was macht die, wie verhält sie sich, was denkt sie, was könnte sie jetzt fühlen, wie check ich das alles ab und so weiter und so fort, also sie sind gute Beobachterinnen und können anderen gute Rückmeldung geben. Sie sind auch sehr gut für soziale Berufe geeignet, das ist eine Fähigkeit.“⁷

⁶ Frau Wachter

⁷ ebenda

7.3. Der Schritt vom „Erwachsenen Kind“ zum erwachsenen Menschen

Die Überschrift macht bereits deutlich, wie Heilung geschehen kann und wie aus den Erfahrungen der Kindheit Stärken werden können. „(..)in Wirklichkeit gibt es nicht so etwas wie ein ‚erwachsenes Kind‘. Das ist eine Beschreibung von *woher* man kommt, nicht eine Diagnose, *wer* man heute ist.“⁸

Damit dieser Schritt geschehen kann, müssen die Verhaltensweisen aus dem Suchtsystem herausgelöst werden und gesund in die individuelle Persönlichkeit integriert werden. Dies bedeutet, daß Verhaltensweisen nicht mehr eine Reaktion auf mein Gegenüber darstellt oder eine Reaktion ist auf eine momentan nicht mehr existente Situation mit der Mutter, dem Vaters etc., sondern sie im Hier und Jetzt gelebt werden und keinen äußeren Stimulus bedürfen. Dazu müssen sie erkennen, „(..) daß das, was mit ihnen als Kinder geschehen ist, nicht ihr Fehler war und daß sie als Erwachsene keine Opfer mehr zu sein brauchen. Sie müssen nicht in ihrem Problem steckenbleiben -sie können etwas *tun*.“⁹

‚Gesund‘ bedeutet darüber hinaus, daß die Person Verhaltensweisen unter Berücksichtigung eigener Bedürfnisse, Gefühle und Stimmungen ausagiert und nicht ihre Grenzen (körperlich wie auch psychisch/emotional) überschreitet.

„Am Ende finden wir nur Frieden in der Vergebung. Das bedeutet nicht, daß wir den Schmerz und den Schaden übersehen, es bedeutet zu verstehen, daß wir aus ihm herausgewachsen sind. (...). Und wenn Erwachsenen Kinder groß werden und von Wut und Schuldzuweisungen zur Vergebung und Akzeptanz übergehen, können sie der Gesellschaft auch eine wertvolle Lektion in Menschlichkeit erteilen. Wenn wir unseren Eltern vergeben, vergeben wir auch und selbst. Und wir vergeben der Welt, daß sie ebenfalls nicht perfekt ist.“¹⁰

⁸ Krestan in SuchtReport 3/94, S.49

⁹ Radinger in SuchtReport 3/94, S.50

¹⁰ Radinger in SuchtReport 3/94, S.52

8. Schlußwort

Das Ziel dieser Arbeit war, Einblicke in das Leben von Töchtern von suchtkranken Eltern zu gewinnen. In der Literatur hat dieses Thema noch keinen Platz gefunden und daher war es mir ein Anliegen, solche Frauen kennenzulernen und etwas von ihrem Aufwachsen und ihrem heutigen Leben zu erfahren.

Bei der Auswertung der Interviews entdeckte ich immer wieder auffällige Gemeinsamkeiten, welche die Frauen unabhängig vom Alter und den familiären Rahmenbedingungen artikuliert haben.

Ein aus meiner Sicht spannender Aspekt war der Vater der Frauen. Bevor ich die Interviews durchgeführt hatte, war ich überzeugt davon, daß der Vater in der Familie häufiger nicht mehr anwesend ist. Doch ich habe festgestellt, daß der Vater für die Tochter in greifbarer Nähe war. Die Eltern von Frau Metzger und Marion haben sich zwar getrennt, doch die Väter waren nach der Scheidung weiterhin im Nahumfeld der Frauen vorhanden. Trotzdem erfüllte der Vater bei keiner Frau die Funktion einer positiven Bezugsperson, die erleichternd auf die süchtige Familiensituation eingewirkt hätte. Anscheinend gab es von seiten des Vaters keine Bestrebungen, auf die Sucht der Mutter einzuwirken; zumindest artikulierten dies die Frauen nicht.

Auch die Geschwister waren nicht in der Lage, sich gegenseitige Unterstützung zu geben. Es scheint, daß jeder Teil der Familie voneinander isoliert gelebt hat und es zu keinem direkten Austausch innerhalb der Familie gekommen ist.

Eine Antwort auf die Fragen, warum es zu keiner gegenseitigen Unterstützung gekommen ist, weder vom Vater noch von den Geschwistern, findet sich vielleicht, wenn man die süchtige Familiensituation aus systemischer Sicht betrachtet. Wie bereits erwähnt, arbeitet jeder Teil des suchtkranken Systems auf ein Gleichgewicht hin. Zu diesem Gleichgewicht gehört auch die Suchterkrankung. Also ist die Konsequenz daraus, daß jeder Teil -unbewußt- auf die Erhaltung des bestehenden und bekannten Systems hinarbeitet.

Dies begründet möglicherweise auch den mangelnden Austausch innerhalb der Familie und die Isolierung der einzelnen Mitglieder. Es gab keine Auseinandersetzung darüber, wie die bestehende Situation verändert werden hätte können. Die Frauen hatten nach ihren Aussagen noch nicht einmal ansatzweise die Idee, daß es Möglichkeiten zur Veränderung gibt. Sie haben keine Familiensituation erlebt, die ihnen Raum gegeben hätte für die Äußerung von Bedürfnissen und Gefühlen. So konnten

sie nicht erleben, daß ihre Gefühle und Bedürfnisse mitgestaltend auf die Familienatmosphäre einwirken können, wie es in ‚gesunden‘ Familien geschieht.

Einerseits isoliert also das suchtkranke System die Familienmitglieder voneinander, so daß es zu keinem Austausch kommen kann, der wiederum eine Veränderung bewirken könnte. Andererseits werden die Familienmitglieder förmlich aneinander gekettet, jedoch auf eine sehr ungesunde Art und Weise. Die Frauen sind zum Großteil heute noch emotional in dem suchtkranken Familiensystem verhaftet, obwohl sie sich körperlich bereits daraus entfernt haben. Sehr deutlich ist dies bei Susanne zu sehen. Sie versucht mit aller Kraft, aus dem System auszusteigen. Sie bemerkt jedoch immer wieder, wie stark die emotionale Bindung zu den Eltern ist, so daß sie sich noch nicht lösen konnte.

An dieser Stelle möchte ich versuchen, eine Antwort auf die Frage zu geben, wie man aus dem suchtkranken System aussteigen kann. Aus meiner Sicht hat Frau Hübner, trotz der enormen Belastungen, denen sie im Laufe ihres Lebens begegnet ist, für sich einen Weg gefunden, mit ihrer eigenen Person und mit ihren Eltern ins Reine zu kommen. Meiner Meinung nach kann dies auch für andere Frauen eine Chance sein, sich abzulösen.

Ein erster Schritt ist das Zulassen und das Spüren der verletzten Gefühle. Dazu gehört möglicherweise auch zu Akzeptieren, daß die Mutter sich nicht so verhalten hat, wie es eine Mutter tun sollte. Eine Mutter soll ihr Kind lieben und dies auch dem Kind deutlich zu spüren geben. Die Mutter soll das Kind beschützen und seine Bedürfnisse und Gefühle wahrnehmen, diese respektieren und darauf eingehen. Nun ist dies alles vielleicht nicht geschehen und die Tochter hat vielmehr das Gegenteil davon erfahren. Um dies zu bewältigen, muß diese Erkenntnis in seiner gesamten und schmerzlichen Realität -mit all den damit verbundenen Gefühlen- zugelassen werden, auch wenn dies bedeutet, viel von dem in Frage zu stellen, was man für sich selbst als Wirklichkeit angesehen hat.

Auf diese Art und Weise können vielleicht die Erfahrungen, welche die Töchter in ihrem Aufwachsen gemacht haben, zu einem Teil ihrer Persönlichkeit werden. Sie können akzeptiert und integriert werden. Dann kann die Tochter versuchen zu verstehen, warum sich die Mutter und auch der Vater so verhalten haben, wie sie es getan haben. Dabei geht es nicht um eine Entschuldigung dafür, daß die Eltern vielleicht schlechte Eltern gewesen sind und sie aus bestimmten Gründen nicht ausreichend für die Tochter gesorgt haben. Vielmehr geht es darum, ein Verständnis dafür zu entwickeln, daß die Eltern auch nur Menschen und nicht ‚perfekt‘ sind; daß sie selbst Schwierigkeiten hatten, mit ihrem eigenen Leben zurecht zu kommen und deshalb nicht in der Lage gewesen sind, den Töchtern das zu geben, was sie in ihrer Kindheit und ihrem Aufwachsen gebraucht haben.

Mit diesem Verständnis ist es den Töchtern vielleicht möglich, zu verzeihen und sich nicht länger nur als Tochter zu sehen. Die Eltern ihrer Kindheit bleiben ihr Leben lang ihre Eltern, doch sie selbst muß nicht ihr Leben lang das Kind bleiben. Sie kann aus dieser Rolle herauswachsen und ein erwachsenes und eigenes Leben führen, das unabhängig ist von den Eltern und nicht länger verbunden ist mit deren Bedürfnissen und Gefühlen.

Ich hab, äh, ich hab mir gesagt, ich verzeihe (...), aber ich vergesse nicht, ich werde nie vergessen. Und, äh, ich versuche aber für mich jetzt das Positivste rauszuziehen, daß das einfach ein Werdegang meines Lebens war, was ich nicht verändern kann, was ich auch nie verändern werde, daß gehört einfach dazu und daß ich jetzt einfach Frieden (...) schließe und auch mit mir, mit meiner Wut, mit meinem Haß, mit allen Gefühlen, die eigentlich damit verbunden sind oder waren. Und ich hab eigentlich nie damit aufgehört, daran zu arbeiten, daß ich das eben irgendwann, wenn ich darüber rede, daß ich merke, wie so meine Gefühle heute sind(...), daß ich mich selber immer gut anschaue und merke, jetzt, es ist o.k.. (Frau Hübner)

9. Bücher für Betroffene

Dies ist eine Liste von Büchern und Readern, die (auch) für betroffene Kinder, Jugendliche und Erwachsene geschrieben worden sind:

✕ Black, Claudia:

Mir kann das nicht passieren! Kinder von Alkoholikern als Kinder, Jugendliche und Erwachsene

Wildberg: Mona Bögner-Kaufmann 1988

Inhalt (Klappentext): Die meisten Kinder aus Alkoholiker-Familien scheinen ihre Erfahrungen zunächst gut verarbeiten zu können. Nach außen hin fallen sie gewöhnlich nicht weiter auf. Die Autorin beschreibt eindringlich und praxisnah die Entwicklung solcher Kinder. Sie schildert deren Versuche, sich zurechtzufinden und anzupassen und die Rollen, die sie dabei übernehmen. Ihre spezifischen Überlebensstrategien führen jedoch oft zu Problemen im Jugend- und Erwachsenenalter, wie Depressionen, Unfähigkeit zu stabilen Beziehungen, Heirat mit Alkoholikern oder die Gefahr, selbst süchtig zu werden. Ein engagiertes Buch und für Betroffene und Fachleute gleichermaßen wichtiges Buch.

Autorin: Claudia Black ist eine erfahrene und international anerkannte Expertin in der Arbeit mit Kindern, die in Alkoholikerfamilien aufwachsen, bzw. Erwachsenen, die aus solchen Familien kommen.

✕ Fachstelle für Suchtprävention der drobs (DW) Lüneburg 1997:

Leben mit Eltern, die zu viel trinken. Ein Handbuch zur Selbsthilfe für Jugendliche.

Zu beziehen bei:

Drobs

Suchtberatung und –behandlung für Jugendliche und Kinder

Heiligengeiststr. 19

21335 Lüneburg

Kostenloser Reader

Inhalt: Der Reader spricht direkt Jugendliche an, die (ein) suchtkranke(s) Eltern(teil) haben. Der Reader beinhaltet kurze Fallgeschichten, erklärt die Krankheit Alkoholismus, gibt Tips und Ratschläge, wie Jugendliche mit der Problematik umgehen können und an wen man/frau sich wenden kann.

- ✕ Guttempler Jugend, Projekt "Mädchen aus suchtkranken Familien" (Hrsg.):

Traubensaft in Weißweinflaschen. Mädchen und Frauen erzählen von Familiengeheimnissen

Hamburg 1996

Zu beziehen bei:

Deutscher Guttempler Orden

Adenauerallee 45

20097 Hamburg

Tel.: 040/ 245880

Kosten: 10 DM

Inhalt: Das Buch beinhaltet Texte, in denen Mädchen und junge Frauen von ihrer Lebenssituation in einem Elternhaus erzählen, in dem Suchtprobleme den Alltag bestimmen. Die Texte sind entweder von den Mädchen und jungen Frauen selber geschrieben worden, oder es handelt sich um Interviews.

- ✕ Kekulé, Dagmar:

Ich bin eine Wolke

Reinbek bei Hamburg: rororo rotfuchs 1997

Inhalt: Erzählt wird die Geschichte von der 15-jährigen Lisa, deren Mutter Alkoholikerin ist, sich jedoch auf Kur befindet. Lisa sorgt in dieser Zeit alleine für sich und ihren Lebensunterhalt, bis das Jugendamt auf sie aufmerksam wird. Lisa möchte ihrer Mutter helfen und hofft auf ihre baldige Rückkehr. Sie wird jedoch enttäuscht, da ihre Mutter einen Rückfall hat. Am Ende möchte sie ihre Mutter aus der Anstalt rausholen, um mit ihr ein neues Leben zu beginnen, doch das Jugendamt greift sie auf und es kommt zu einer Heimeinweisung.

- ✕ Wegscheider, Sharon:

Es gibt doch eine Chance. Hoffnung und Heilung für die Alkoholiker-Familie

Wildberg: Mona Bögner-Kaufmann 1988

Inhalt (Auszug aus Klappentext): Dieses Buch ist ein hilfreicher Führer für Ärzte, Berater, Geistliche, Rechtsanwälte und alle Menschen, die mit dem Problem von Süchtigen und deren Familien konfrontiert sind. Betroffenen, die selbst oder deren Angehörige an Alkoholismus leiden, vermittelt es neue Einsichten und bietet Hilfestellung auf dem Weg zur Genesung.

Autorin: Sharon Wegscheider ist ausgebildete Sucht- und Familientherapeutin und selbst Tochter eines Alkoholikers.

✗ Woititz, Janet G.:

Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit. Wie erwachsene Kinder von Suchtkranken Nähe zulassen können

München: Kösel 1991

Inhalt: Dieses Buch behandelt die Fragen, welchen Menschen sich erwachsene Kinder von Suchtkranken als Liebespartner wählen und die Frage, was überhaupt unter einer gesunden Beziehung zu verstehen ist, sowie Beziehungsthemen von erwachsenen Kindern.

Autorin: Janet G. Woititz ist Psychotherapeutin und Präsidentin des "Institute for Counseling and Training".

✗ Woititz, Janet G.:

Um die Kindheit betrogen. Hoffnung und Heilung für erwachsene Kinder von Suchtkranken

München: Kösel 1990

Inhalt (Klappentext): Der Alltag für Kinder von Suchtkranken ist bestimmt von Angst, Scham und Wut. Jahrelang müssen sie die Vorspiegelung der glücklichen Familie nach außen hin aufrechterhalten. Sie dürfen niemanden wissen lassen, was zu Hause wirklich vor sich geht.

Wie sich das auf die schätzungsweise 2 bis 3 Millionen Kinder auswirkt, wenn sie erwachsen sind, beschreibt die Autorin in einfühlsamer Weise. Ein Buch, das mit konkreten Vorschlägen Mut macht, das eigene Leben selbstbewußt und zuversichtlich zu gestalten.

10. Literaturverzeichnis

A

- Appel, Christa (Hrsg.): Kinder alkoholabhängiger Eltern. Ergebnisse der Suchtforschung. Freiburg : Lambertus 1994
- Arenz-Greiving, Ingrid: Die vergessenen Kinder von Suchtkranken. Wuppertal : Impulse 1990
- Arenz-Greiving, I: Kinder von Suchtkranken - Auswirkungen der Suchterkrankung auf die Kinder. In: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Familie. Freiburg: Lambertus 1993
- Arenz-Greiving, I: Was kann/soll für Kinder von Suchtkranken getan werden? - Eine Problemanzeige. In: Jungeblodt, Ursula (Hrsg.): Suchtkranke am Rande - übersehen, vergessen, vernachlässigt. Freiburg: Lambertus 1990
- Arenz-Greiving, I.; Dilger, Helga (Hrsg.): Elternsüchte – Kindernöte. Berichte aus der Praxis. Freiburg i.Br.: Lambertus, 2.Aufl. 1994
- Atteslander, Peter: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin, New York: Walter de Gruyter. 8. Auflage 1995

B

- Bätz, Andrea: Zur Situation von Kindern in Alkoholikerfamilien. Familienstruktur und Rollenzuschreibung. Aachen: Shaker 1997
- Beyer, J./ Lamott, F./ Meyer, B.C. (Hrsg.): Frauenhandlexikon, München 1983
- Belotti, Elena Gianini: Was geschieht mit kleinen Mädchen? Über die zwangsweise Herausbildung der weiblichen Rolle in den ersten Lebensjahren durch die Gesellschaft. München: Frauenoffensive, 15. Auflage, 1991
- Bendel, Christine; Brianza, Angela; Rottenmanner, Isabelle (Hrsg.): Frauen sichten Süchte. Lausanne: ISPA-Press 1992
- Bentrup, M.: Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit aus systemischer Sicht in: Familiendynamik (1990), 15. Jahrgang, Heft 4, S. 346ff
- Berger, Herbert: Legnaro, A.; Reuband, K.-H. (Hrsg.): Frauenalkoholismus. Entstehung – Abhängigkeit – Therapie. Stuttgart: Kohlhammer 1983
- Bertling, A.: Wenn die Eltern trinken - mögliche Auswirkungen der Alkoholsucht der Eltern auf die Kinder. Berlin: Mona-Bögner-Kaufmann 1993
- Black, Claudia: Mir kann das nicht passieren! Kinder von Alkoholikern als Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Wildberg: Mona Bögner-Kaufmann 1988

- Böger, Claudia: Erziehung und weibliche Identität. Zur Thematisierung der Geschlechterdifferenz in der pädagogischen Semantik. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1995
- Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich 1998
- Brakhoff, Jutta: Kinder von Suchtkranken; Situation, Prävention, Beratung und Therapie. Freiburg i.Br.: Lambertus 1987
- Brakhoff, Jutta: Leiden auf kleinem Fuß. Die Süchtigen und ihre Kinder. In: SuchtReport, Heft Nr.2, März/April 1990, S.5-11
- Brüderl, Leokadia (Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Berlin/Weinheim/München: Juventa Verlag 1988
- Brüderl, L. (Hrsg.): Belastende Lebenssituationen: Untersuchung zur Bewältigungs- und Entwicklungsforschung. Weinheim/ München: Juventa 1988
- Buchholz, W.: Lebenswelt und Familienwirklichkeit. Studien zur Praxis der Familienberatung. Frankfurt/ New York: Campus Verlag 1984
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Streßbewältigung und Wohlbefinden in der Familie. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer 1996
- Burger, Angelika: Töchter und Mütter. Ablösung als Konflikt und Chance. Opladen: Leske + Budrich 1988

C

- Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive 1985

D

- Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Familie. Freiburg: Lambertus 1993
- Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Medikamentenabhängigkeit. Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren. Band 34. Freiburg i.Br.: Lambertus 1992
- Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V. (Hrsg.): "Wenn Mama und Papa high sind – bin ich down". Hilfen für Kinder suchtkranker Eltern. Heft Nr.43, Mai 1998

E

- Eckstein, Berthold; Kirchhoff, Gabriele: Überforderte Helden, verlassene Sündenböcke, einsame Träumer, ängstliche Clowns –zur Situation von Kindern aus Familien mit Suchtproblemen (Reader). Hagen 1998

F

- Fachstelle für Suchtprävention der drobs (DW) Lüneburg (Hrsg.): Leben mit Eltern, die zu viel trinken. Ein Handbuch zur Selbsthilfe für Jugendliche. 1997
- Flaake, Karin; King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt/New York: Campus, 3. Auflage 1995
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1998
- Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München: Juventa Verlag 1997
- Fthenakis, Wassilios: Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1988

G

- Gravenhorst, Lerke; Schablow, Michael; Cramon-Daibler, Birgit: Lebensort: Familie. Alltag und Biographie von Mädchen; Opladen: Leske + Budrich 1984
- Grunwald, Klaus: Alltag, Nicht – Alltägliches und die Lebenswelt. Weinheim und München: Juventa – Verlag 1996
- Guttempler Jugend, Projekt “Mädchen aus suchtkranken Familien” (Hrsg.): Traubensaft in Weißweinflaschen. Mädchen und Frauen erzählen von Familiengeheimnissen. Hamburg 1996

H

- Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich-männlich? Alltag und Biographie von Mädchen. Opladen: Leske + Budrich 1984
- Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V. (Hrsg.): Angehörige und Partner von Abhängigen. Problematik und Behandlungskonzepte. Schriftenreihe zu Suchtfragen Heft 1. Hamburg 1987
- Hammer, Signe: Töchter und Mütter - Über die Schwierigkeiten einer Beziehung. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch 1978
- Heckmann, Wolfgang (Hrsg.): Drogentherapie in der Praxis. Weinheim und Basel: Beltz 1991
- Helbing, Uta: Die armen Kleinen. In: SuchtReport Heft Nr.1, Januar/ Februar 1990, S.26-31
- Henschel, Angelika: Geschlechtsspezifische Sozialisation. Zur Bedeutung von Angst und Aggression in der Entwicklung in der Geschlechtsidentität. Eine Studie im Frauenhaus. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1993
- Herman, Judith Lewis: Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. München: Kindler 1994

Höcker, Katharina: Durststrecken. Zwischen Abhängigkeit und Aufbruch. Frauen und Alkohol. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1989

Hummel, Peter et al.: Der Einfluß elterlichen Alkoholmißbrauchs auf die Entwicklung der Töchter. Untersuchung der Inanspruchnahmepopulation eines Mädchenwohnheims. In: Sucht 44 (3) 1998, S. 207-215

Hurrelmann, Klaus: Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim und Basel: Beltz Verlag 1993

J

Jugendschutz heute (Zeitschrift). Bayern, Nr.2, April 1988

Jungeblodt, Ursula (Hrsg.): Suchtkranke am Rande - übersehen, vergessen, vernachlässigt. Freiburg i.Br.: Lambertus 1990

Jüttemann, Gerd; Thomae, Hans: Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag 1987

K

Kaufman, Pauline und Edward: Familientherapie bei Alkohol- und Drogenabhängigkeit. Freiburg i.Br.: Lambertus 1983

Kekulé, Dagmar: Ich bin eine Wolke. Reinbek bei Hamburg: rororo rotfuchs 1997

Koch, F.; Ritter, S.: Lebenswut-Lebensmut: Sexuelle Gewalt in der Kindheit. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlags-Gesellschaft 1995

Kollehn, Karlheinz: Alkohol und Erziehung. Berlin: Suchtprobleme in pädagogischen Feldern 1988

Koordinierungsstelle der bayrischen Suchthilfe (Hrsg.): Musterkonzeption des geschlechtsspezifischen Ansatzes in der Suchtarbeit. Beratung, ambulante und stationäre Therapie, Prävention. Erarbeitet vom landesweiten Arbeitskreis "Frauen und Sucht" der Koordinierungsstelle der bayrischen Suchthilfe, Dezember 1998

Kühne-Vieser, Kirstin; Thuma-Lobenstein, Siglinde: Sozialisation: weiblich. Theorien zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. Kurspraxis Bd.4: Bereich Frauen in der Gesellschaft. Seminar für Pädagogik der Universität Ulm, Frauenakademie. Mössingen-Talheim: Talheimer 1993

L

Lambrou, Ursula: Familienkrankheit Alkoholismus. Im Sog der Abhängigkeit. Hamburg: Rowohlt 1990

Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg der Liga der freien Wohlfahrtspflege (Hrsg.): Kinder von Suchtkranken. Frühjahrstagung 1992. Stuttgart 1992

Leonard, Linda: Töchter & Väter. Heilung und Chancen einer verletzten Beziehung. München: Kösel-Verlag 1985

M

Martel, Inge: MorgenGrauen. Berlin 1982

Matthes, Joachim (Hrsg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Frankfurt/Main: Campus – Verlag 1981

Mäulen, Bernhard: Kinder aus Trinkerfamilien. Der Zwang zum Helfen. In: SuchtReport 4/93, S.49-53

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1990

Mens-Verhulst, Janneke van; Schreurs, Karlein; Woertmann, Liesbeth (Hrsg.): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart Berlin Köln: Verlag W. Kohlhammer 1996

Merfert-Diete, Christa; Soltau, Roswita: Frauen und Sucht. Die alltägliche Verstrickung in Abhängigkeit. Reinbek: Rowohlt 1984

Metz-Göckel, S. / Nyssen, E.: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim/Basel: Beltz 1990

Meulenbelt, Anja: Frauen und Alkohol. Hamburg: Rowohlt 1998

N

Neubeck – Fischer, Helga (Hrsg.): Frauen und Abhängigkeit. Fachhochschule München 1991

Niedersächsische Landesstelle gegen die Suchtgefahren: Frau und Sucht. Berichtsband der Tagung der NLS vom 27.-29. April 1989 in Hannover. Hamburg: Neuland 1990

Niedersächsische Landesstelle gegen die Suchtgefahren (NLS): Jugend und Süchte. Fachtagung 1987. Hamburg: Neuland 1988

O

Osterhold, G.; Molter, H. (Hrsg.): Systemische Suchttherapie - Entstehung und Behandlung von Sucht und Abhängigkeit im sozialen Kontext. Heidelberg: Assanger 1992

R

Radinger, Elli: Erwachsene Kinder von Alkoholikern: Gefangen in der Vergangenheit. In: SuchtReport 3/ 94, S.48-52

Reichelt-Nauseef, S.: Einfluß von Alkoholismus auf die Familienstruktur und deren Veränderungen aus der Sicht der Mitglieder. Ammerbeck: Hamburg 1991

Rennert, Monika: Co-Abhängigkeit. Was Sucht für die Familie bedeutet. Freiburg i.Br.: Lambertus 1990

Richelshagen, K. (Hrsg.): SuchtLösungen - Systemische Unterstellungen zur ambulanten Therapie. Freiburg i.Br.: Lambertus 1996

Rosen, Rita: Mutter – Tochter. Anne – K1z. Zur Dynamik einer Beziehung. Opladen: Leske + Budrich 1993

S

Schedle, Andrea: Mütterliche Belastungsverarbeitung und frühe Entwicklung des Kindes. Hamburg: Kovac 1994

Schmidt, G.: Beziehungsmuster und Glaubenssysteme bei Kindern von Suchtpatienten. In: Brakhoff, J. (Hrsg.): Kinder von Suchtkranken - Situation, Prävention, Beratung und Therapie. Freiburg: Lambertus 1987

Schorr, E. (Hrsg.): Handwörterbuch der angewandten Psychologie. Bonn: Deutscher Psychologenv Verlag 1993

Schwoon, D.: Die Kinder von Abhängigen. In: Jugendschutz heute 2/1988, S. 4-7

Soehr, Josh von/ Stratenwerth, Irene: Süchtig geboren. Kinder von Heroinabhängigen. Hamburg: Rasch und Röhrig 1991

Sperlich, Christin: Die ersten drei Jahrsiepte. Ist bei Kindern süchtiger Eltern der Schaden jemals wieder gut zu machen? In: SuchtReport 6/ 95, S. 46-50

Sticht, U. / Liebrecht, H.: Die Rolle von Kindern in Familien mit einem Suchtproblem. In: Richels-
hagen, K. (Hrsg.): SuchtLösungen - Systemische Unterstellungen zur ambulanten Therapie. Frei-
burg: Lambertus 1996

T

Teske, K.: Wie erleben Kinder die Alkoholabhängigkeit in der Familie. Eschborn: Verlag Dietmar Klotz 1994

Tossmann, Peter; Bergmann, Barbara: "Hier geht es um mich!" In einer Alkoholikerfamilie aufzu-
wachsen, hat für die Entwicklung der Kinder meist schwerwiegende Folgen. In: SuchtReport 4/
89, S. 15-17

Trautman-Sponsel, R: Definition und Abgrenzung des Begriffs "Bewältigung". In: Brüderl, L.
(Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Weinheim/München: Juventa 1988

U

Ulrich, Wieland (Hrsg.): Mädchen und Junge – Mann und Frau: Geschlechtsspezifisch von Verhalten
und Erziehung? Frankfurt a.M.: Peter Lang 1991

V

Villiez, Thomas von: Sucht und Familie. Berlin: Springer-Verlag 1986

Vogt, Irmgard: Alkoholikerinnen. Eine qualitative Interviewstudie. Freiburg i.Br.: Lambertus 1994

Vogt, Irmgard; Winkler, Klaudia (Hrsg.): Beratung süchtiger Frauen; Konzepte und Methoden. Freiburg i.Br.: Lambertus 1996

W

Wegscheider, Sharon: Es gibt doch eine Chance. Wildberg: Bögner-Kaufmann 1988

Weiser, Eva: Kinder von Suchtkranken. Allein - belastet - ohne Hilfe? Referate, Arbeitsgruppenergebnisse, Frühjahrstagung 1992. Stuttgart: Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg der Liga der Freien Wohlfahrtspflege 1992

Wiedemann, Peter M.: Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews. Weinheim und München: Psychologie Verlags Union 1986

Winkelmann, Arno: Risikogruppe: Erwachsene Kinder von Alkoholikern. In: Psychologie heute, Oktober 1990, S.54-60

Woititz, Janet G. : Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit. Wie erwachsene Kinder von Suchtkranken Nähe zulassen können. München: Kösel 1991

Woititz, Janet G.: Um die Kindheit betrogen; Hoffnung und Heilung für erwachsene Kinder. München: Kösel 1990

Zeitschriften, Broschüren/Reader & Konzeptionen

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren e.V. (Hrsg.): Drogen und Sucht, Oktober 1995

Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V. (Hrsg.): "Wenn Mama und Papa high sind – bin ich down". Hilfen für Kinder suchtkranker Eltern. Heft Nr.43, Mai 1998

Eckstein, Berthold; Kirchhoff, Gabriele: Überforderte Helden, verlassene Sündenböcke, einsame Träumer, ängstliche Clowns – zur Situation von Kindern aus Familien mit Suchtproblemen (Reader). Hagen 1998

Fachstelle für Suchtprävention der drobs (DW) Lüneburg (Hrsg.): Leben mit Eltern, die zu viel trinken. Ein Handbuch zur Selbsthilfe für Jugendliche. 1997

Familiendynamik. 15. Jahrgang, Heft 4, 1990

Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention. Nr. 5 Oktober 1987

Jugendschutz heute. Nr.2, April 1988

Koordinierungsstelle der bayrischen Suchthilfe: Musterkonzeption des geschlechtsspezifischen Ansatzes in der Suchtarbeit. Beratung, ambulante und stationäre Therapie, Prävention. Dezember 1998

Psychologie heute. Oktober 1990

Stadt Freiburg i.Br.: Konzeption der Suchtprophylaxe. Band 1, Juli 1994

Sucht 44, Heft 3, 1998

SuchtReport. Europäische Fachzeitschrift für Suchtprobleme.

Hefte: 4, 89 / 1, 90 / 2, 90 / 4, 93 / 3, 94 / 6, 95

TAZ Nr. 3527/ 07.10.1991

1. Familiengeschichte

Wenn Sie an Ihre Kindheit zurückdenken, wie sind Sie aufgewachsen?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|---|--|
| Mutter/Vater/Geschwister Stadt-Land etc. | |
| Verhältnis untereinander | <ul style="list-style-type: none"> • Wie war das Verhältnis zur Mutter/Vater/Geschwister? • Wie war das Verhältnis der Eltern untereinander? |
| Andere wichtige Bezugspersonen | <ul style="list-style-type: none"> • Gab es andere Personen, die eine wichtige Rolle gespielt haben? |
| Familienrituale | <ul style="list-style-type: none"> • Gab es in Ihrer Familie Anlässe, die wichtig waren und immer auf eine gleiche Art und Weise abliefen? |

2. Geschlechtsspezifische Sozialisation

Wie wurden Sie erzogen?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|--|---|
| Bezugsperson Mutter / Vater andere Personen | <ul style="list-style-type: none"> • Wer hat Sie hauptsächlich erzogen? |
| Rollenverteilung in der Familie | <ul style="list-style-type: none"> • Wer war der Versorger der Familie? |
| Eigenverständnis von Mädchen-Sein | <ul style="list-style-type: none"> • Wurden Sie Ihre Meinung nach bewußt und gezielt als Mädchen erzogen? • Konnten Sie Ihre Bedürfnisse äußern, eine eigene Meinung haben? • Können Sie sich erinnern, wer Ihnen in Ihrer Kindheit ein Vorbild bezüglich Mädchen-Sein bzw. Frau-Sein gewesen ist? |

| | |
|-----------------------------------|--|
| Peer-Gruppe | <ul style="list-style-type: none"> • Hatten Sie in Ihrer Kindheit/Jugend eine beste Freundin? Hatten Sie Beziehungen zu Mädchen und Jungen? Können Sie mir darüber etwas erzählen? |
| Sexuelle Sozialisation/Aufklärung | <ul style="list-style-type: none"> • Wie wurde in Ihrer Familie mit dem Thema Sexualität umgegangen? • Wie bzw. von wem sind Sie aufgeklärt worden? • An wen konnten Sie sich mit Fragen und Sorgen wenden? |

3. Abhängige Mutter/süchtige Familiensituation

Um jetzt auf das Thema dieses Interviews zu kommen. Wenn Sie nochmals zurückschauen, wie war das so mit der Sucht Ihrer Mutter?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|----------------------------------|--|
| Wahrnehmung der Sucht der Mutter | <ul style="list-style-type: none"> • In welchem Alter haben Sie bewußt wahrgenommen, daß Ihre Mutter suchtkrank ist? • Wußten Sie, was und wieviel Ihre Mutter konsumiert hat? |
| Geheimnis oder Offenheit | <ul style="list-style-type: none"> • Wurde in Ihrer Familie oder auch außerhalb über die Sucht der Mutter geredet? • Gab es speziell eine Person, mit der Sie offen reden konnten, oder irgendeine andere Stelle, von der Sie Hilfe und Unterstützung bekommen haben? • Haben Sie irgend etwas getan, um die Sucht Ihrer Mutter geheimzuhalten? |
| Auswirkungen auf die Familie | <ul style="list-style-type: none"> • Hatte die Sucht Auswirkungen auf die Familie, und auch auf Ihr Leben ganz allgemein? |
| Suchtverständnis | <ul style="list-style-type: none"> • Wissen Sie noch, was für eine Einstellung zu Sucht Sie damals ganz allgemein hatten? Haben Sie selbst in dieser Zeit geraucht/getrunken? |

| | |
|--------------------|--|
| Mutter als Vorbild | <ul style="list-style-type: none"> • Gibt es etwas, was Sie an Ihrer Mutter bewundert haben/bewundern, worin sie Ihnen Vorbild ist? • Gibt es etwas, wo Sie sagen, daß hat meine Mutter nicht gut gemacht, das möchte ich später mal besser/anders machen? |
|--------------------|--|

4. Bewältigungsstrategien und Schutzmaßnahmen

Was haben Sie getan, um schwierige Situationen zu Hause auszuhalten?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|------------|---|
| Gefühle | <ul style="list-style-type: none"> • Wenn Sie sich heute daran zurückerinnern, welche Gefühle hatten Sie? • Wie sind Sie mit diesen Gefühlen umgegangen? |
| Strategien | <ul style="list-style-type: none"> • Kam es vor, daß Sie Ihre Mutter für das „bestraft“ haben, was Sie Ihnen angetan hat oder haben/hatten Sie Phantasien diesbezüglich? |

Falls andere Geschwister vorhanden sind:

Können Sie sich erinnern, wie Ihre Geschwister mit schwierigen Situationen zu Hause umgegangen sind?

5. Rückblick und Auseinandersetzung mit der damaligen Zeit

Gab es Phasen/Momente in Ihrem Leben, wo Sie heute sagen, da hat sich was geändert, oder ich habe mich geändert?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|--------------------|---|
| Auslöser und Alter | <ul style="list-style-type: none"> • Was waren dafür die Auslöser und in welchem Alter war dies? |
|--------------------|---|

| | |
|---|---|
| Eindrückliche Erinnerungen aus der Kindheit | <ul style="list-style-type: none"> • Wenn Sie heute zurückschauen, was ist Ihnen noch am lebhaftesten im Gedächtnis? |
| Gefühle | <ul style="list-style-type: none"> • Gibt es heute noch Situationen mit Ihrer Mutter oder auch anderen Menschen, in denen ‚alte‘ Gefühle wieder hoch kommen? • Was machen Sie dann? |
| Bewußte Auseinandersetzung mit/Wahrnehmung der eigenen Geschichte | <ul style="list-style-type: none"> • Gab es einen Zeitpunkt in Ihrem Leben, an dem Sie sich bewußt mit Ihrer eigenen Person und evt. Auch mit Ihrer Mutter auseinandergesetzt haben? In welchem Rahmen hat dies stattgefunden? |

6. Heutige Situation

Wie leben Sie heute?

Konkrete Nachfragen:

| | |
|--|--|
| Momentane Beziehungsform | |
| Qualität der Beziehungen zur Herkunftsfamilie | <ul style="list-style-type: none"> • Welches Verhältnis haben Sie zu Ihrer Mutter / Vater / Geschwister? |
| Einfluß der Sucht der Mutter auf Leben der Tochter | <ul style="list-style-type: none"> • Glauben Sie, daß die Sucht Ihrer Mutter Sie und Ihr Leben, so wie es heute ist, in irgendeiner Weise beeinflusst hat oder immer noch beeinflusst? • Wie hat Ihre Mutter Ihr Frauenbild geprägt? |
| Umgang mit und Einstellung zu Suchtstoffen | <ul style="list-style-type: none"> • Welche Einstellung haben Sie persönlich zu Sucht? |
| Probleme und Stärken | <ul style="list-style-type: none"> • Gibt es persönliche Probleme, die Sie ganz konkret auf die Sucht der Mutter zurückführen? • Gibt es Stärken, die Ihnen dadurch erwachsen sind? |

Welche Wünsche haben Sie für Ihre Zukunft?

Befragung von ExpertInnen zum Thema

“Töchter von suchtkranken Müttern”

- In welchem Rahmen haben sie mit Töchtern von suchtkranken Müttern zu tun?
- In welchem Alter kommen Frauen zu Ihnen?
- Was sind aus Ihrer Sicht “typische” und häufig auftretende Problematiken/Schwierigkeiten von Frauen, die Sie in Ihrer Arbeit erleben?
- Können Sie auf dem Hintergrund Ihrer Arbeit bestätigen, daß Töchter von suchtkranken Mütter eine Tendenz haben, selbst suchtkrank zu werden?
- Oder erleben Sie häufiger, daß eine Tochter ganz im Gegenteil sehr abstinert in Bezug auf Suchtmittel leben?
- Trifft es häufig zu, daß Töchter in Partnerschaften leben, die auch von einer Suchterkrankung betroffen sind?
- Wie erleben Sie die Betroffenen als Frauen, in Bezug auf eine möglicherweise mangelhafte Vorbildfunktion der Mutter?
- Gibt es ganz bestimmte Auslöser, die Frauen dazu bewegen, sich mit Ihrer Vergangenheit zu beschäftigen?
- Was hilft den Frauen am ehesten, sich von der Mutter zu lösen, unabhängig davon, ob die Mutter noch lebt oder bereits verstorben ist?
- Sehen Sie einen besonderen Handlungsbedarf speziell für Töchter von suchtkranken Müttern?
- Welches Verhältnis haben Töchter heute zu ihrer Mutter/ Eltern?
- Welche Stärken, welche Schwächen haben Frauen ganz konkret durch die Suchterkrankung der Mutter aus Ihrer Sicht?

Interview Nr.:

Datum:

Ort:

Dauer:

Kassette ☐Abschrift ☐**Teilnahmemotivation:**

Angaben zur befragten Person

Alter

Ausbildung

Berufstätigkeit

Kinder

Partnerschaftsstatus

Zusätzliche Informationen, besondere Vorkommnisse

Interviewatmosphäre, Interaktion zwischen Befragter und Interviewerin

Svenja Matzer

Studentin an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Freiburg i.Br.

Diplomarbeit “Biographie und Lebenswelten von Töchtern von suchtkranken Müttern”

Zusicherung der Anonymität der Aufzeichnungen

-Zum Verbleib bei der Befragten-

Ich bedanke mich bei Ihnen für Ihre Bereitschaft, an der Befragung im Rahmen meiner Diplomarbeit teilzunehmen!

Die Durchführung der Befragung erfolgt auf der Grundlage der Bestimmungen des Datenschutzgesetzes. In meiner Funktion als Interviewerin unterliege ich der Schweigepflicht und bin auf das Datengeheimnis verpflichtet. Diese Arbeit dient allein wissenschaftlichen Zwecken.

Mit diesem Schreiben möchte ich Sie über die Vorkehrungen zur Anonymisierung der Aufzeichnungen informieren und Ihre Einwilligung zur Auswertung einholen.

Ich sichere Ihnen folgendes Verfahren zu, damit Ihre Angaben nicht mit Ihrer Person in Verbindung gebracht werden können:

- ☒ Ihr Name und Ihre Anschrift werden gelöscht. Die Interviewcassette wird nur mit einem Zahlencode versehen.
- ☒ Die Bandaufzeichnung wird bei der Abschrift anonymisiert, indem alle Namensangaben (z.B. Personen-, Orts-, Straßennamen oder Namen von Arbeitsstätten) sinngemäß verändert werden. Berufsbezeichnungen werden ebenfalls analog verändert. Altersangaben werden um einen Faktor von 0 bis 2 Jahre nach oben oder unten verändert.
- ☒ Das Band wird gelöscht oder Ihnen übergeben, wenn Sie dies wünschen. Sie können eine Abschrift des Interviews bekommen, um die Anonymisierung zu überprüfen.
- ☒ Die Datenschutzbestimmungen verlangen, daß ich Sie noch einmal ausdrücklich darauf hinweise, daß aus einer Nichtteilnahme keine Nachteile entstehen. Sie können Antworten auch bei einzelnen Fragen verweigern.

Svenja Matzer

Bestätigung der befragten Person zu folgenden Punkten:

- X Aufklärung der Befragten über die Zusicherung der Anonymität der Aufzeichnungen.**
- X Information zu der Vorgehensweise der Anonymisierung.**
- X Einwilligung in die Auswertung des persönlichen Interviews zu wissenschaftlichen Zwecken im Rahmen der Diplomarbeit von Svenja Matzer.**

-Zum Verbleib bei der Interviewerin-

Hiermit bestätige ich, über den Datenschutz, die Anonymisierung sowie die entsprechende Vorgehensweise informiert worden zu sein. Desweiteren bestätige ich die Einwilligung zu der Auswertung meines Interviews zu rein wissenschaftlichen Zwecken.

Zugesichert wurde mir folgendes Verfahren bei der Anonymisierung, damit die von mir gemachten Angaben nicht mit meiner Person in Verbindung gebracht werden können:

- X Mein Name und meine Anschrift werden gelöscht. Die Interviewcassette wird nur mit einem Zahlencode versehen.**
- X Die Bandaufzeichnung wird bei der Abschrift anonymisiert, indem alle Namensangaben (z.B. Personen-, Orts-, Straßennamen oder Namen von Arbeitsstätten) sinngemäß verändert werden. Berufsbezeichnungen werden ebenfalls analog verändert. Altersangaben werden um einen Faktor von 0 bis 2 Jahre nach oben oder unten verändert.**
- X Das Band wird gelöscht oder mir übergeben, wenn ich dies wünsche. Ich kann eine Abschrift des Interviews bekommen, um die Anonymisierung zu überprüfen.**

Unterschrift der befragten Person

Problemkatalog aus einer Al-Anon Selbsthilfegruppe erwachsener Kinder von Alkoholkranken¹

Wir erstellen eine Liste unserer gemeinsamen Eigenschaften. Früher halfen sie uns vielleicht, in einer Alkoholikerfamilie zu überleben: jetzt stehen sie uns im Wege. Wir haben gemerkt, daß, wenn, wir und mit dieser Liste identifizieren und lernen zu sehen, wie sich diese Eigenschaften in unserem Leben bemerkbar machen, wir anfangen können, uns zu ändern.

Die Probleme:

1. Wir wurden einsam und ängstlich gegenüber fremden Leuten und Autoritäten
2. Wir hatten Angst vor zornigen Leuten und vor persönlicher Kritik
3. Wir beurteilten uns selber sehr hart und hatten ein niedriges Selbstwertgefühl
4. Wir agieren nicht – wir reagieren
5. Wir sind abhängige Leute, die Angst vor dem Verlassen werden haben. Wir würden alles tun, um eine Beziehung aufrechtzuerhalten, denn wir fürchten und vor dem Scherz des Verlassenwerdens. Dem Schmerz, den wir in unserer Kindheit fühlten, weil unsere Eltern und seelisch alleine ließen
6. Wir wurden selbst Alkoholiker, heirateten einen solchen oder beides zusammen. Oder aber wir finden sonst eine wesensverwandte Person, zum Beispiel einen “workaholic” (Arbeitssüchtigen), bei der wir unsere Angst vor dem Verlassenwerden pflegen können
7. Nach jahrelangem Leben inmitten eines traumatischen und oft gefährlichen Familientheaters wurden wir süchtig auf diese Atmosphäre
8. Wir leben wie Opfer, und wir werden von den Schwächen unserer Freunde und Geliebten angezogen
9. Wir verwechseln Liebe mit Mitleid, und wir neigen dazu, Leute zu lieben, die wir bemitleiden und retten können

¹ Al-Anon in Jugendschutz heute 1988, S.7

10. Wir wuchsen in einer Familien- und Existenzsymbiose auf, und nun fühlen wir uns nicht imstande, unabhängig und selbständig zu leben
11. Wir fühlen uns schuldig, wenn wir uns einmal für uns selbst wehren, anstatt einfach den andern recht zu geben
12. Wir wurden zu "Anerkennungssuchenden" und verloren unsere Identität in diesem Prozeß
13. Wir haben ein überentwickeltes Verantwortungsgefühl. Wir befassen uns immer mit anderen anstatt mit uns selbst; dies hindert uns daran, unsere eigenen Probleme zu beleuchten
14. Alkoholismus ist eine Familienkrankheit. Einige von uns tranken, andere nicht. Wir alle jedoch wurden Co-Alkoholiker und übernahmen die charakteristischen Eigenschaften der Krankheit
15. Wir haben unserer Gefühle seit unserer traumatischen Kindheit unterdrückt. Wegen dieser grundsätzlichen Haltung haben wir die Fähigkeit verloren, unsere echten Gefühle, gute und schlechte, wahrzunehmen und sie auch zu formulieren. Gefühle überhaupt zu haben, war eben bis dahin immer nur leid- und schmerzvoll